This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

G
139
M61
1858
v.4

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe in 5 Bänden.

Vierter Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1859.

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe in 5 Bänden.

Vierter Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1859.

Meyer's Universum

VIERTER BAND.

BEI HALIFAX

OCTAV AUSGABE

HILDBURGHAUSEN
Verlag des Bibliographischen Instituts.

POMPEJI.

Pompeji.

Große Geister und starke Seelen erheben sich über ihre Zeit. Für das Gewöhnliche nur ist die Regel; für das Ungewöhnliche gilt sie nicht. In diesem Sinn läßt das Alterthum seinen gefeiertsten Heros in den Gewässern des Styx baden und durch Centauren erziehen, stellt die Gegenwart so gern ihre großen Männer auf den Kothurn des Außerordentlichen, und sucht die Berechtigung ihres Handelns außerhalb der Ordnung, welche die moralische Welt zusammenhält und gewöhnliche Sterbliche verpflichtet. Wenn ein Monarch im leidenschaftlichen Verfolg seiner Zwecke die Blüthe seines Volks auf die Schlachtbank führt und der Sieg ihn krönt, so wird ihm mit dem Triumphzug das Triumphgeschrei der Menge niemals fehlen; wenn ein Anderer durch Gewalt, Betrug und Arglist sein Volk zum Lastthier herabwürdigt, während er sich mit aller Pracht und allem Pomp des Herrschers umgibt, so werden sich immer Bewunderer und dienstfertige Geister finden, welche aus der Verderbniß des Volks das Recht des Herrschers, es zu verderben, konstruiren. Vor der Macht der Willkür kann das Recht selbst als Unrecht erscheinen. Sehen wir nicht in manchen der schönsten Länder der kulturstolzen Europa Despotismus, Sklaverei und Grausamkeit herrschen und schamlos heiligen Menschenrechten Hohn sprechen? Und doch, wie Wenige wagen es in dieser von der Selbstsucht umstrickten Zeit, das Scheußliche abscheulich zu finden und die Verworfenheit mit Mißbilligung und Verachtung zu strafen! Theilnahmlos und ungerührt gaffen Millionen die Büberei an, und wenn diese die Maske abwirft und es nicht einmal mehr der Mühe werth hält, über ihre schwarzen Thaten einen Schleier zu decken, so rufen andere Millionen, denen die Größe der Schamlosigkeit eben so sehr imponirt, als die Größe der verbrecherischen That, ihr Bravo! Elende Zeit und elende Menschen, denen der Instinkt sogar für die Tugend, denen das Gefühl sogar für Gerechtigkeit, Ehre, Menschenwürde, Selbstbestimmung und Freiheit verloren gegangen ist! Dienend der niedrigsten Selbstsucht, ist gegen dieses bleiche, grinzende Lakayengeschlecht der Negersklave noch ein Held; denn, wie ein Anderer gesagt hat: „der ist doch nur Sklave

der Kette und Peitsche, sie aber sind die Sklaven ihres schlechten Herzens, ihres verderbten Verstandes und ihrer Feigheit".

Ich sage es frei heraus: Die Sünden der Gesellschaft erfüllen die gesittete Erde und die großen Verbrechen, im Schooße der Völker begangen, hauchen Gestank aus allen Winkeln. In den Miasmen werden nie dagewesene Pestilenzen ausgebrütet. Faul ist das ganze Wesen der Gesellschaft. Man blicke nur auf die Tagesgeschichte und ihr ekelhaftes Gebahren, man blicke über den Rhein! Dieses nichtsnutzige Geschlecht, welches sich brüstet, die Nächstenliebe durch die Selbstliebe erstickt zu haben, hat es schon gelernt, die Ordnung in der Unordnung, das Recht im Unrecht, den Frieden im permanenten Kriegszustande, die Treue in der Treulosigkeit, die Ehre in der Niedertracht, die Wahrheit in der Lüge anzuerkennen.

Indeß, so trostlos auch die Gegenwart sich darstelle, so entbehrt die Zukunft der Keime und Bürgschaften der Hoffnung dennoch nicht. Das Zerstörungswerk in der sittlichen Welt mag noch eine Zeit lang dauern, das entfesselte Contagium der Fäulniß mag fortfahren, die Köpfe zu entzünden, die Begriffe von Recht und Unrecht, von Gutem und Bösem zu verwirren und die Bande der Gesellschaft zu lockern und aufzulösen: — aber wie jeder Ursache in der physischen Welt die Grenze ihrer Wirkung gesteckt ist, so werden auch die sittlichen Zerstörungselemente die Grenze finden, jenseits welcher ihre Verwüstungsgewalt aufhört. Jede Thorheit heilt sich selber durch ihre Folgen, und unter den Thorheiten, den Verbrechen und dem Verfall unserer Zeit kommt, wenn auch für die Menge noch unsichtbar, die Metamorphose der Verjüngung langsam zur Reife. Aus dem Dunkel der Gegenwart zieht ein lichter Schimmer der Hoffnung in die Geister ein. Ich sehe schon den fernen Tag sich röthen, wo zündende Gedanken durch die Völker fahren und wo die Menschen, müde ihrer Verworfenheit und Verkommenheit, eines Sinnes werden, sich aufzuraffen, um die ihnen innewohnende plastische und erhaltende Lebenskraft wieder zur vollen Geltung zu bringen. Erst muß freilich das alte Haus verschwinden, ehe ein neues gebaut werden kann auf seinem Platze; auch die alte Gesellschaft muß alle Stufenjahre ihres Lebens durchlaufen und sich aufgelöst haben, ehe aus ihren Elementen eine neue zu konstruiren ist. Daß der Verwesung und Verwandlung nur ein ruhiger Verlauf gelassen werde! Aber die große Gefahr ist, daß man sie störe und irre in plumper Weise; daß man dadurch den Krieg aller Leidenschaften entzünde; daß man die wilden Triebe zu Gewaltthat und allgemeinem Umsturz erwecke, daß die Bande sich plötzlich lösen und daß dann der Ruf zum Schwerte — ein Ruf Aller gegen Alle — durch Europa gehe. Die Bedeutung einer solchen Katastrophe ist so furchtbar, so ernsten, tiefen Inhalts, daß gewiß nur Verzweifelte oder Verrückte sie herbeiwünschen können. Einer gewaltsamen gesellschaftlichen Umwälzung in dieser Zeit würden alle Elemente der Gesittung im Wege und zuwider sein. Religion, Moral, Wissenschaft, Kunst, Geist, Erfahrung, die Wunder der Industrie

wären ihr ein Greuel, Zerstörung wäre ihr gemeinsames Loos, in den Paroxismen des Wahnsinns würden die losgebundenen Völker die ganze Leiter menschlichen Frevels durchlaufen und sie würden nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie, nachdem sie alles Bestehende umgestürzt, alles Feste zerschmettert, alles Hohe geschleift, alles Edle erwürgt, allen Besitz gewechselt hätten, in ihrer eigenen Unfähigkeit, in ihrer Hülflosigkeit, in ihrer Erschöpfung und in ihrem Elend für ihre Raserei die Grenze finden würden.

Es herrscht Analogie in dem Verlauf der Revolutionen der sittlichen und der physischen Welt. Wenn die Natur in ihrer organischen Entwickelung nicht gestört wird, macht sie keine Sprünge; aus einer Phase des Lebens in die andere ist der Uebergang still und ruhig; wenn aber die Elemente ihres Wirkens sich einander hindernd oder feindlich entgegentreten, dann macht sich nothwendig der Gegensatz der langsamen, stetigen Entwickelung geltend, Widersprüche werden in ihrem innersten Leben aufgeregt, die Kräfte akkumuliren sich, steigern sich zur höchsten Gewalt und zum Despotismus, und, ganz wie in der sittlichen Welt, durchlaufen sie nun eine Stufenfolge von Freveln wider einander, bis der Umlauf derselben vollendet, die Kraft in ihrer Wirkung erschöpft ist und die Extreme sich wieder ausgeglichen haben. Entsetzliche Katastrophen gehen diesem Streiten der erregten Elementarkräfte im Gefolge. Orkane fegen die Wälder von den Häuptern der Gebirge, begraben die Flotten in den Meergrund und stäuben die Wohnungen der Menschen von der blühenden Erde; — des Wassers Gewalt reißt die schützenden Dämme von dem Strande und begräbt ganze Landschaften mit allem Lebendigen; des Feuers Wuth frißt Städte mit ihrem Reichthum; noch viel furchtbarer sind aber die Zerstörungen, welche aus dem unterirdischen Kampf der elastischen Gase mit dem starren Felsgerippe der Erde gelegentlich hervorgehen. Erdbeben legen zuweilen ganze Länder wüst, und löschen das Leben von Bevölkerungen aus. Zagend fragt sich dann wohl der Zeuge solcher Katastrophen bei dem plötzlichen Untergang von so viel Schönem und von so viel Menschenglück: Wie verträgt sich das mit der Vorstellung von dem Walten der Liebe und Gerechtigkeit in Gottes Schöpfung? Und mit lachendem Munde tritt der Leugner Gottes zu dem Schwachen und sagt ihm: Siehe, du hast von Gottes Thaten bisher mit Begeisterung erzählt und allezeit seine Herrlichkeit, Liebe und Gerechtigkeit gepriesen: mach' nun dieß Schauspiel zum Probirstein deines Wahns! Werde inne, daß aller Gottesglaube eitel sei und auf Nichts gestellt. Wo findest du die Quelle der ewigen Liebe, die auf's Erhalten geht? Wo ist die Wage der Gerechtigkeit? Wo ist die Hand, die sie hält mit unveränderlicher Unparteilichkeit? Sage dich los von deinem Aberglauben; denn was du Gott und Vorsehung nennst, ist nichts als entweder der erwärmende, heilbringende Sonnenstrahl, oder der zerschmetternde Blitz des Zufalls; wenn du aber die Natur beobachtest, so wirst du finden, daß Zerstörung vorzugsweise ihr Wesen ist und Niederreißen ihre Stärke.

So spricht der Apostel des modernen Materialismus, und so jeder Thor, der seine Irrthümer in das Reich des Glaubens trägt und mit dem Maßstabe seines Evangeliums, das der eigenen Mutter die Existenz abspricht, göttliche Dinge messend, sie in das Thierische hinabzuziehen trachtet. Ihm, in dessen Gehirn der Strahl der Wahrheit sich in so viel Farben getrennt und verfinstert hat, daß ihm sein menschliches Dasein unkenntlich wurde, ist das geistige Leben zum Schemen einer Scheinwelt herabgesunken; er spricht sich eine unsterbliche Seele ab und verdammt sich selbst, ein bloß sterbliches Leben zu führen. Die Menschenseele ist, nach seiner Meinung, nur eine Sinnenthätigkeit phosphorescirender Nervenfäden, ein triviales Würfelspiel mit den Atomen einer Elementarwelt, ein lächerlicher Larventanz höherer Scheinkräfte in Thierverkleidung. Er müht sich ab, die Menschen auf die unterste Stufe organischer Geschöpfe hinabzuführen, indem er uns glauben machen will, die Menschheit offenbare in ihren herrlichsten und erhabensten Erscheinungen, in einem Confucius und Moses, in einem Socrates und Plato, in einem Homer, Dante und Milton, in einem Aeschylus und Shakespeare, in einem Schiller und Goethe, in einem Baco, Newton und Humboldt nichts mehr und nichts weniger als ein kindisches Spiel chemischer Kräfte! Wohl könnte man den modernen Materialismus ruhig denselben Weg gehen lassen, den alle ähnliche Ausgeburten menschlichen Dünkels und Wahnwitzes seit Jahrtausenden gegangen sind: den Weg alles Nichtigen zur Vergessenheit; — wenn nur nicht gerade unsere überspannte Zeit und unsere nervenschwache Gesellschaft dazu angethan wäre, Gift und Pestilenz aus dem materialistischen Schlamm zu saugen. Dieses Geschlecht, welches, der Natur entfremdet und vom gesunden klaren Gottesglauben abgelöst, schon lange in künstlichen Abstraktionen lebt und nach den Schattenbildern leerer Theorien und philosophischer Gaukler und Taschenspieler rennt; dieses Geschlecht, das, in seinen Irrthümern befangen, beständig über das Wirkliche und Vernünftige hinübergreift, folgt dem Schellengeläute williger, welches nach dem frivolen Treiben der Sinnenwelt lockt, als der Stimme der Weisen, Guten und Großen, die in den Tempel des Herrn ruft. Das Unheil, welches die materialistischen Lehren angerichtet haben, gibt sich im Zustande unseres häuslichen und öffentlichen Lebens, leider! deutlich genug zu erkennen.

Oder ist etwa das Bild, das mir vor Augen schwebt, ein Traum? Ist die fratzenhafte Lüderlichkeit und Gottlosigkeit, die Einen anekelt bei jedem Blick, den man forschend in die Gesellschaft wirft, keine Thatsache? Betrachtet es nur, das weltkluge Phrasenvolk drüben über'm Rhein, das in wechselseitigem Lug und Betrug, bis in die geringsten Lebensgeschäfte herab, seine Ehre sucht; das beständig zwischen frecher Licenz und knechtischer Niedertracht schwankt, das bald wohlgefällig auf die Narben seiner Ketten zeigt und das Glück des Despotismus in den siebenten Himmel hebt, bald mit der Kokarde der Freiheit und Gleichheit sich schmückt und

großer Entdeckungen in Sachen der Selbstregierung sich rühmt, oder sich Kammern baut, wo Freiheit und Rechtsungleichheit einträchtiglich neben einander wohnen sollen, wie die Taube und der Geier. Wo ist ein vernünftiges, ehrenhaftes, folgerechtes, festes Anstreben nach einem klarbewußten Ziele sichtbar? Nirgends. Aber überall guckt ein fieberhaftes Zappeln, bald nach einer, bald nach der andern Richtung heraus, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, ehrloses Verhüllen, Vertuschen, Belügen, Bemänteln und Betrügen gegen einander, ein Grollen und Hadern ohne Kraft und ohne Würde, während der große Haufe mit besessener Gier nach dem Thaler läuft, und vor dem Gotte der Unterwelt, als dem einzigen Gotte, an den er noch Glauben hat, sich anbetend in den Staub wirft.

Das war ein langes Vorwort zu einem kurzen Universum-Artikel. Lieber Leser, nimm mir's nicht übel.

Im Jahr 79 nach Christus, zur Regierungszeit des Kaisers Titus, war es, als jener Ausbruch des Vesuv erfolgte, der, von Erdbeben begleitet, welche die italische Landfeste erschütterten, viele blühende Orte zerstörte oder unter Lava und Asche begrub, Tausenden von Menschen das Leben kostete und das gepriesene Campanien, das Eden Italiens, wo die Großen und Mächtigen Roms ihre Sommerpaläste und Prachtgärten hatten, größtentheils in eine unfruchtbare Einöde verwandelte. Zwei Städte ragten über den von der Katastrophe betroffenen hervor: Herculanum und Pompeji. Sie waren nach Capua und Neapolis die größten und reichsten Unteritaliens. Herculanum hatte eine Bevölkerung von mindestens 100,000 und die von Pompeji zählte über 40,000, als die Asche des Vesuvs beide Orte für siebenzehn Jahrhunderte mit ihrem Leichentuche bedeckte.

Pompeji war, wie die Genossin seines Schicksals, Herculanum, von Oskern gegründet, später von Hellenen bewohnt, die sich aus den großgriechischen Pflanzstädten im heutigen Sicilien während der häufigen Kriege und bürgerlichen Unruhen massenhaft in Unteritalien ansiedelten, daselbst republikanische Gemeinwesen stifteten und hellenische Kultur in weiten Kreisen verbreiteten. Als das junge Rom zu Macht und Einfluß in ganz Italien gelangte, traten die griechischen freien Städte mit der größeren Republik in Bundesgenossenschaft, um sich gegen die Gelüste fremder Eroberung und Herrschaft zu schützen: allmählig wurde ihnen jedoch Roms Freundschaft so drückend und kostbar, daß man die Feindschaft als das kleinere Uebel wählte. In dem Kriege, den die Bundesgenossen gegen die Römer wagten, blieben diese Sieger und die Ueberwundenen mußten sich in's Joch der Unterthänig-

keit fügen. Auch Pompeji traf dieſes Geſchick. Der größte Theil der helleniſchen Bevölkerung, deren angeborene Liebe zur Freiheit das neue Verhältniß unerträglich fand, verließ jedoch lieber das paradieſiſche Campanien und wanderte maſſenhaft nach Hellas und in die griechiſchen Kolonien Siciliens zurück. Dadurch ſah ſich Rom genöthigt, Land und Städte mit neuen Anſiedlern zu beſetzen. Viele kamen aus Latium, denn bei dem Tauſche war der Vortheil auf der Seite Campaniens; und deſſen Städte blüheten, von Rom begünſtigt und beſchützt, nun raſch zu ſchöner Entfaltung auf. Pompeji erhielt die Freiheiten einer römiſchen Municipalſtadt. Es hatte eine eigene Verwaltung und wurde durch den Handel reich. Daß der Veſuv Gefahr bringen könne, daran dachte man damals nicht; denn der Feuerberg hatte ſich ſeit Jahrhunderten ganz harmlos bewieſen und an die leichten Rauchwölkchen, die kräuſelnd ſeinem Krater zuweilen entſtiegen, knüpfte ſich keine Ahnung an die Möglichkeit einer Kataſtrophe, wie ſie nach nicht langer Zeit verheerend hereinbrach. Unvorbereitet und urplötzlich erfolgte nämlich im Jahre 63 n. Chr., unter Nero's Schwertherrſchaft, ein Ausbruch aus mehren Oeffnungen, der Herculanum zum dritten Theil in Trümmer legte und auch Pompeji theilweiſe zerſtörte. Dieſe dem Wohlſtande der Stadt geſchlagene ſchwere Wunde war kaum geheilt, da brach die zweite, größere Kataſtrophe herein, welche wir erwähnt haben. Pompeji verſchwand durch dieſelbe vom Angeſicht der Erde. Spätere Ausbrüche goſſen Lavaſtröme über die Aſchendecke und wälzten vulkaniſche Schlammwogen über beide hin. Jede Spur der herrlichen Stadt war vergangen und im Laufe der folgenden Jahrhunderte, in deren Stürmen das Römerreich ſelbſt zuſammenſtürzte, fremde Völker verwüſtend und zerſtörend die Länder durchtobten und alles römiſche Kulturleben niederſtampften und vernichteten, erloſch ſelbſt das Andenken an den Ort, wo Pompeji geſtanden.

Und doch war die Decke, welche die Stadt verbarg, keineswegs ſo ſchwer, daß ſie nicht hätte gelüftet werden können. Gar ſelten ſteigt nämlich ihre Dicke auf 15 Fuß, und als man im Jahr 1680 beim Graben eines Brunnens die erſten Spuren ihres Daſeins wieder auffand und verfolgte, fand man bei dem Abräumen des Geſtrüpps, welches die Gegend überwucherte, an mehren Stellen noch Säulenkapitäler, Architrave und Frieſe von Tempeln und Theatern aus dem Boden ragen. Die erſten Ausgrabungen geſchahen in den letzten Jahren des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Anfangs bekümmerte ſich die Regierung nicht um dieſelben und überließ ſie der Privatſpekulation, welche eben auch nur auf's Geradewohl an Orten, wo ſie lohnende Kunſtbeute zu machen hoffte, ein Loch abteufte und ein Stück von einem Tempel oder Hauſe zugänglich machte, um Geld und Kunſtſachen herauszunehmen. Da jeder Schürfer verpflichtet war, den verlaſſenen Bau wieder zuzufüllen und einzuebenen, ſo war damit für die Aufdeckung der Stadt ſelbſt nichts gewonnen. Erſt im Jahre 1721 entſchloß ſich die neapolitaniſche Regierung, angelockt durch koſtbare Funde,

die Konceſſionen den Privaten zu entziehen und die Aufdeckung Pompeji's nach einem ſyſtematiſchen Plane für eigene Rechnung vornehmen zu laſſen. Dieſe, obſchon nicht ohne lange Unterbrechungen fortgeſetzten, Arbeiten haben bis jetzt die kleinere Hälfte der alten Stadt an das Tageslicht gebracht. Weil die meiſten Gebäude — bloß die hölzernen Dächer und die Plafonds verkohlten und ſtürzten ein — ſich ziemlich vollſtändig erhalten haben, — denn die Steingewölbe haben dem Drucke der Schuttlaſt meiſt widerſtanden, — ſo bietet das wiedererſtandene Pompeji mit ſeinen Marktplätzen, Straßen, Tempeln, öffentlichen und Privathäuſern das überraſchendſte Bild einer altrömiſchen Stadt dar, und manche Straßen ſind noch ſo friſchen Anſehens, daß man vermeint, jeder Augenblick müſſe den Zauber löſen, der auf dem antiken Leben ruht, und die Todtenſtille ſich in das Geräuſch geſchäftiger Menſchen verwandeln.

„Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geſchlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen, Römer, o kommt, o ſeht! Das alte Pompeji
Findet ſich wieder, auf's Neu' bauet ſich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel ſteigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen: o eilt ihn zu beleben, herbei!"

Der Reiſende, der Pompeji beſehen will, nimmt in Portici einen Führer. Die Gegend der Ausgrabungen iſt öd und traurig. Die haushohen Schutthaufen von Aſche und Lava umwallen die alte Stadt wie die Halden großer Bergwerke. Hat man dieſelben erſtiegen, ſo führen ſchmale Pfade hinab in die ziemlich regelmäßigen ſchweigenden Gaſſen. Der erſte äußere Eindruck iſt keineswegs der erwartete: — man hat die Ruinen Roms und Päſtums geſehen, iſt vielleicht von Selinunt und Agrigent herüber gekommen und hat den rieſigen Maßſtab der griechiſchen Großſtädte und des Imperatorenſitzes mit hergetragen: in den erſten Gaſſen Pompeji's aber findet man weder die imponirenden Reſte, welche an die Welteroberer erinnern, noch ſonſt etwas Außerordentliches, das den Charakter des großen Alterthums ſehr hervorragend bezeichnet.

„Reinliche Gaſſen breiten ſich aus, mit erhöhetem Pflaſter
Ziehet der ſchmälere Weg neben den Häuſern ſich hin."

Die Straßen ſind nicht weit, ja oft ſo enge, daß zwei Wagen nicht einander ausweichen können. Faſt alle Wohnhäuſer ſind einſtöckig; Alles erſcheint um ſo winziger, je feſter der Begriff gewurzelt war, nichts Altrömiſches könne anders als groß ſein. Offenbar haben dieſe Straßen Pompeji's ſo beſcheidene Bewohner gehabt als unſer Nürnberg oder Leipzig; man lieſt noch die Handwerksfirmen an den Thüren und Läden der Metzger, Bäcker, Sandalenmacher, Schmiede, Krämer, Aerzte, Barbiere, der Bauhandwerker und der Gaſtwirthe, und unter fünfzig kleinen Wohnungen,

die selten mehr als 30 Fuß Fronte haben, macht sich kaum ein größeres Gebäude bemerklich, entweder das Haus eines Reichen, oder die Lokalität eines Beamten der Gemeinde oder des Staats. Die gewöhnlichen Wohnhäuser scheinen alle nach einem Plane gebaut zu sein, dem Bedürfniß bürgerlichen römischen Lebens streng sich anpassend und ihm entsprechend.

„Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren!
In die schaurige Nacht falle der lustige Tag.
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt.
Frisch noch erglänzt die Wand von hellen, brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein." — —

Alle Zimmer sind auffallend klein, oft kaum 100 Quadratfuß groß; die Eleganz ihrer Verzierung aber deutet einen bürgerlichen Luxus und Wohlstand an, von dem die modernen Wohnungen unseres Handwerkerstandes gar keinen Begriff geben. Jedes Haus, sei es noch so klein, enthält zwei mit zierlichen Säulengängen eingefaßte Höfe; auf diese gehen die Fenster der Zimmer. Es scheint, die alten haben ihr häusliches Leben den profanen Blicken so sorgfältig verborgen als es noch die südlichen Spanier, die Mauren und Türken thun. Die Frauen bewohnten die hintere Hälfte des Hauses in anscheinend vollkommener Absperrung. Schlösser und Riegel schützen freilich nicht, wenn sich die Sitte nicht selbst beschützt, und dieß ist niemals wahrer gewesen als zur Zeit, da der Aschenregen Pompeji begraben hat, denn alle damaligen Schriftsteller klagen über die Sittenverderbniß ihrer Zeit. — Von den Marktplätzen der Stadt sind vier mehr oder weniger vollständig aufgedeckt. Von einem Theil des Forum civile, des größten, gibt unser Bild eine getreue Ansicht. Es ist ein schöner, regelmäßiger, viereckiger Platz, an dessen einer Seite eine bedeckte mit Marmorplatten belegte Kolonnade für Spaziergänger hinlief. Vor den Zwischenräumen der jetzt meist zerschlagenen und zerbrochenen Säulen sieht man noch die Postamente für die Bildsäulen berühmter Griechen und Römer, welche hier aufgestellt waren. Auf diesem Forum prangten auch die schönsten Tempel der Stadt: — das Pantheon, der Romulustempel, eine Basilica, ein Tempel der Venus und der große Tempel des Jupiter, an welchen ein Triumphbogen sich anschloß.

„Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn".

(Schiller.)

An der Weſtſeite des Forum findet ſich ein großes, tiefes, einfaches Gebäude, das wahrſcheinlich als Getreidemagazin diente, da man neben demſelben, unter der Kolonnade des Forum, die öffentlichen Getreide-, Wein- und Oelmaße gefunden hat. Daran ſtößt gegen Norden ein anderes Gebäude, welches die darin in Ketten liegend gefundenen Skelette als Staatsgefängniß bezeichnet. Schade, daß das Feuer ſo viel zerſtört und die Kalcination des Marmors bald nach der Aufdeckung das Meiſte einem ſchnellen Verfall hingegeben hat! —

Ein zweiter Marktplatz, wegen ſeiner dreieckigen Form das Forum triangulare genannt, iſt mit drei prächtigen, von doriſchen Säulen getragenen Portiken umgeben und wird auf der Südſeite durch die alte cyklopiſche Stadtmauer geſchloſſen. Am dritten Markte, am Forum nundinarium, ſteht ein Theater und eine Kaſerne mit mehr als hundert kleinen Zimmern, in denen man noch 64 Skelette in voller Rüſtung vorfand. Wahrſcheinlich hatte ihr Befehlshaber in der allgemeinen Beſtürzung vergeſſen, die Soldaten abzurufen und ſie ſtarben auf ihren Poſten recht eigentlich als Opfer der eiſernen römiſchen Disciplin. Der vierte Markt, das Forum boarium befindet ſich im ſüdöſtlichen Theil der Stadt. Im Ganzen mögen jetzt 20 Straßen vom Schutt befreit ſein; mehre ihrer vollen Länge nach. Alle ſind mit Lava ſehr ſorgfältig gepflaſtert und mit erhöheten Trottoiren an den Seiten für Fußgänger verſehen. Auf allen Punkten, wo Straßen ſich kreuzen, ſtehen Brunnen und Fontainen, alle mit zierlichen Ornamenten oder Bildwerken (Basreliefs), mehre auch mit einzelnen Statuen oder Gruppen geſchmückt. Letztere befinden ſich gegenwärtig im Museo borbonico zu Neapel, wo alle antiken Kunſtſachen, die Beute der Aufdeckungen, bewahrt ſind. Eine breite Straße führt durch das Thor von Herculanum nach der Gräberſtadt, wo Hunderte von Denkmälern bereits entblößt ſind und noch mehre einer künftigen Ausgrabung harren.

Unendlich groß iſt die Zahl der antiken Geräthe von Bronce und koſtbaren Metallen, welche man in Pompeji vorfand. Die Kataſtrophe brach ſo unerwartet herein, daß die meiſten Einwohner froh waren, das nackte Leben zu retten und die werthvollſten Dinge zurückließen. Doch ſo groß auch die Menge der Kunſtwerke war (kein einziges Haus war leer von ſolchen und ſelbſt die gemeinſten Thongefäße hatte die Kunſt geſchmückt), ſo ſelten wurden doch welche von hohem Werthe und eigentlicher Meiſterhand aufgefunden. Schon damals war der Verfall der wahren Kunſt weit vorgeſchritten. Die pompejaniſchen Kunſtgegenſtände ſind zum größten Theil mechaniſche Wiederholungen älterer Werke von Ruf, an denen weniger die ſchaffende als die geſchickte Hand betheiligt war. Auch die Wandgemälde (jede Zimmerwand iſt mit polychromen Bildwerken auf Kalk verziert) haben ſelten einen Anſpruch auf höheren Kunſtwerth, ſo nett und zierlich ſie auch ausſehen. Einen Hauptfund machte man durch die Aufdeckung einer Straße, die aus Magazinen von Gold- und Silberwaaren

bestand und deshalb die Silberschmiedstraße genannt worden ist. Das Meiste ist, leider! von den Arbeitern verschleppt, und um die Entdeckung zu erschweren, zerschlagen und eingeschmolzen worden; das Herrlichste ist vielleicht auf diesem Wege zu Grunde gegangen: doch des Erhaltenen ist noch genug übrig, um einen Begriff von dem Luxus und dem Reichthume einer Stadt zu geben, die doch nur zu den größeren Landstädten zu rechnen war. Für uns ist namentlich die Kunstbildung ganz unbegreiflich, welche sich über alle Klassen der Einwohnerschaft erstreckte. Da ist nichts, an dessen Verzierung nicht die Kunst ihren Antheil gehabt hätte: das Gewicht und die Wage des Fleischers und die Lampe oder der Topf der armen Frau nicht minder wie der Kamm und Spiegel der vornehmen Matrone; das Wehrgehänge des Kriegers und der Halsring des Sklaven, wie das Silbergeräth auf der Tafel des reichen Mannes: — alle tragen die edelsten Formen an sich. Wenn Stettin oder Chemnitz nach zweitausend Jahren ausgegraben würde, wie jetzt Pompeji, welche Vorstellung würde man sich dann von der Kunstbildung dieser Städte nach den Funden zu machen haben! Könnte man nicht von einem Thor zum andern graben, ohne eine Schüssel oder eine Bronce zu finden, des Aufbewahrens werth? — Höchst anziehend ist auch der Besuch der Tempel mit den vollständig erhaltenen Einrichtungen, mit den priesterlichen Wohnungen und den Läden, in welchen das Fleisch der geopferten Thiere verkauft wurde, mit den Wechsel- und Krambuden auch in den Höfen. Noch sind die steinernen Gestelle für die Tafeln vorhanden, auf welchen man die Waaren auslegte. Von nicht geringerem Interesse für die Kunde der Bühneneinrichtungen der Alten war die Aufdeckung des großen tragischen Theaters. Es ist am Abhang eines sanft abfallenden Hügels erbaut, so daß man aus dem gegen Norden liegenden Korridor gleich in die Sitzreihen hinabsteigt. Aus Tuffstein aufgeführt, und mit Marmorplatten bekleidet, konnte es 6000 Zuschauer auf den Sitzreihen fassen.

„Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!"
(Schiller.)

Das Odeon mit dem prachtvollen Orchester aus pentelischem Marmor war mit dem Theater durch eine Gallerie verbunden und hatte für 1500 Zuhörer Raum. Auch ein Amphitheater für die Gladiatorenspiele besaß Pompeji. Wie das Colosseum Roms von ovalrunder Form mißt es in seiner größten Weite 430 Fuß. Es ist das imposanteste Gebäude der alten Stadt und seine herrlichen Verhältnisse erregten bei der Ausgrabung eben so sehr die Bewunderung, als der in seinem Raume verschwendete Kunstschmuck. Das Podium, auf welchem die Sitzreihen der Zuschauer über die Arena sich erhoben, war mit den schönsten Gemälden in den frischesten Far-

den bedeckt; aber, der Luft ausgesetzt, verschwanden sie schon nach wenigen Jahren. —

Eine Art Börse, ein Bazar und ein Handelsgericht waren im Chalcidicum vereinigt. In dem Hofe, der mit einer Kolonnade schöner Marmorsäulen korinthischer Ordnung umgeben war, befanden sich die Verkaufsgewölbe, in welchen die Tafeln stehen, welche zum Auslegen der Waaren dienten. Bei der Ausgrabung fand man noch die Schränke in den Wänden; noch waren an den Pfeilern und Säulen Plakate und Anzeigen angeschlagen; noch lagen Gold- und Silbermünzen auf den Tafeln, die vielleicht in dem Moment aufgezählt worden waren, als die Katastrophe hereinbrach. Die Schlüsselbunde zu den Waarenbehältern, die Haken zum Fortbewegen der Ballen, die Wagen und Gewichte waren noch jedes an seinem Orte. Gold- und Silbermünzen fand man in Menge in den Lokalen der Wechsler aufgespeichert und in einer Getreide- und Getränkehalle waren die mit den Bildnissen der Kaiser gestempelten öffentlichen Getreide-, Wein- und Oelgemäße verwahrt. —

Unter den neueren Ausgrabungen zeichnen sich vor Allen die der Bäder aus, welche sich in dem südlichsten Stadttheil in einer Straße befanden, welche darum die Thermenstraße genannt worden ist. Es fand sich Alles noch vor, wie es bei der Verschüttung verlassen worden war; in manchen Badezellen waren die Hähne geöffnet, man fand Reste und Ornamente von den Kleidern der Badenden, in einer Marmorwanne sogar ein weibliches Gerippe. Alle Gemächer waren auf das Heiterste mit Stukkaturarbeit, Basreliefs und Freskomalereien, Bronce- und Marmorstatuen geschmückt, die Fußböden mosaikartig mit bunten Marmortäfelchen belegt. Ein Ofen heizte die ganze Anstalt; broncene Röhren leiteten das warme und kalte Wasser nach den Zimmern. — Welch ein reges, thätiges und üppiges Leben überhaupt in Pompeji herrschte, das findet sich auch in dem Umstand angedeutet, daß in den Hauptstraßen alle Parterregeschosse nach der Straße zu bloß aus Waarengewölben bestehen, oder in Hallen ausgehen, welche die Bestimmung unserer Gast- und Kaffeehäuser erfüllten. Man fand die Gläser und Flaschen noch auf den Marmortischen, und in einem großen Saale eine mit bemalten Schüsseln und reichverziertem Silbergeschirr besetzte Tafel, von der die Gäste vielleicht in dem Augenblick geflohen waren, als zur Mahlzeit geläutet wurde; denn eine silberne Handglocke lag auf dem oberen Tafelende. — Einige Gewerbe müssen in Pompeji eine Stätte ihrer Blüthe gehabt haben; denn manches große Gebäude trägt die Firma einer Fabrik oder Manufaktur über der Pforte. Sogar die modernste Erscheinung unserer Industrie, eine große Brodfabrik, gab es in Pompeji, um die Bevölkerung mit gutem und wohlfeilem Brod zu versorgen. — Außerhalb der Thore der alten Stadt hat man von Zeit zu Zeit ebenfalls Nachgrabungen vorgenommen, welche sich oft reichlich lohnten. 1764 wurde die Villa des Cicero aufgefunden; nachdem man die vorhandenen Kunstgegenstände fortgebracht

hatte, schüttete man sie wieder zu. Schöner noch und viel größer war die Villa des Arrius Diomedes mit weitläufigen Anlagen, mit Grotten, Bädern, Tempeln: nach Ausräumen der Kunstwerke wurde auch sie wieder der Verschüttung und Verwüstung überlassen. Oft schon hat die gebildete Welt über die Nachlässigkeit und Mißverwaltung bei den Ausgrabungen Klage erhoben und Wünsche ausgesprochen; aber selten wurde ihnen Aufmerksamkeit geschenkt; sie verhallten in den Wind. —

Grab bist du, Pompeji, der eignen Gräber geworden,
Sechzehn Jahrhunderte lang ruhte vergessen die Stadt;
Doch nicht berührte die Zeit das Bewahrete. Mütterlich deckte
Sorgsam, schonend und treu Alles ihr redlicher Schooß!
Wie es geordnet gewesen, so fanden die Menschen es wieder;
Wie die vergangene war, fand sie die jetzige Welt. —
Aber die Finder vergalten mit plumpen Händen die Pflege,
Streuten die Asche umher, welche der Urne vertraut.

SWANSEA IN ENGLAND

Kjøbenhavn d. Verleger

Swanſea in Wales.

Seit zwei Jahrtauſenden iſt England der große Marktplatz für Zinn; ſeit einem halben Jahrhundert iſt es der für Blei; ſeit den letzten Jahrzehnten auch für Eiſen und Kupfer. Der verſtändige Spekulationsgeiſt der Briten hat die verborgenen Schätze des Landes dermaßen auszubeuten verſtanden, daß z. B. die Minen von Cornwallis jetzt allein mehr Kupfer liefern, als alle Bergwerke der übrigen Welt zuſammen. In den letzten Jahren wurden durchſchnittlich 300,000 Centner Gaarkupfer gewonnen, im Werthe von 18 Millionen Gulden.

Sechzig Millionen Centner Erze werden jährlich in den verſchiedenen Gruben durch 36,000 Bergleute gefördert, und dieſe ungeheuere Quantität wird auf mehr als 1000 Schiffen nach der an der Küſte von Wales, inmitten der reichſten Anthrazith- und Steinkohlendiſtrikte gelegenen Stadt Swanſea verſchifft, um da in den Hüttenwerken verſchmolzen zu werden. Bevor die großartigen, metallurgiſchen Gewerbe in Swanſea aufkamen (denn nicht bloß geſchmolzen wird hier das Kupfer; auch deſſen Verarbeitung zu Schiffböden, Keſſeln, Geſchirren ꝛc. ꝛc. wird in kaum glaublicher Ausdehnung getrieben!) war der Ort ein kleiner Flecken, von armen Fiſchern und Kohlenhändlern bewohnt; jetzt hat er 16,000 Einwohner und iſt eine der ſchönſten und reichſten Fabrikſtädte Englands. — Die Anſicht von Swanſea mit ſeinem Wald rauchender, thurmhoher Eſſen iſt charakteriſtiſch und gibt ihm von weitem ein wahrhaft vulkaniſches Anſehen.

Der Tempel von Mahadeo in Hindostan.

Wenn der Reisende dem windenden Laufe des Ganges etwa 1500 englische Meilen von seinem Delta folgt, so gelangt er an die Grenze einer Landschaft, deren Schönheit und Klima gepriesen ist durch ganz Hindostan. Es ist das weite Thal von Dehra-Dhoon. Die steilen und finstern Mauern der Sivalikette umfassen es in Süd; in Nord thürmt der Himalajah seine Berge und in blauer Ferne glänzen seine höchsten Spitzen zwischen Wolken und Himmel. Dunkle Wälder umgürten das Gebirg, durch ihre Thäler wälzen sich der junge Ganges und der Jumna, und durch ihre Schluchten tausende der jenen zuströmenden Bäche, welche die heiße indische Sonne den Eis- und Schneewüsten des Hochgebirgs entlockt. Herrlich sind die Thäler jener größern Ströme, und heilig geachtet ihre Fluthen. Auf jeder ausgezeichneten Stelle steht ein Tempel, und dichte Bevölkerung drängt sich um sie in unzähligen Flecken und Dörfern. Viele Fürsten und Große des Landes haben hier Wohnungen für den Sommer, und die häufigen Landhäuser der Briten mit ihren parkmäßigen Umgebungen erhöhen die Mannichfaltigkeit der reizenden Scenerieen. Die Ansiedelungen der europäischen Kaufleute und Beamten nehmen mit jedem Jahre zu, und der Gebrauch ist allgemein geworden, im Hochsommer die feuchten, üppigen Ebenen Bengalens, wenn unerträgliche Hitze und Krankheiten sie geißeln, zu verlassen und in die gesündern Regionen der Berge zu fliehen, dort auszuruhen und sich zu stärken für die Zeit der Geschäfte, die wieder in die städtischen Wohnungen rufen.

Ein altes Vorurtheil spricht dem Hindu die Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur ab und läßt glauben, der Sinn für ihren Genuß sei ihm verschlossen. Schon die Ortswahl für die Tempel der Hindus, welche sie immer in die grandiosesten und eindrucksvollsten Landschaften verlegen, könnte das Gegentheil beweisen. Allerdings gehört immer ein Grad von Bildung dazu, das Schöne, sei es in der Natur, oder in der Kunst, zu erkennen; und der gemeine Pariah wird eben so wenig gerührt werden von der reizendsten Landschaft oder von dem Sonnen-Auf- oder Untergang, als der rohe, deutsche Bauer. Aber unter den gebildeten Klassen der Hindus ist das Wohlgefallen an der schönen Natur äußerst lebendig, und ihre Schriften sind voll von Beweisen dafür. So schildert z. B. Buhanda-Bamajan, in seiner Beschreibung Indiens, die Gegend der Mahadeotempel: „Jede Luftwelle, die über die Ebene streicht, bringt süßen Wohl-

DER TEMPEL zu MAHADEO
in Indien

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

geruch von den Bergen herab, welche sich, wie Himmelsgeister, in dünne und azurblaue Gewänder kleiden. Seht ihre fernen, schlanken Gestalten! Schimmernde Kronen von Rubinen und Gold und Silber setzten die Götter ihren Lieblingen auf die hohen Häupter, und die klaren Bäche hängen an ihren Seiten wie diamantene Bänder. Hörst du die Quellen rauschen? sie eilen durch die dunkeln Schluchten nach den sonnigen Thälern, wie Kinder aus dumpfigen Stuben zum Spiel auf die grüne Wiese. — Horch! wie der Wasserfall donnert und widerhallt durch die ferne Bergwelt. Das ist der Sturz des Jumna, in dessen weißen Schaumwolken sich die schwarzen Vögelschaaren gebadet haben, die dort am Himmel hinziehen. Mit ihnen zieht auch die Sonne heim; denn sieh'! es glühen schon die Flammen auf den Tempeln unsers großen Gottes."

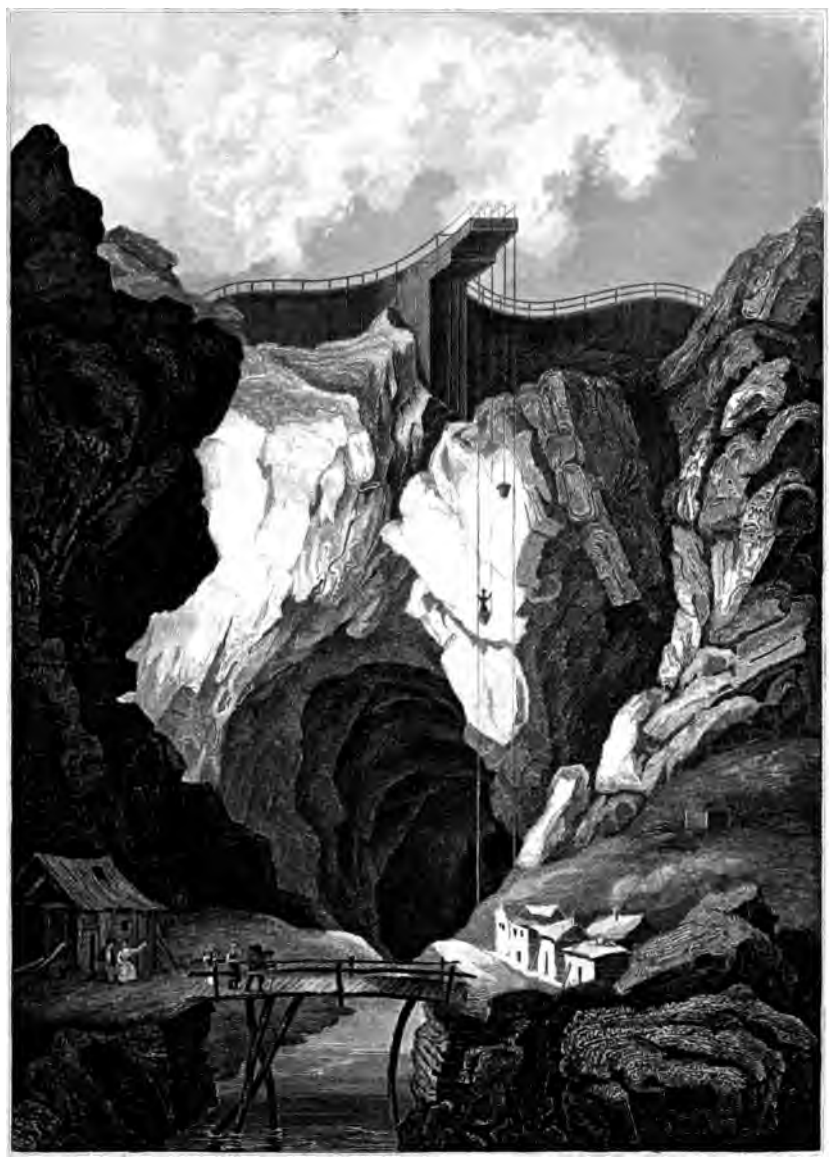
Die Mahadeotempel gehören in jenen Cyklus heiliger Stätten, welche den Lauf des Ganges aus dem Himalajah bis zur großen bengalischen Ebene verfolgen. Jede dieser Stätten hat einen wunderthätigen Ruf und ist das besondere Ziel von Pilgerschaaren, welche aus allen Theilen Indiens herwandern, um ihre Andacht zu verrichten, ein Gelübde zu erfüllen und Vergebung der Sünden zu suchen. Nach Hurduwar allein kommen öfters über eine Million in einem Jahre; zu den Mahadeotempeln schaaren sich 40 — 50,000. Ueberall in dieser heiligen Gegend hält die priesterliche Habsucht Aernte; für Geld theilt sie im Namen der Gottheit an die schuldigen Gewissen Vergebung aus, und die Erfindung, auf die Absolution künftiger Verbrechen mit Gold-Mohurs pränumeriren zu können, machen sich hier die Braminen schon seit Jahrhunderten zu Nutzen. In besondern und schweren Fällen ist es die priesterliche Praxis, dem Pilger das Versprechen abzunehmen, jedem Braminen, der ihn irgendwo und zu irgend einer Zeit um eine Gabe ansprechen werde, solche zu reichen, und häufig werden durch die Erfüllung dieser Verpflichtung reiche Leute zu Bettlern.

Die Mahadeotempel rechnet man zu den ältesten Indiens. Sie haben alle die Gestalt eines schlanken vierkantigen Thurms, der in einer vergoldeten Spitze in Flammenform endigt. Sie sind von Quaderstücken gebaut, welche man ohne sichtbaren Mörtel, oder Cement, aber bewundernswürdig genau zusammen fügte. Skulpturen schmücken die äußern Wände, und man bemerkt, bei aller Rohheit der Ausführung, in den Umrissen Geist und Freiheit. In jedem Tempel sind beständig zwei Braminen gegenwärtig; während der Pilgerzeit aber viel mehr, und die Zahl der an sämmtlichen Wallfahrtsorten dieser Gegend dann anwesenden Priester ist wohl Zehntausend. Groß, fürwahr! müssen die Opfer sein, welche die mißbrauchte Dummheit bringt, um ein solches Heer faullenzender Betrüger zu erhalten.

Die Kupferminen zu Fahlun in Schweden.

Gerecht und weise ist der Herr aller Welten; Gerechtigkeit und Weisheit sprechen zu uns aus allen seinen Werken. Eins der bewundernswürdigsten Zeugnisse dieser Eigenschaften ist die Vertheilung derjenigen irdischen Güter, welche dem Menschen nützen oder zu seinem Dasein unentbehrlich sind. Durch diese Vertheilung macht er gleichsam die ganze Erde für die Menschen bewohnbar; durch sie bevölkert er die Regionen des ewigen Eises und die dürren Wüsten; durch sie pflanzt er Kolonien civilisirter Nationen an den Polarkreis und in die unwirthbarsten Gegenden, welche, als Werkzeuge zur Verbreitung von Kultur und Gesittung, in der Oekonomie des Menschheitlebens hohe Geltung erlangen.

Die Mineralschätze sind es vor allen andern, durch deren weise Vertheilung über der Erde die eben angedeuteten Zwecke des Höchsten mächtig gefördert werden. Er legte sie nicht den fruchtbaren Gauen in den Schooß, nicht in hesperidische Gefilde: meist sind sie die Mitgift rauher, öder Gegenden, und unter Erdkrusten verborgen, welche, mit Unfruchtbarkeit geschlagen, ohne diese Mitgabe nimmermehr der Fuß des Menschen berühren würde, geschweige eine menschliche Wohnung. Wer hätte Potosi in die Anden gebaut, ohne daß der Herr Potosi's Berg mit Silberadern durchzogen? wer an der Grenze des ewigen Schnees in Mexiko blühende Städte aufgerichtet, wer den Altai bevölkert, wer das Felsenland Cornwallis zum Mittelpunkt großartigen Verkehrs erhoben, oder, um das Bild uns ganz nahe zu rücken, wer in das dürre Erzgebirge und den Harz hunderttausend gesittete Menschen verpflanzt, ohne die Reichthümer, welche der Herr unter die Erdrinde gerade dahin legte, wo der Boden kaum Menschen ernähren kann? Die ewige Weisheit war wach zu allen Stunden der Schöpfung, und während die Naturkräfte wütheten und frühere Gebilde zerstörten, um Neues zu gestalten, — da gehorsamten sie den Gesetzen seiner Gerechtigkeit. Je mehr die Menschen eindringen werden in der Erde Bau und der Erde Haushalt begreifen lernen, je klarer werden ihnen selbst diese Gesetze werden, und je heller ihnen auch Gottes liebes Vaterauge erwärmend in die Herzen strahlen. —



FAHLUN-MINEN

Eigenthum der Verleger

Schweden würde nicht die Hälfte seiner Bevölkerung ernähren können, es würde zu drei Viertheilen ganz unbewohnt sein, und die bitterste Armuth wäre sein Loos, wäre ihm sein Metallreichthum genommen. — Ueberall in diesem Lande öffnen sich die unterirdischen Quellen zur Fristung des Menschenlebens da, wo die überirdischen versiegen. Alle schwedischen Bergwerksdistrikte sind sehr unfruchtbare Landschaften, und ihrer Oberfläche scheint der Reiz der Natur absichtlich genommen zu sein, damit die Kinder der Tiefe, die Bergleute, um so weniger den Mangel fühlen.

Die Gegend von Fahlun in Dalekarlien entspricht dieser Beschreibung. Düstre Nadelwälder bilden einen einförmigen Kranz um eine Landschaft, die so wüst und wild ist, wie sie Milton als das Exil von Dämonen beschreibt. Ueberall sieht man Felsen und dürres Gesträuch, und die wenigen Felder, welche der unermüdliche Fleiß angelegt hat, geben durch ihr ärmliches Ansehen das traurige Zeugniß von der Undankbarkeit des Bodens für so viele an seiner Pflege verschwendete Mühe. Aus dieser Oede starren die von Rauch geschwärzten Thürme der Stadt Fahlun hervor; aber aus ihren Mauern ertönt ein Pochen und Stampfen und Hämmern — ein Leben, lustiger und fröhlicher, als in den orangenduftenden Thälern Siciliens. Sieben Jahrhunderte schon hat dieß Leben gedauert, und so lange hat es ein einziger der hier begrabenen Erzschätze — Fahluns Kupfergrube — geschaffen und genährt.

Diese berühmte Mine — sonst die größte in Europa und noch immer eine der bedeutendsten — hat seit ihrem Entstehen über 6 Millionen Centner Kupfer, einem Werthe von 180 Millionen Thalern gleich, geliefert. Während der Regierungszeit Gustav Adolfs überstieg die Jahresbeute von ihr oft 90,000 Centner, und sie war eine Hauptquelle für Schwedens Macht. Mit den Millionen, die hier der schwedische Bergmann dem Schooße der Erde entriß, rüstete Gustav Adolf seine Schaaren. Unter Karl XII. sank ihr Ertrag auf 35,000 Centner; ärmer und ärmer wurden die Erze je mehr der Bau sich erweiterte, je mehr er in die Tiefe drang, und jetzt sind sie so arm, daß ihr Durchschnittsgehalt an Kupfer kaum $2\frac{1}{2}$ Procent beträgt. Immer aber werden noch jährlich über 10,000 Centner Kupfer, im Werthe von 300,000 Thalern, ausgeschmolzen, und 500 Bergleute fahren jeden Morgen an.

Der Bau dieser Grube ist das Imposanteste, was man sehen kann, und die Werke von Menschenhand über der Erde erscheinen klein und winzig, verglichen mit diesem unterirdischen. Die Erze werden theilweise aus einer Tiefe von 200 Lachter (1400 Fuß) gewonnen. Der Grube Haupteingang ist ein aus dem Fels gehöhlter Kessel, so groß, daß man das Colosseum in Rom mit sammt dem Vatikan hineinstellen und — verbergen könnte; denn er ist 600 Fuß weit, und hat eine senkrechte Tiefe von 280 Fuß. Ueber diesen schauerlichen Abgrund ragen die Gerüste mit ihren

Schnäbeln, an denen die Tonnen beſtändig auf- und niederfahren, welche Erze und Geſtein zu Tage fördern. Eiſenbahnen durchkreuzen ſich, auf welchen das Geförderte zu den Halden rollt, welche in bedeutender Entfernung angelegt ſind, da in der Nähe der Grube ſchon ganze Schuttberge ſich anhäuften im Laufe ſo langer Zeit.

Wer einen Begriff vom Tartarus haben will, der komme hierher. Hölzerne Treppen führen zum Abgrunde hinab. Auf dem Boden deſſelben ſind die Gegenſtände vom eindringenden Tageslicht noch kenntlich. Schwarz von Dampf und Ruß ſind die Felswände; aber ein klares Waſſer rauſcht aus einem weiten Thore der Erde quer über des Abgrunds Boden und verſchwindet durch ein anderes Thor, jenem gegenüber. Kein Nachen, ſondern eine Brücke führt über dieſen Styx. Der alte Charon hat ſich's bequem gemacht; er wohnt in einem Häuschen gegenüber. Sein Fährgeld, das nimmt er am Fenſter. In der Steigerhütte am Brückchen werden die Kleider gewechſelt, die Fackeln angezündet, und von da beginnt die eigentliche Fahrt in die Unterwelt. Bald ſind's horizontale Strecken, die man durchwandert, bald geht's an den Wänden ſenkrechter Schächte, Baue längſt verſchwundener Jahrhunderte, auf ſchmalen, glitſchigen Treppen hinunter. In der Mitte der Hinabfahrt ſind zwei Weitungen, groß und hoch wie Kirchen, ausgehauen, und der Führer erzählt den Staunenden, daß vor 200 Jahren dieſe Räume ganz mit reichem Erz gefüllt gefunden worden wären. Man nennt dieſe Aushöhlungen den großen und den kleinen Rathſaal; deshalb ſo, weil bei den feierlichen Befahrungen ſonſt die Oberbehörde hier Sitzung und Berathung gehalten. — Tiefer, immer tiefer geht's hinab; noch hat man jedoch das fröhliche Hämmern der Bergleute nicht gehört; nur das unheimliche Dröhnen und Stöhnen und Knarren der Kunſtgezeuge und der Maſchinen zur Erzförderung, oder das Rauſchen irgend einer wilden Bergelf, die durch Stollen und Strecken tanzt, hat die feierliche Stille unterbrochen. Erſt in der Tiefe von mehr als hundert Lachtern werden die traulichen Zeichen des Menſchenlebens laut. Geſang tönt herauf und dann und wann glitzert eine Fackel oder ein Lämpchen in weiter, ungemeſſener Ferne, wenn man an den dunkeln Seitengängen und Strecken vorüber eilt. Je tiefer, je lebendiger wird es. Nicht ſelten karrt nun mit dem über dem Rade flimmernden Kienſpahn ein Bube vorüber im ſchwarzen Jäckchen und Mützchen und mit berußtem Geſicht, der das Grauen vor dem Berggeiſte mit Pfeifen bannt; oder ein eilig vorüberfahrender Knappe ſpricht ſeinen kernigen Berggruß. Die Schüſſe, welche Geſtein und Erz losſprengen, rufen luſtig ihr Echo durch die Stollen und Schächte; das Kipp! Kipp! von Schlägel und Fäuſtel iſt überall hörbar, und wo 3 oder 4 Bergleute vor einem Orte zuſammen liegen, erleichtern ſie ſich die Arbeit mit Geſang und Geſpräch. Zuweilen kracht's wohl auch von einem Hauptſprengen, ſo daß die Felswände des gewaltigen Baues beben und der Boden erzittert, auf dem man fußt.

Von der Mächtigkeit des Fahluner Erzlagers wird man sich einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß man wöchentlich über zehntausend Centner gewinnt. Die Hauptmasse besteht aus sehr armem Kupferkies. Reichere Kupfererze kommen zwar auch vor, doch selten in Menge.

Die Fahluner Erze werden im Reviere selbst verschmolzen; raffinirt aber wird alles Kupfer auf der großen Hütte zu Afvestad, einem dalekarlischen Flecken. Die weitere Verarbeitung zu Kesseln ꝛc. ꝛc. geschieht großentheils auf den Hämmer- und Hüttenwerken in der Gegend. Mehre tausend Centner werden jährlich zu Messing gemacht; das meiste aber zu Platten für das Beschlagen der Schiffe. Trotz der Armuth der Erze ist die reine Ausbeute der Grube immer noch beträchtlich.

Unglücksfälle in diesem Bergwerke sind jetzt nicht häufig; aber da doch alle Jahre einige vorfallen und in früheren Zeiten viel mehre, so ist es kein Wunder, daß man so viele eingehauene Kreuze sieht, welche die Stellen bezeichnen, wo ein Arbeiter die letzte Schicht seines Lebens verfuhr. Eine traurige Geschichte dieser Art ist auch für die Wissenschaft interessant geworden. Im Jahre 1670 war es, daß der Häuer Israelson am Weihnachtsabende sich in der Grube befand; er hatte eine doppelte Schicht verfahren, um mit dem höheren Lohn seinen Kindern eine kleine Christbescheerung zu kaufen. Von der Anstrengung überwältigt, setzte er sich, vor der Ausfahrt, auf den gewonnenen Erzblock, um auszuruhen, und schlief ein. Unterdessen war seine Lampe erloschen; erwacht fand er sich allein in dem stundenlangen, labyrinthischen Bau. Seiner Kundigkeit der Wege trauend, tappte er fort; — er verirrt sich und sieht den Tag nie wieder. Vergeblich wird die Grube durchforscht überall, wohin man gelangen konnte; denn viele verlassene Strecken des uralten Baues sind eingestürzt, oder ersoffen; — aber keine Spur ist zu finden, als die erloschene Lampe an dem Orte, wo er gearbeitet hat. — Fünfzig Jahre nachher, im Jahr 1719, sollte einer der ältern ersoffenen Baue wieder gewältigt werden, um die dort verlassene Erzader von neuem zu verfolgen. Als man nun das Wasser ausgepumpt und in 600 Fuß Tiefe einen Haufen Gesteinstrümmer weggeräumt hatte, sieht man an der Wand einen Bergmann liegen. Er ist geisterbleich und scheint zu schlafen; er hält die linke Hand, welche ein Tuch krampfhaft gefaßt hat, vor dem halbgeöffneten Munde; man rüttelt, — es ist eine Leiche: frisch wie von gestern. Niemand kennt ihn, Niemand hat ihn gesehen. Er wird herausgeschafft und ausgekleidet: da findet man auf dem Schloß seines Gürtels den Namen des Verunglückten und die Jahrzahl eingegraben. Alle Haut- und Fleischtheile waren vollkommen erhalten, nur war das Fleisch fester; es konnte wie Seife zerschnitten werden. An Haaren, Nägeln, Kleidung war nicht die mindeste Spur der Verwesung. Die vitriolischen Grubenwasser hatten die Erhaltung bewirkt, und seitdem hat man diese Entdeckung mehrfach wieder geprüft und stets bestätigt gefunden.

Die Kapelle bei Morgarten in der Schweiz.

Der Mensch, welcher wie eine vernunftlose Bestie an Andern das Recht des Stärkern übt, der Mensch, welcher ohne Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Rechts nichts achtet, denn seinen Willen allein, ist ein Barbar, und ein Zeitalter, in dem die Willkür der Herrscher sich als höchstes Gesetz verkündet, ist eine Faustrechtszeit. Wo der Verlaß auf das Gesetz aufgehört hat, da hat der Zustand der Rechtlosigkeit begonnen, und ein Volk, das durch die eiserne Faust der Gewalt in einen solchen Zustand gebracht und in demselben erhalten wird, verwildert. Es sinkt der Barbarei unaufhaltsam in die Arme. Dulden andere Staaten, wo man das Gesetz achtet, Zustände dieser Art, — lassen sie zu, daß Völker rechtlos gemacht werden durch die Gewalt, brandmarken sie nicht eine solche Handlungsweise als an der Menschheit und am Völkerrecht begangene Verbrechen, — zaudern sie, den Schuldigen auszustoßen aus ihrem Kreise und Arm und Schwert zu erheben, um den Gottesfrieden herzustellen, den er gebrochen hat: — dann hat in den Beziehungen von Nation zu Nation das Sittengesetz keine Geltung und keine Stimme mehr; das Recht des Stärkern wird Propaganda machen, und die Mächte der Gewalt und Willkür werden sich verbünden gegen Alles, was gesittete Menschen heilig achten, gegen Alle, welche mit ihnen nicht gleiche Wege wandeln. In solchen Zeiten erlaubten sich mächtigere Staaten alles Schändliche gegen die schwächern; denn die größere Gewalt und die größere Arglist war an die Stelle der Moral getreten, und die Ueberlegenheit in der materiellen Stärke und in der Kunst, wort- und treulos Andere zu überlisten, galt für das einzig achtbare Recht.

Um desto herrlicher treten aus solchen entarteten Zeiten die Heldengestalten hervor, welche für die Heiligthümer, die man rauben will, ihr Leben einsetzten und nichts danach fragten, ob das Maß ihrer Stärke dem der Räuber gewachsen sei. Was kleine Völkerschaften, wenn sie der wahre Geist der Selbstaufopferung beseelt, gegen übermächtige Feinde auszurichten vermögen, davon hat uns die Geschichte Beispiele aus allen Zeitaltern aufbe-

wahrt. Von den kleinen Republiken Griechenlands, welche die persischen Heere vernichteten, bis zu dem Häuflein, das länger denn 20 Jahre seine Freiheit und Unabhängigkeit siegreich gegen die Armeen des Czars vertheidigt hat, — des Czars, den die großen Völker und Staaten des Westens wie die Kinder den Popanz fürchteten, — erzählt sie eine Reihe Geschichten, die an den Bibelspruch erinnern: „vor dem Thurm des Glaubens sinken Roß und Reisige dahin". — Es ist der Glaube: „daß Gott die Freien unüberwindlich mache".

Hellas' Ruhm selbst erbleicht vor dem der kleinen Hirtenvölker in der Schweiz, wenn wir die ausdauernden Kämpfe betrachten, durch die sie ihr Recht und ihre anspruchslose Unabhängigkeit gegen die brutale Gewalt der Mächtigen behaupteten. Keine Geschichte ist geeigneter, große, hochherzige Gefühle zu wecken. Darum ergreife ich immer mit neuer Lust die Gelegenheit, Heldenscenen des Schweizer Volkslebens zu schildern. Sie lehren fort und fort: — „der Tod für ewiges Recht ist Welterlösertod". —

Im Jahre 1311 ruhten die Waffen der Eidgenossen, welche ihr Freithum sieghaft vertheidigt hatten. Fröhlich klang statt des Schlachthorns wieder die Schalmei in den Thälern und die Heerden weideten ungestört auf den fetten Alpen. In dieser Friedenszeit geschah es, daß zwei Männer von Schwytz mit ihrem Hause wallfahrten gingen nach Einsiedeln zu der Mutter Gottes. Da sie nach vollendeter Andacht wieder heimkehren wollten, begegnete ihnen der Pfarrer mit vier Konventsherren. Der letztern einer vertrat ihnen den Weg und sagte: „Euch groben Schwytzern wird's nun auch nicht mehr gelingen; denn der Kaiser hat Herren zu Richtern gesetzt, die unsere Sachen besser wahrnehmen werden". Den Männern von Schwytz verdroß die Rede und sie antworteten ernst: „wir Schwytzer wollen keine ungerechten Sachen; ein Freiherr ist übrigens um kein Haar besser, als ein freier Mann". — Darüber wurden die Konventsherren zornig, sie fielen über die Schwytzer her mit loser Rede, und da diese nichts schuldig blieben, so zogen sie ihre Jagdmesser und stießen die Beiden nieder. Es erhob sich darauf ein großer Zulauf des wallfahrtenden Volks; und als die Schwytzer Kunde von der That erhielten, versammelte der Landammann die Gemeinde, und diese ließ durch einen Läufer dem Abt von Einsiedeln sagen: „die Männer von Schwytz hielten das Geschehene für einen Landfriedensbruch und würden sich selbst Recht nehmen". Das Kloster aber verklagte die Schwytzer bei dem kaiserlichen Voigt wegen solcher Drohung, und dieser legte eine Buße auf von 200 Mark Silbers. Schwytz aber antwortete: Wer sie haben wolle, solle sie selbst holen.

Die Landleute ließen es nicht bei den Worten. Sie hielten mit Recht dafür, daß Friede durch Schrecken erworben werden müßte, weil, wer sich fürchte, im Unterhandeln nachgiebig sei. Also zogen sie zu Hauf gen Einsiedeln schon in der nächsten Nacht und umstellten die Abtei, daß Niemand

drinnen entweichen konnte. Da fuhr der Schrecken in die Konventsherren und sie versprachen, Frieden zu halten mit den Waldstädten und Schwytz Genugthuung zu geben: die Landleute aber zogen nicht eher ab, als bis das Kloster gute Bürgen stellte, daß auch erfüllt werde, was man zugesagt hatte.

Die Abtei klagte jedoch bei dem Bischof von Konstanz über das Geschehene. Der that die Schwytzer in den Kirchenbann und hetzte an dem kaiserlichen Hofe, auch die Reichsacht über sie zu verhängen. Dieß geschah nun zwar nicht; aber Oesterreich, als Schutzherr von Einsiedeln, rüstete seine Hausmacht, die Schwytzer zu züchtigen. Herzog Leopold kam herangezogen mit einem Heerhaufen von 4000 Mann, und die kaiserlichen Voigte und die adeligen Herren fügten bereitwillig ihre Fähnlein hinzu; denn alle waren den groben Schwytzern abhold, und ergriffen die Gelegenheit gern, sie zu demüthigen.

Lavinenartig wuchs Leopolds Heer, das in zwei Haufen den Thur- und Aargau hinaufrückte. Der ganze alte Adel von Habsburg, Kyburg und Lenzburg und die ritterliche Blüthe Oesterreichs waren dabei; alle schwer gerüstet, der Stolz und Kern von mehr als hundert berühmten Geschlechtern.

Die Landleute von Schwytz veränderten darum ihre Gesinnung nicht. Tag und Nacht hatten sie, mit Weibern und Kindern, an den Eingängen des Landes geschanzt, alle Pfade und Wege zerstört, Vieh und Habe in die Gebirge geschafft; als aber der Herzog nahete, da nahmen die Männer Schwert und Hellebarde auf und sammelten sich unter die Landesfahne. 600 waren ihrer. Zu ihnen stießen die treuen Eidgenossen von Uri, 400, von Unterwalden 300; so daß der ganze Haufen 1300 Männer waren, alle des Muthes voll und wohlbewehrt. Und als sie bei einander waren und sich in Ordnung gestellt hatten, flehten sie, nach alter Sitte, auf den Knieen Gott an, ihren einzigen Herrn, um seinen Beistand, und wohlgemuth zogen sie sodann auf den Bergsattel bei Morgarten, — den einzigen Paß des Landes, den sie offen gelassen, um Oesterreichs Heer zu erwarten. Da geschah es, daß fünfzig schwerbewaffnete Männer, aus Schwytz gebürtig, welche die Gemeinde wegen Parteiung vor vielen Jahren ausgestoßen hatte, zu ihnen kamen und auf Befragen, was sie suchten? antworteten: „Wir haben in der Fremde die Gefahr des alten Vaterlandes vernommen und kommen nun, mit euch als Schwytzer für Schwytz zu kämpfen oder zu sterben". Die Eidgenossen aber, dem selbstgegebenen Gesetze unterthan, antworteten: „das Gesetz steht über unserer Gefahr und über unserem Willen: — wollt ihr streiten und sterben für unsere gemeinsame Mutter, so thut's als gesondertes Fähnlein. In unsern Reihen dürft ihr's nicht!" Und die fünfzig Männer folgten der Weisung in Demuth und stellten sich dahin, wo die Gefahr am größten war.

Die Morgenröthe des Fünfzehnten im Wintermonat Anno 1315 ging auf und die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten die Helme und Küraſſe der ritterlichen Schaaren Leopolds von Oesterreich, die gen Morgarten langsam heraufgeritten kamen, — ein langer, stattlicher, unabsehlicher Zug. Ihnen nach folgte ein Wald von Lanzen: Knechte und Fußvolk. Schweigend reiheten sich die Eidgenossen in die verabredete Schlachtordnung. Die Fünfzig hatten sich an der äußersten Enge des Wegs über einen Felsrand gestellt, und als die Spitze des Habsburger Zugs vorüber war, rollten sie plötzlich gelockerte Steinblöcke auf die Reiter hinab. — Dadurch gerieth der Zug in Unordnung und wurde getrennt. Der Angriff Oesterreichs wendete sich nun zunächst gegen die kühne Schaar. Während des Handgemenges aber ersahen die Eidgenossen ihren Vortheil und brachen mit vorgehaltenen Hellebarden und, ihre Streitärte schwingend, in geschlossener Ordnung, im vollen Laufe vor und in die über den Doppelangriff stutzenden Reitermassen Oesterreichs. Bald waren beide tapfere Heere handgemein und nur noch ein Kämpfen und ein Würgen. „Hie Schwyz — hie Freiheit — hie Sieg!" war das Losungswort der Eidgenossen, und wo es erschallte, da thürmten sich die Leichen auf unter den Streichen des Schwertes und der Art, und wo ein Schweizer fiel, da sanken mit ihm viele Mannen Oesterreichs. Schon lagen die besten und tapfersten Führer von des Herzogs Heer auf der Wahlstatt: — der Graf Rudolf von Habsburg-Lauffenburg, der zweite im Kommando; drei Bonstetten, drei Hallwyl, drei Urikon, vier Grafen von Tokkenburg, zwei Geßler, die Landenberge und noch 200 andere von edlem Geblüt. Die vielen ledigen Rosse, welche scheu hin und her rannten, mehrten die Verwirrung; viele Ritter konnten die wüthenden Pferde nicht mehr meistern und sprengten den Abhang hinab in den See, der Mann und Thier verschlang. Die Eidgenossen gaben kein Quartier; „hie Freiheit! hie Sieg!" brüllend, drangen sie unaufhaltsam in die Massen Oesterreichs, die vergeblich auf's Aeußerste widerstanden; nach anderthalb Stunden löste sich des Herzogs Heer in wilde Flucht auf. Ueber Tausend waren auf der Wahlstatt gefallen, Tausende wurden auf dem Rückzuge erschlagen, — der Herzog selbst entkam mit knapper Noth. Der Verlust der Eidgenossen aber war, obschon mancher Tapfere nicht wieder heimkehrte, kaum zu zählen gegen den großen Verlust Oesterreichs und die unermeßliche Beute und den Gewinn, welcher der schweizerischen Unabhängigkeit und Freiheit aus diesem denkwürdigen Siege geworden ist.

Und dieser Gewinn ist kein vorübergehender. Er knüpft sich nicht an Zeit und Raum. Er dauert fort, so lange solche Thaten im Gedächtnisse der Nachwelt leben, so lange sie ein Blatt in der Weltgeschichte haben. Ihre Stätten sind nicht nur dem Lande werth, dem die Helden angehören; sie sind der ganzen Menschheit heilig.

Und so bist auch du, Morgarten, mit deinem Kirchlein auf der Wahlstatt, ein Stern in der Nacht und in den Gefahren des Vaterlandes

ein Quell des Muthes und ein Stab der Zuversicht und des Glaubens an die Unbezwinglichkeit der Freiheit, wenn ihr Geist ein Volk ganz durchdringt.

Die Morgartener Kapelle ist auch einer der schönsten Punkte der Schweiz weit umher. Der Blick von dieser heiligen Höhe verliert sich in ein Land idyllischer Schönheit. Um den Spiegel des stillen, kleinen Egerisees gruppiren sich weidende Heerden auf grünen Matten, zwischen Obsthainen, einzelnen Gehöften, Kapellen und Dörfern, und ringsum winden die Alpen einen Doppelkranz bis zum Roßberg und Kaiserstock und Kamstal, — einen Kranz, gewunden von Gottes Hand um die Gräber der Helden.

Schmalkalden.

Das war eine schöne Wallfahrt, gestern Abend*). Früh war ich von Gotha weggegangen, um bei guter Zeit in Schmalkalden zu sein. Der Morgen war so hell, auf jedem Halme schillerte und schaukelte ein Thautröpfchen und wie ein Meer im Sonnenscheine prangte die Saat. Vor mir lag die lange Kette des Waldgebirgs, das ich zu übersteigen hatte; nur seine Gipfel glänzten im rosigen Lichte, alles Uebrige hüllte sich abenteuerlich noch in des Nebels mystisches Grau. Schwarzbraun und düster streckte der Bergkamm seine langen Thäler aus; es zog mich sehnsüchtig zu ihnen hin, und ich enteilte den lichten Fluren mit pochendem Herzen. Doch ehe ich noch den Georgenthaler Waldgrund erreicht hatte, blickte die höhere Sonne schon siegreich in sein Heiligthum. Ueberall flatterte freundliches Grün durch den Wald, und anmuthig spielten die jungen Birken mit ihren Schatten. Die freien Sänger des Waldes musicirten in vollem Chor, und von dem schwellenden Laubgewölbe fielen Thautropfen — Thränen des Dankes der beglückten Natur.

An einem hellen Forellenbach und an mehren Schneidemühlen hin kam ich nach Tambach, einem freundlichen, wohlhabenden Flecken, voll kräftiger, betriebsamer Menschen. Gleich hinter diesem Orte geht das Steigen an, und ununterbrochen fort, bis auf den 2200 Fuß hohen Nacken des Gebirgs. Es war schwül geworden und ich war stark gegangen. Vor dem wirthlichen Gasthofe standen Bank und Tafel. Ich ruhte aus bei frischer Waldbutter, kräftigem Brode und einem Labetrunk aus dem Brunnen. Gestärkt wanderte ich dann durch herrlichen Hochwald bergan. Es war heiß. Die gefiederten Sänger schwiegen; kein Blatt bewegte sich; alles bebte vor Gluth. Ich suchte die dichtesten, schattigsten Pfade auf und mochte so eine Viertelstunde fortgegangen sein, als mich auf einmal ein ferner Donnerschlag erschreckte. Besorgt, von einem Gewitter überrascht zu werden, eilte ich der nahen Landstraße zu, wo ich eine freiere Umsicht erwarten durfte. Langsam wogte kohlschwarzes Wolkengebirg in der ganzen Breite des Horizonts über die Thüringer Ebene daher, von Nord-Ost nach Süd-West, in der Richtung meines Wegs. Als ich so stand, unentschlossen, ob ich weiter gehen, oder umkehren sollte, rasselten die Wagen einiger zurückeilenden Holzbauern an mir vorüber. Kreischend flogen die größern Vögel des Waldes aus der Ebene herauf, ihre Schlupfwinkel zu suchen, und die kleinern flatterten ängstlich umher, und verkrochen sich unter dem dichtesten Laube. Alles suchte Schutz. Ein Paar Wanderer vor mir waren auch

*) Aus einem Tagebuche.

ſchon umgekehrt, und inſtinktmäßig folgte ich nach. Es war hohe Zeit; denn noch ehe ich ein Obdach erreichte, fielen ſchwere Tropfen, und kaum in Sicherheit, ſo flammten und rollten Blitz und Donner in furchtbarem Wettkampfe ſenkrecht über mir, und das furchtbarſte Gewitter goß ſeinen Reichthum wie Wolkenbruchsfluth auf die lechzende Erde herab.

Schnell und gnädig war das Wolkenheer über das Thal gebrauſt; aber von dem hohen Gebirgskamm elektriſch angezogen und feſtgehalten, dröhnte der Donner noch Stundenlang in den Thälern fort, und der Regen wollte nicht aufhören. Als es ſich, nach langem Warten, wieder hellte, war es ſpäter Nachmittag. Entſchloſſen jedoch, Schmalkalden noch zu erreichen, griff ich zum Stabe. Nie werde ich die Wanderung vergeſſen! Alle Herrlichkeit des Morgens ſchien zu verſchwinden gegen die Ueberſchwenglichkeit des Abends. Jedes Blatt, jeder Halm war größer geworden, der ganze Wald ſchien gewachſen; mir war es, als hörte ich Millionen Knospen aufbrechen, als dränge das junge Grün gewaltſam hervor, als ſtreckten die Blätter ſich gegen einander, Geſpielen ſuchend, wie die Kinder, oder verlangend, wie ſehnſüchtig Liebende. Balſamiſch dufteten die Birken und die Waldblumen aus weit geöffneten Kelchen. Die Harzknoten der Kiefern und Tannen floſſen über, der Boden ſelber hauchte Wohlgerüche aus, und ſein bläulicher Dampf ſtieg wie Rauchopfer zum Himmel auf. Die ganze Natur feierte, und ich nahm Theil an der allgemeinen Andacht.

Darüber war mir die Zeit entfallen, und ſchon tief im Weſt ſendete die Sonne goldene Strahlen aus, als ich die Höhe erreichte. Noch zwei Stunden Wegs hatte ich vor mir, durch tiefe, dunkle Waldſchlucht. Aber ſo ſehr mich's auch zur Eile trieb, konnte ich mich doch nicht von der Höhe trennen, ohne ihrer Ausſicht mit vollem Genuſſe mich zu freuen. Ich ſetzte mich auf einen Felsblock und ſchaute umher. Der Blick ſchweift von dieſer Höhe über einen großen Theil der innern Gebirgswelt und das ganze Schmalkaldener Land hin. Rechts ragt, wie ein König, der Inſelsberg mit ſeinem Hospiz; dicht dabei der finſtere Steinberg; näher die Hohewart mit ihrem Felsgipfel, gerade im Angeſicht der Hühnberg mit dem ſtarren Steinhaupt und die hohe Leite; links der Sperrhügel, der Roßkopf, der Greifenberg und der ſagenreiche Hermannsberg. Zwiſchen vorliegenden Bergkuppen hin blickt man in einen tiefen Thalkeſſel, und ein gutes Auge erkennt deutlich die Thürme der Schmalkaldener Hauptkirche und die hohe Wilhelmsburg. Noch weiter hin öffnet ſich die Ausſicht auf's Werrathal, und die lange blaue Kette der Rhön macht in der Ferne den Rahmen.

Wenige Päſſe des Gebirgs haben eine ſchönere Ausſicht, und der Sage nach ſoll auf dem nämlichen Stein Luther geruht und ſich an ihr ergötzt haben, als er zum großen Fürſtentage nach Schmalkalden zog. —

Der Neſſelhof war bald erreicht, und dem brauſenden, ſilberhellen Bach entlang bald auch Flohe. Von da bildet das Ufer des Bachs und weiterhin

das der Schmalkalde eine fast ununterbrochene Kette von Weilern, Schleifmühlen, Hütten- und Hammerwerken. Die Blaudfen flammten, die Zain- und Stahlhämmer pochten, und um die lodernden Essen drängten sich schwarze rußige Gestalten in malerischen Gruppen; und je näher der Stadt, je mehr häuften sich auch die Zeichen einer Betriebsamkeit, von welcher Schmalkalden seit undenklicher Zeit der Mittelpunkt ist. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts dienten den Eisenfabriken dieser Stadt und ihrer Umgebung 7 Hoch- und Blaudfen, 27 Eisen- und Stahlhämmer, 11 Rohr- und Drathhämmer und 25 Schleifmühlen. Den größten Theil dieser Werke treibt die Schmalkalde, welche, vom Hochrücken des Gebirgs kommend, sich in kleinen, oft malerischen Wasserfällen dem weiten Bergkessel zustürzt, in welchem sich Schmalkalden selbst mit seiner alten Burg gar stattlich ausbreitet.

Uralt ist der Ort; er kommt schon in den Urkunden des 9. Jahrhunderts als blühend vor. Er gehört zu den größten und volkreichsten Städten des ganzen Thüringer Waldes; denn er zählt über 1200, meist hölzerne Häuser und an 6000 Einwohner. Die innere, eigentliche Stadt ist mit einer doppelten Mauer umgeben, unregelmäßig gebaut, und nimmt sich mit ihren alterthümlichen Gebäuden eben nicht schön aus. Vor jedem der drei Thore ist eine Vorstadt, und zumal ist die von Flohe her, welche ich zuerst betrat, groß und von seltsamem Ansehen. Sie besteht aus einer einzigen, $^1/_2$ Viertelstunde langen, sehr breiten, in der Mitte von dem spiegelhellen, rauschenden Fluß durchströmten Straße, die zu beiden Seiten mit gleichförmig gebauten, hohen, hölzernen Häusern eingefaßt ist, und von denen jedes in seinem Erdgeschosse eine Schmiede hat, die sich durch einen kleinen, gewöhnlich neben oder über der Thüre horizontal ausgehenden Rauchfang kenntlich macht. Schon von weitem hört man ein unaufhörliches Pochen und Hämmern, und in der Straße selbst wird es betäubend. Fast alle Menschen, denen man begegnet, sind von Kohlen und Ruß geschwärzt; denn fast die ganze Bevölkerung nimmt unmittelbar Theil am Hauptgewerbe. Kommt man aber an Sonn- und Festtagen her, so wird man keine Spur von Schmutz finden; kein Hammer regt sich, auf den frisch getünchten Bänken sitzen die reinlich gekleideten Aeltern, umschwärmt von einem Haufen eben so reinlich angezogener, bausbäckiger Kinder, und in den Häusern selbst ist Alles, vom Boden bis zur Schwelle herab, blank gescheuert; der Kohlenstaub ist verschwunden, der die Woche über alles bedeckt hat. Der Reinlichkeitssinn der Schmalkaldener geht so weit, daß Viele jeden Sonnabend Nachmittag den untern Theil ihrer Häuser mit Kalk frisch anstreichen. Leider ist seit einer Reihe von Jahren durch die Zeitverhältnisse und durch den Mangel an Fortschritt in der Vervollkommnung ihrer Fabrikate, dem Gewerbe der Stadt großer Eintrag geschehen, und Verarmung und Nahrungslosigkeit nehmen in einem furchtbaren Grade zu. Unglaublich ist's, für welchen geringen Lohn die meisten Eisenarbei-

ten hier gefertigt werden, ein Lohn, der bei dem äußersten Fleiße kaum hinreicht, das Leben zu fristen.

Die hiesigen Eisenfabrikate begreifen fast alle Gegenstände des täglichen Bedürfnisses, und die meisten werden von eigenen Meistern gefertigt. Vor wenigen Jahren zählte man hier über 100 Ahlen- und Zweckenschmiede, 60 Bohr- und Zeugschmiede, 40 Messer- und 30 Kettenschmiede, 10 Lichtscheermacher, über 100 Huf- und Nagelschmiede u. s. w. Ein weiterer, sehr nachtheiliger und beunruhigender Umstand für die hiesigen Gewerbe ist, daß die Waldungen der Gegend den unermeßlichen Bedarf an Kohlen schon lange nicht mehr zu liefern im Stande sind, und dieses unentbehrliche Material größtentheils aus dem Auslande, bis auf 20 Stunden Entfernung, mit schweren Kosten und zu alljährlich immer höher steigenden Preisen beigefahren werden muß. Die Auffindung bauwürdiger Steinkohlenlager würde eine große Wohlthat, nicht nur für die Stadt, sondern für die ganze Herrschaft und auch das benachbarte, gleichartige Gewerbe treibende Meininger Gebiet sein, und eine fleißige Bevölkerung von mindestens 20,000 Seelen nicht bloß vor allmähliger gänzlicher Verarmung und Nahrungslosigkeit schützen, sondern auch die Begründung allgemeinen Wohlstandes möglich machen durch eine bessere und schwunghaftere Benutzung der Schätze von den trefflichsten Eisen- und von Kupfererzen, womit diese Gegend des Thüringer Gebirgs mehr als irgend eine andere gesegnet ist. Bei der Wahrscheinlichkeit, daß bauwürdige Steinkohlenflötze in der um Broterode, Flohe, Seeligenthal ꝛc. ꝛc. mächtig auftretenden Formation des ältern Sandsteins vorhanden sind, ist es kaum zu begreifen, daß man von Seiten der hessischen Regierung nicht schon längst energische Versuche gemacht hat, um zu dem Mittel zu gelangen, einem Nothstande abzuhelfen, welcher die größte Besorgniß erregt. Bisher hat sie es dem Privatunternehmungsgeiste anheimgegeben, und der ließ es bei gemeinlich schwachen, auf halbem Wege endigenden Versuchen bewenden.

Die Bergwerke, welche nicht allein für die sämmtliche Stahl- und Eisenfabrikation des Landes, sondern auch für die der benachbarten Gothaischen, Hennebergischen, Meiningischen, Eisenachischen ꝛc. Gebiete, die Erze liefern, sind innerhalb dreistündiger Entfernung von der Stadt gelegen. Die berühmtesten sind die Mommel und der Stahlberg, beides außerordentlich mächtige Ablagerungen reichen Spatheisensteins, der sich auf der Scheidung des Urkalks und Granits gebildet hat. Sie sind schon seit länger als 600 Jahren im Betrieb, und es werden jährlich über 28,000 Tonnen, oder etwa 140,000 Centner Erze gefördert, welche an 37,000 Centner Roheisen liefern, aber bei einer vollkommeneren Schmelzweise ansehnlich mehr ausbringen würden. Diese Erze bedürfen, ehe sie geschmolzen werden, keiner weitern Zubereitung, als daß sie in kleine Stücke von der Größe einer Wallnuß gepocht werden. Stabeisen aus diesen Erzen,

mit Sorgfalt gefertigt, steht an Güte dem besten schwedischen nicht nach. An Stahl macht man jährlich etwa 6000 Centner; vieles davon geht roh zur weitern Verarbeitung in's Ausland. Der erzeugte Draht (an 2400 Centner jährlich) kommt theils als solcher in den Handel, theils wird er wieder von den Handwerkern zu Stahlfedern, Ringen, Schnallen, Ketten u. dergl. verarbeitet. — Der Gesammtwerth der Schmalkaldener Eisen- und Stahlfabrikation in Stadt und Herrschaft betrug noch vor einigen Jahren nicht über 160,000 Thaler. Er war in der blühendsten Zeit des Gewerbes viel bedeutender. Die hiesige Gewehrfabrik liegt darnieder, und eben so haben die Manufakturen von Plüsch, Parchenten, Drillichen ꝛc. sich überlebt. Ein anderer Nahrungszweig Schmalkaldens, die Saline, hat aufgehört. Die nahen Asbacher Kupfer- und Kobaltgruben werden nicht mehr betrieben.

Die Bewohner des Schmalkaldener Ländchens sind ein schöner kräftiger Menschenschlag und ein biederes gastfreies Völkchen, voll Betriebsamkeit und voll Fleiß. In aller Frühe steht der Feuerarbeiter an seiner Esse und dem Ambos und arbeitet noch rastlos, wenn schon die Sterne herabfunkeln, und seine Erquickung bei so mühseligem Tagewerk sind Kartoffeln, trocken Brod und selten mehr als Wasser. Aber auch voll Muth ist der Schmalkaldener, und als die Muthigsten Aller gelten die Brotteröder. Das bewiesen sie auch Anno Sechs. Als damals das Kurfürstenthum Hessen dem Zorne des großen Franzosenkaisers erlag, und die alten hessischen Krieger wie Feiglinge ihre Waffen niederlegen mußten, wagten sie es kühn und muthig, wenn auch vergebens, sich gegen die Fremdherrschaft zu erheben. Sie eroberten Schmalkalden und erbeuteten 18 französische Kanonen, mußten aber freilich ihre Kühnheit schwer büßen. Viele wurden deportirt.

Außer der schönen Hauptkirche der Stadt, welche beiden, sowohl den lutherischen, als den reformirten Glaubensgenossen zur Gottesverehrung dient, und seiner alten, verödeten Wilhelmsburg, hat Schmalkalden wenig von architektonischem Interesse aufzuweisen; aber der Freund der Geschichte, wird nicht verfehlen, sich die merkwürdigen Orte zeigen zu lassen, wo die deutschen protestantischen Fürsten am 29. Februar 1531 zu gemeinschaftlichem Schutz und zur Abwehr den berühmten Schmalkaldischen Bund schlossen, und wo, im Jahre 1537, sie sich unter Luthers Beirath abermals versammelten, um die von diesem aufgesetzten und gegen Papst, Concilien und Kaiser fest zu behauptenden Rechte und Glaubensgrundsätze (die sogenannten Schmalkaldener Artikel) zu prüfen. Der Zweck des Bundes konnte zwar durch den Krieg, den er unmittelbar herbeiführte (der sog. Schmalkaldener Krieg der protestantischen Stände gegen Karl V.) nicht durchgeführt werden; wurde aber durch den Passauer Vertrag (1552) später erreicht.

Alnwick-Castle in Northumberland.

Alnwick-Castle, der Percy's stolze Burg, deren Schicksale im Mittelalter viele Seiten der englischen Geschichte füllen, verfiel im 17. Jahrhundert und schmückte lange als Ruine Northumberlands schönste Landschaft. Als das Losungswort „Restauration!" auch in England den alten Adel zum Wetteifer in Herstellung seiner Stammburgen spornte, erhob sich auf Befehl des steinreichen Herzogs von Northumberland auch Alnwick-Castle aus dem Schutt in fabelhafter Pracht, und mit dem Aufwande von 120,000 Pfund Sterl., welchen die innere Ausschmückung allein kostete, schuf er einen der größten und herrlichsten Rittersitze des Reichs. Das Schloß liegt in einem vom Flüßchen Aln durchrauschten weiten, mit 4—5000 Stück Edelwild besetzten Park. Festons von Epheu und wildem Wein umhängen die Thürme und Mauern, in welchen das Neue mit dem Alten so täuschend verbunden ist, daß man nicht anders glaubt, als der ganze Bau sei vom Regen und Sturm seit Jahrtausenden zernagt und Wilhelm der Eroberer schon sei durch die Pforten geritten, welche das Menschenwerk von gestern sind.

Das ganze Meublement des Schlosses ist auf das Prachtvollste im Geschmack des Mittelalters. Schon die große Eintrittshalle fesselt den Beschauer durch die kostbaren alten Glasgemälde und die Rittergestalten in voller Rüstung an den Wänden. Auf den Treppen und in den Korridors stehen die Bildsäulen der Percy zwischen Trophäen der Jagd und der Fehde. Im Bibliothekssaal sind in eichenen, geschnitzten Schränken die seltensten Manuskripte und Inkunabeldrucke aufgespeichert, und in den zahllosen Zimmern, Kabinetten, Erkern und Sälen glänzen Mauern, Decken und Thürgewände von eichenem Täfelwerk der kunstvollsten Arbeit. Alle Meubeln sind von Rosenholz oder von künstlich gefügten Hirschgeweihen, mit Sammet und Seidenstickerei. Schnitzwerk ziert die Simse und Vorsprünge, und die köstlichsten Gemälde alter Meister schmücken in antiken Rahmen die Wände. — Bloß die Unterhaltung dieses Hauses mit dem meilengroßen Park kostet jährlich über 60,000 Gulden; eine große Summe, doch eine Kleinigkeit für den Herzog, dessen Einkünfte größer sind, als die manches Königs.

ALNWICK - CASTLE .

DER PALAST LAZIENKI

IN WARSCHAU.

Aus d. Kunstmat. d. Bibl. Inst. in Hildburghausen

Eigenthum d. Verleger.

Der Palast Lazienki in Warschau.

Ein helles Schloß auf klarem See, beide noch nicht hundert Jahre alt, aber das dunkle Auge der Geschichte blickt hervor aus dem spielenden Wasser, aus den Spiegelfenstern der Prachtsäle und aus dem Schatten der Bäume des Parks, wo Venus Amathusia und Jupiter tonans im Winter mit Schnee bedeckt sind, so daß sie noch im Sommer kalt darein schauen.

Da, wo die Kinder spielen mit den Schwänen im See und wo die modernen Herren auf den Granitplatten einherstolziren, wandelten einst zwei Könige ohne Land, und mancher trübe Strahl aus ihren Augen mag in den kleinen Wellen zergangen sein. Auch sie waren klein, alle Beide, nur ihr Geschick ging auf hohen Wogen.

Das Reich des Einen war seinem Geschlecht verloren gegangen, seit nur Bürger dort herrschten und der Adel Stammbaum und Wappen weggeworfen oder die Heimath aufgegeben hatte. Das Reich des Anderen war zu Grunde gegangen, weil nur der Adel dort geherrscht und in den weiten Grenzen des Landes trotz der vielen Hunderte von Städten kein freier Bürger einen Herd hatte. Das Reich des Ersten schoß, während er ihm ein Fremdling und Feind geworden war, zum mächtigsten Staat der Welt auf durch einen Mann, der die Bürgerregierung mit dem Soldatenfuß niedertrat, Schwert und Scepter zugleich in den Händen hielt und seinen Gegner im fernen Winkel nicht des Blickes würdigte. Durch einen Völkerbundeskrieg mußte der Gewaltige von seiner Höhe gestürzt werden und sein Kaiserreich zum alten Königthum zusammenschrumpfen, damit der Kleine nach stammgewohnter Weise sich häuslich niederlassen konnte auf dem Thron seiner Väter. Das Reich des Anderen ging zu Grunde vor seinen Augen und während er mit der Krone auf dem Haupte noch darinnen saß. Vergeblich erhob die größte Heldengestalt der Nation das Banner des Befreiungskampfes, entflammte das Volk zu den herrlichsten Thaten Alles opfernder Vaterlandsliebe und entzündete selbst im König ein Strohfeuer der Begeisterung; umsonst, — des alten Feldherrn Schmerzensruf „Finis Poloniae!“ war ein Prophetenwort. Die Polenkrone fiel vom schwachen Haupt, und gedrittheilt ward zum letzten Mal die bereits tausendfach durch eigene Schuld zerrissene Nation.

Der Leſer kennt die beiden Könige ohne Land. Der eine war Ludwig XVIII., Napoleons Nachfolger in den Tuilerien; der Andere Stanislaus Auguſt Poniatowski, unter welchem ſelbſt ein Kosciuszko Polen nicht mehr retten konnte.

Hätte der letzte Polenkönig ein Herz gehabt, groß genug, um den ungeheuern Jammer über das Zuſammenbrechen ſeines ganzen Reichs zu faſſen, und hätte ihn die Laſt dieſes Jammers in den See gezogen, an welchem er ſo oft auf und ab wandelte, wahrlich, die Nation würde die Stätte heilig halten, die Polen wallfahrteten zu dem Waſſer, wie die Inder zur Gangesquelle: der in der Geſchichte fortlebende Schmerz über den Selbſtmord des Polenſtaats wäre durch den des Königs gemildert, wie durch einen Balſam auf der Wunde der Ehre. — Und wäre Ludwig XVIII. zufällig in denſelben Fluthen ertrunken, — welche Geſtalt würde die Geſchichte Frankreichs, Europa's gewonnen haben?

Es iſt keines von beiden geſchehen. Der letzte Polenkönig zog es vor, ſeine ruſſiſche Penſion in Petersburg zu verzehren und daſelbſt zu ſterben; — und Ludwig XVIII. wartete bis in's ſechzigſte Jahr, ſo lange hatte Napoleon ihn aufgehalten, ehe er Paris wiederſehen konnte; dort ſtarb er als ein herzensguter, freundlicher, dicker Herr, kinderlos, und nach aber dreißig Jahren ſteht ſeines böſen Vorgängers Neffe in der Reihe ſeiner Nachfolger, wunderlicher Weiſe als ein ebenſolcher III. ohne II., wie er ſelbſt ein XVIII. ohne XVII. war. —

Das Polenreich iſt nicht wieder erſtanden, das Reich der Franzoſen aber wieder geworden, was es damals war, als Ludwig ohne Land im Parke von Lazienki hoffnungslos ſpazieren ging: ein Kaiſerthum. Und dennoch gibt es zwiſchen beiden Ländern wunderliche Leute genug, welche noch in Zweifel darüber ſind, wer in der Theilnahme der Welt an ſeinem Geſchick höher zu ſtehen verdiene, — wenn nämlich dieſes Verdienſt mit dem Maße ihrer Selbſtachtung, mit dem Maße der eigenen moraliſchen Kraft, mit dem Maße der nationalen Ehrenhaftigkeit gemeſſen wird, — ob der ſchweigende heimathloſe Pole, oder der ſiegeslaute gloireſelige Franzoſe der Gegenwart?

Der Palaſt Lazienki iſt eine Schöpfung des letzten Polenkönigs. Stanislaus Auguſt Poniatowski erbaute ihn mitten in einem kleinen künſtlichen See, über welchen mehre Brücken zu Schloß und Park führen. Der Bau iſt nicht von großem Umfang, aber er zeugt in allen ſeinen Theilen von dem feinen Geſchmack des Erbauers, der unter dem nordiſchen Himmel zur ſchönen Jahreszeit ſich in eine italieniſche Villa verſetzt fühlen wollte. Die innere Einrichtung entſpricht dem ſchönen Aeußeren. Werthvolle Gemälde und Bildhauerarbeiten, unter Anderem die Statuen ſämmtlicher polniſcher Könige, ſchmücken die Räume; auch die kleine Kapelle iſt mit ausgeſuchter Pracht ausgeſchmückt. Seit Polens Fall haben die ruſſiſchen Herrſcher, wenn ſie zur Sommerszeit nach dem Lande kamen,

RUINEN DES SCHLOSSES VICEGRAD
in Ungarn

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. zu Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

bisweilen ihren Wohnsitz da aufgeschlagen. Die Gegend, in welcher Schloß und Park (die auch kurzweg das Bad genannt werden) angelegt sind, heißt — die neue Welt. Diese polnische neue Welt ist eine Vorstadt von Warschau, — dem ehemaligen Petersburg des Polenreichs, dessen Moskau jetzt in Oesterreich liegt.

Gran und Schloß Wishegrad in Ungarn.

Ungarn war schon in den ersten Jahrhunderten unserer Aera ein Sitz der Römer. Von der Stadt der sieben Hügel trug der nimmer rastende Krieg die Fahne der Gesittung an den Strand der Donau und pflanzte sie auf in dem ungebrochenen Boden. Um sie war Drang und Kampf und Streit ohne Rast zwei Jahrhunderte hindurch, und Rom mußte in den Ebenen Ungarns aller Mühsal des alten Herkules sich unterwinden, bis endlich die Völker ihre Häupter vor dem Adler beugten, der vor ihnen aufflog. Die gewonnene Herrschaft zu sichern, wurden Vesten (Castra) von einem Ende des thrazischen Landes bis zum andern aufgerichtet, viele am Donaustrome, bald dieß-, bald jenseits, und Legionen hinein gethan, die zugleich zügelten und, unähnlich den stehenden Heeren der Gegenwart, nützliche Werke des Friedens verrichteten. Der Krieger schwang das Schwert in der Schlacht, aber Axt und Spaten im Frieden. Er lichtete die Wälder, zog Straßen über die Gebirge, grub Kanäle aus, und warf selbst die Wälle auf, hinter denen er das Land schützen sollte, welches er gewonnen. Er lichtete die ungeschlachte Barbarenwelt, bändigte die blinden Naturgewalten und legte den Acker zur Aufnahme höherer Saat bereit.

Zu dieser Zeit, während der Regierung Trajans, erstand auf dem Felsen, wo gegenüber der Granfluß aus lieblichem Thale mündet und wo jetzt die Zinnen des Graner Schlosses zu sehen sind, das römische Strigonium. Es war ein Castrum und einer Legion zum Aufenthalt angewiesen. Unter dem Schutze der Veste keimte die Stadt. Strigonium blühete lange — und es verblühete mit dem Reiche, dem es angehörte.

Roms Traum war ausgeträumt; — vor den, wie hungrige Heuschreckenschwärme hereinstürmenden Horden der scythischen Steppen verging Roms Pracht und Herrlichkeit im ungarischen Donaulande. Palast, Forum, Akademie, Castren und Städte schwanden wie Schattenspiel; nicht einmal die Namen blieben.

Erst im 10. Jahrhundert tagt es wieder nach langer Nacht in diesen Gegenden, und auch das alte Strigonium wird wieder genannt als das Städtchen Gran. Aus den Ruinen der römischen Veste hatte man eine fürstliche Burg errichtet. Herzog Geisa wohnte dort und der nachmals für die Wiedereinführung des Christenthums im Lande so thätige heilige Stephan wurde dort geboren.

Gran erwuchs zur ansehnlichen Stadt und blühete bis in's 16. Jahrhundert. Da kam die dritte Nacht über das Land, in das der türkische Halbmond ein todtenbleiches Streiflicht warf, kein wohlthätiges Sonnenlicht; — Gran fiel 1543 in die Hände der Muselmänner, wurde geplündert, seiner meisten christlichen Einwohner durch Schwert und Sklaverei beraubt, theilweise zerstört. Es blieb in des Sultans Händen bis 1683. Nach der Befreiung wurde es zum Lohn für so viele erlittene Drangsale Freistadt, erhielt große Privilegien, ward Sitz eines Erzbischofs, der zugleich die Würde eines Primas von Ungarn bekleidet, und vermöge seiner günstigen Lage, zugleich der eines bedeutenden Handels.

An der Stelle der türkischen Moscheen erstanden nun Klöster und prächtige Kirchen. Unter den letztern ist die erst neuerlich vollendete Metropolitankirche zu den herrlichsten und großartigsten des Reichs zu rechnen. Auch eine Menge Bildungsanstalten keimten auf und gediehen; so die beiden Seminarien für angehende Priester und das Gymnasium. Am Fuße des Schloßberges wurden die schon von den Römern gekannten und während der Türkenzeit benutzten warmen Heilbäder neu gefaßt und mit bequemen Einrichtungen versehen, und sie werden jetzt häufig besucht. Handel auf der Donau und Tuchfabrikation machen das Hauptgewerbe der hiesigen 12,000 Einwohner aus.

Die Gegend von Gran ist ein Cyclus lachender und romantischer Landschaften. Ihr Juwel ist Schloß Wishegrad. Hoch auf dem Felshaupte prangt die Ruine, die schönste in ganz Ungarn. Das Schloß war der Palast der ungarischen Könige, — es faßte 350 Säle und Zimmer und die Pracht des Hauses war so groß, daß der päpstliche Legat, als ihn Mathias Corvinus im 15. Jahrhundert einführte, ausrief: „Ha, das ist das irdische Paradies!" Es war einer der letzten Punkte, welche die Türken in Ungarn behaupteten. Erst 1686 fiel die Veste, — und die erbitterten Christen machten aus dem Hause des Gekrönten einen ruinenbedeckten Todtenhügel — ein Mal der irdischen Vergänglichkeit.

HAVANNA
Plaza de las Armas

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Die Plaza de Armas in Havana.

Die Havana heißt und ist die Perle unter den Antillen. Auf unserem Bilde aber haben wir es mit einer ihrer geringsten Schönheiten zu thun. Wir sehen nichts von tropischer Landschaft, von leuchtenden Gebirgen und lichtblauem Himmel, wie sie die Phantasie eines Jeden erfüllen, der den Namen Havana hört; wir sehen nur ein armes Stück Menschenwerk. Es ist die Plaza de Armas, der Arsenalplatz der Havana, welcher prätendirt, das für die Havanesen zu sein, was den Parisern die elysäischen Felder, den Römern der Korso, den Londonern der Hyde-Park ist, schicklicher aber mit Place Vendome oder Trafalgar Square zu vergleichen wäre. Die Plaza de Armas ist ein freier Platz, in Mitte der Stadt, von den Palästen des Gouverneurs, der Generalintendantur, dem Zeughaus und den Regierungsgebäuden umgeben. Die Architekturen sind gemischten maurischen und italienischen Styls, wie man deren in den spanischen Städten aus der Blüthezeit der Castilianischen Herrschaft viele antrifft. Die Etagen sind mit Balkonen umgeben, auf denen exotische Gewächse prangen; die flachen Dächer bilden eine Promenade und gewähren den freien Blick über die See. Die innere Ausstattung ist von verschwenderischer Pracht; bunter Marmor und reiche Vergoldung schmücken die weiten Hallen und hohen Gemächer und sind von der kunstvollsten Arbeit. Der Platz selbst, in dessen Mitte eine Statue von Ferdinand VII. steht, ist mit prächtigen Palmen und üppigen, stark duftenden Blumen bepflanzt, zwischen denen Fontänen erfrischende Kühle ausgießen. Nach Sonnenuntergang, Sommer und Winter, versammelt sich da die fashionable und schöne Welt von Havana, um den allabendlichen Konzerten eines gutbesetzten Militärorchesters zuzuhören, zu gaffen und zu bewundern oder sich selbst bewundern zu lassen und das schwere Tagwerk des Müßiggangs da zu vollenden. Der Platz prangt dann im Glanz eines Ballsaals und das Gewühl der Gesellschaft wogt durcheinander im Schmuck des blendendsten Weiß; die schönen havanesischen Frauen mit den pechschwarzen Augen und reizenden Formen unter der spanischen Mantilla, die Männer mit den interessanten regelmäßigen Zügen und dunkelfarbigem Teint, die leichten offenen Volanta's, die reich gezäumten Pferde, Alles wogt in buntem Gedränge, kokettirt und intriguirt, lärmt und singt, ißt und trinkt, lacht und freut sich des Augenblicks: — dazwischen rauschen die Töne einer spani-

ſchen Quadrille oder eines andaluſiſchen Marſches, Alles bewegt ſich im Putz eines Feſtes ein Paar Stunden lang, bis gegen Mitternacht die Muſik verſtummt, die Gasflammen erlöſchen, das Volk ſich verläuft, die ſprudelnden Waſſer ſchweigen; — Alles iſt ſchlafen gegangen bis auf den verhallenden Schritt der Schildwache in den hohen Bogengängen und das Schwirren eines Leuchtkäfers, der nach den würzigen Blumenkelchen ſucht.

Der Palaſt auf der linken Seite der Plaza de Armas iſt der Sitz des General-Gouverneurs, des von ihrer katholiſchen Majeſtät beſtellten Regenten der Inſel. — Spanien hat die aus der Periode ſeiner über den halben Erdkreis ſich erſtreckenden Beſitzungen herkömmliche Kolonialpolitik auf Kuba in unveränderter Anwendung gelaſſen. Die Regierung in Madrid kümmert ſich nur in ſo weit um ihre Kolonie, als ſie ihren Günſtlingen einträgliche Aemter und der Krone bedeutende Revenuen ſichert. Die Söhne von der Regierung naheſtehenden und einflußreichen Familien gehen unter dem Titel eines Hafenkollektors, Oberrichters, Generalintendanten oder einer hohen militäriſchen Charge nach Havana, wo ſie, wie zur Zeit der Römerherrſchaft in Gallien oder dem Orient, außer hohen Gehalten das Privilegium genießen, durch Erpreſſungen oder Feilbieten der Gerechtigkeit und ihrer einflußreichen Gunſt in wenigen Jahren große Geldſummen oder einträgliche Plantagen zu erwerben, und kehren dann nach Spanien zurück, in den Stand geſetzt, den Glanz ihrer Familie oder des Hofes zu erhöhen. Je nachdem der Gouverneur ſeine Gewalt zur beſtmöglichen Erreichung dieſer Zwecke handhabt, gilt dieß als Maß ſeiner Pflichterfüllung und Tüchtigkeit. Obgleich Kuba mit den höchſten Prohibitivzöllen auf alle nicht einheimiſchen Erzeugniſſe und Manufakturen, welche, ſammt den enormen Kopf-, Beſitz-, Produktions- und Luxusſteuern, ungeſchmälert in den Schatz der Regierung fließen, belaſtet iſt, — denn Amelierationen bleiben dem Privatfleiß der Einwohner überlaſſen oder vielmehr ungethan, — ſo ſteigt dennoch fortwährend die Bodenkultur und mehrt ſich der Wohlſtand des Landes. Man hält deshalb den Schritt der Entwickelung in Kuba unter ſtrenger Kontrolle und ſorgt dafür, daß von der verſchwenderiſchen Freigebigkeit der Natur und der überſchwenglichen Produktivität des Bodens nur ſo viel den Beſitzern und Einheimiſchen zu Gute kommt, als eben nöthig iſt, die Quellen des Reichthums vor dem Verſiegen zu ſchützen. Es iſt natürlich, daß ein ſolches Syſtem der Erpreſſung nur durch die brutale Gewalt aufrecht erhalten werden kann und die im Geheimen wuchernde Unzufriedenheit der Belaſteten und ihr Wunſch nach einer Aenderung der Zuſtände zu häufigen Kolliſionen mit den Gewaltmaßregeln einer despotiſchen und verachteten Regierung führt. Glücklicherweiſe für letztere fehlt dem entarteten Geſchlecht der Kreolen der Muth und die Energie eines offenen entſchloſſenen Widerſtandes und wie in allen derartig organiſirten Staaten iſt's der Weg der Verſchwörung und Intrigue, auf dem die getretene Menſchenwürde Befreiung ſucht. Ein

wohleingerichtetes Polizei- und Spionirsyſtem, bezahlte Denunciation und gutbelohnter Verrath, an der Hand einer mit rückſichtsloſer Grauſamkeit gehandhabten ſtarken Militärmacht, vernichten jedesmal und ſicher den Ausbruch ſolcher Empörungsverſuche und beuten ſie zum eigenen Nutzen aus, indem eine unterwürfige Juſtiz mit Blut und Verbannung auch den leichteſten Verdacht der Mitſchuld verfolgt und die Konfiskation von Gütern und Vermögen der Henker und Regierung Taſchen füllen. So iſt ſeit Jahrhunderten die rebelliſche Inſel regiert worden, ohne daß ein Gefühl der Unſicherheit, trotz des Wechſels in den Regierungsformen Spaniens, eine Aenderung in Anregung gebracht hätte; im Gegentheil, man hat dieſen Zuſtand ſorgfältig gepflegt und dafür geſorgt, daß die Verſchwörungsluſt der reichen Eigenthümer nicht ausſterbe. In neuerer Zeit aber iſt ein anderes, gefährlicheres Element hinzugetreten, welches den Fortbeſtand dieſer Zuſtände ſehr in Frage ſtellt; es iſt das lebhafte Intereſſe des benachbarten Nordamerikas, welches die heftigſten Störungen im Status quo hervorbrachte und die Sicherheit der ſpaniſchen Herrſchaft auf Kuba in ſeinen Grundveſten erſchütterte. Das Volk der nordamerikaniſchen Freiſtaaten hat es als ſeine „manifest destiny“, — ſeine providentielle Miſſion, würde der kleine Abklatſch des großen Kaiſers ſagen, — verkündet, Herr des weſtlichen Kontinents zu werden und es ſpricht ſich jetzt bereits das Recht zu, in die Angelegenheiten anderer Staaten und Nationen eigenmächtig ſich zu miſchen, der Intervention europäiſcher Mächte aber zu wehren. Mit immer raſchern Schritten nähert ſich die Politik der Vereinigten Staaten dem offenen Streben, den Kontinent zu beherrſchen, jetzt aber in Folge der Annexation von Louiſiana, Texas, Neu-Mexiko und der nahen Ausſicht weiterer großer Ländererwerbungen am Golf von Mexiko fällt das Schwergewicht dem Süden zu. Kuba iſt, vermöge ſeiner geographiſchen Lage, ſeiner Größe, ſeiner unerſchöpflichen Kulturfähigkeit, ſeiner vortrefflichen und großartigen Kriegshäfen, der Schlüſſel zum mexikaniſchen Golf und zu ſeinen Küſtenländern, der Brückenkopf zu den reichen Inſelgruppen Weſtindiens, das Vorwerk zur Herrſchaft über das centrale Amerika. Eine feindliche Macht in Kuba kann mit verhältnißmäßig geringen Mitteln nicht nur das Vordringen Nordamerika's nach dem Süden im Schach halten, ſondern die ſämmtlichen ſüdlichen Küſtenſtaaten gefährden, die Mündung des Miſſiſſippi und den Ausfluß des ungeheuren Handelsverkehrs aus ſeinem über 10 Millionen Quadratmeilen umfaſſenden Länderbaſſin blockiren, die Lebensader des Kontinents unterbinden, die geſammte Seeſchifffahrt nach Oſten und Süden zerſtören und die Entwickelung dieſes großen Staatenkomplexes auf die engſten Grenzen zurückdrängen. Nicht weniger die Bedeutung dieſer politiſchen Wichtigkeit und Gefahr, als das Gelüſte nach dem poſitiven Beſitz der Perle der Antillen ſind längſt dem Yankee zu Kopf geſtiegen und wie er in der Wahl der Mittel zur Erreichung ſeiner Wünſche überhaupt nicht ſehr

ſkrupulös iſt, hat er ſeit den letzten 10 Jahren unabläſſig und unter allerhand Formen Verſuche gemacht, der lockenden Beute habhaft zu werden. Es galt zunächſt, die ſpaniſche Herrſchaft zu ſtürzen und man fand in der Unzufriedenheit der Eingebornen den beſten Hebel dazu. Die Söhne der reichen Kubaner erhalten gewöhnlich ihre Erziehung in den Vereinigten Staaten; ihnen wurde ein Patriotismus und eine Freiheitsliebe eingeflößt, der ſie mit dem heftigſten Haß gegen das ſpaniſche Joch erfüllte; man malte ihnen den Zuſtand einer Unabhängigkeit und Verbrüderung mit den Vereinigten Staaten als eine glänzende Zukunft aus, verſprach Förderung ihrer freiheitlichen und materiellen Intereſſen mit der vorgeſteckten Miene der aufrichtigſten Freundſchaft und Uneigennützigkeit, bot Hülfe an und bearbeitete ſie ſo ſyſtematiſch für revolutionäre Zwecke. Geheime Verbindungen verbreiteten ſich bald über die ganze Inſel und wurden vom Kontinent aus gefördert; aber zum Ausbruch eines Aufſtandes ließ es ſowohl die Wachſamkeit der Regierung und die dem entarteten ſpaniſchen Blut innewohnende Verrätherei und Feigheit vor der entſchloſſenen und opfermuthigen That nie kommen; die Gefängniſſe füllten ſich mit den Verdächtigen und Verrathenen, die Schaffotte mit dem Blut der Garottirten und die Taſchen der Verfolger mit den Gütern der Verurtheilten. Die Regierung erkannte ſehr bald den Antheil, welchen das Volk der Vereinigten Staaten an der Bewegung hatte und ſah von nun an, trotz aller officiellen Freundſchaftsbezeigungen, in ihm nur ſeinen gefährlichſten Feind. Gehäſſiges Auftreten gegen Bürger der Vereinigten Staaten, Erſchwerung des Verkehrs mit Kuba, Verletzung des Briefgeheimniſſes, Beſchimpfung der amerikaniſchen Flagge und vielfache Akte der Gewalt und Rache gegen das Nachbarland waren fortan an der Tagesordnung. Beſchwerden, Proteſte und Genugthuungs- oder Schadenerſatzforderungen bei der Regierung in Madrid blieben unbeachtet. Je ſchwächer aber die Vereinigte-Staaten-Regierung ſich bei dieſen Vorfällen zeigte, deſto heftiger entbrannte im Volk, namentlich des Südens, der Haß gegen Spanien, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Befreiung und des Beſitzes von Kuba, und, zur Ehre des Rechtsgefühls wollen wir hinzufügen, die Theilnahme für die Leiden der armen Kreolen. Mit der offenſten Freimüthigkeit und mit dem Feuer der innerſten Entrüſtung wurde in den Zeitungen, in Volksverſammlungen, in den Klubs und auf der Straße die Frage der Befreiung Kuba's diskutirt, man beſtürmte die Exekutive, damals General Taylor, um energiſche Wahrung der amerikaniſchen Nationalintereſſen, die aus dem merikaniſchen Feldzug heimgekehrten Helden boten ihren Arm, die reichen Pflanzer und Spekulanten des Südens ihr Geld, Abenteurer aus aller Herren Länder ihre Haut. Die große Zahl der in den Vereinigten Staaten verbannt oder flüchtig lebenden Kubaner bildeten eine Junta, entfalteten das Banner des Lone Star als Symbol der Unabhängigkeit und beriethen die Mittel zur Rettung ihres Vaterlandes.

Die Seele der Bewegung aber war Einer, dem das befreite Kuba noch eherne Denksäulen setzen wird, der Flibustier-General Narciso Lopez. Kubaner von Geburt, war er wegen seiner patriotischen Gesinnung verfolgt, verbannt, beraubt worden und nach Nord-Amerika entflohen, wo seine Feuerseele die Sympathien aller ächten Republikaner entzündete und seine rastlose Thätigkeit die Mittel zu einem entscheidenden Schlage gegen die geharnischte Zwangsherrschaft seines Vaterlandes sammelte. Sein Unternehmen war ein verfrühtes und verunglücktes. Die Offenkundigkeit seiner Rüstungen hatte zeitig die Statthalterschaft ausreichende Kraft entwickeln lassen, die Invasion nach kurzer, aber heldenmüthiger Gegenwehr zu vernichten, und was dem Tod auf dem Schlachtfeld entging, dem Henker zu überliefern. Lopez starb auf dem Blutgerüst, wie Egmont, mit dem Ruf zur Freiheit an sein Volk. Lopez war ein zu edler Sproß vom altersfaulen Stamm des entnervten und versklavten Kreolengeschlechts, als daß er seiner würdige Gefährten hätte finden können. Er hatte die großrednerischen Versprechungen der Kubanischen Hidalgos für Wahrheit, ihre patriotischen Prahlereien für Muth genommen, er hatte auf die Zusage eines in allen Theilen der Insel vorbereiteten allgemeinen Aufstandes gebaut, sobald er seinen Fuß an die Küste setzen würde; und als er den Schritt wagte, fand er sich mit seinem Häuflein treulos verrathen, verlassen, dem Verderben preisgegeben.

Es war kostbares Blut vergossen worden. Außer Kubanern und deutschen, ungarischen und polnischen Flüchtlingen, die der Freiheitsdrang in den Kampf gelockt hatte, waren auch Vollblut-Amerikaner gefallen, gefangen und hingerichtet worden. Ein Schrei des Entsetzens über das Despotengericht durchzitterte das ganze Land. Das Volk fühlte sich mißhandelt, in seinen heiligsten Grundsätzen, die seine Väter mit ihrem Herzblut zu den allein gültigen im Menschenverband getauft, denen der Selbsthülfe gegen fremde Tyrannei, auf's Tiefste verletzt: es hatte einer gleichberechtigten Idee, der der angerufenen Intervention zu Gunsten seines nach Freiheit ringenden Nachbars, ein kostbares Opfer gebracht, welches nun zertreten im Staube lag. Das Volk der Vereinigten Staaten bemächtigte sich von jetzt an der Befreiung Kuba's als einer nationalen Frage; im Interesse der eigenen Integrität und Selbsterhaltung proklamirte es sie als eine unbedingte Nothwendigkeit, und vindicirte ihr volle Berechtigung im Namen der Humanität. Sogar die dem Flibustierthum feindlichen öffentlichen Stimmen verfochten jetzt dieses Princip; die furchtsame Unionsregierung aber, obwohl zu energischen Schritten gedrängt, ließ diese bei geharnischten Noten und trotzigen Interpellationen bewenden, ohne ihnen die angemessene That folgen zu lassen. Man tröstete sich mit dem bevorstehenden Regierungswechsel. Kuba wurde dominirende Parteifrage, sie wurde in's Glaubensbekenntniß der Wahlkandidaten aufgenommen und im Jahr 1853 erklärte sich Präsident Pierce in seiner Antrittsrede mit

applaudirter Entschiedenheit für die Intervention in Kuba's Freiheitsbestrebungen.

Während jedoch die Regierung auf Erfüllung dieses neuen politischen Programms warten ließ, blieb der Thatendurst der Volkspartei nicht müßig. Das Werbbanner der Flibustier wehte an allen Seeplätzen; eine zweite Expedition, im größeren Maßstabe als die erste, wurde vorbereitet; die Regierung, erschreckt durch die vehemente Einsprache Spaniens und das drohende Gespenst einer englisch-französischen Allianz zu Gunsten Kuba's, sowie eingeschüchtert durch die herkömmliche Forderung des Völkerrechts und der Neutralität, vereitelte das Absegeln des Flibustiergeschwaders, erregte aber durch diese, dem Volkswillen entgegenstehende Maßregel einen so heftigen Sturm, daß sie einen Matador der Flibustier als Gesandten nach Madrid schicken mußte, mit Instruktionen, dort die Erwerbung Kuba's auf unblutigem Wege, dem des Kaufs, zu betreiben. Man dachte jetzt mehr an eine Annexation der Insel, als an Befreiung der Insulaner vom spanischen Joch. Erstere setzte man als nothwendige und sich von selbst verstehende Folge der letzteren voraus. Auf Veranlassung des Ministers des Auswärtigen zu Washington trafen im Oktober 1854 sämmtliche Unionsgesandten für Europa in Ostende zusammen, um sich über diese Angelegenheit zu berathen und auszusprechen. Das Endresultat der Zusammenkunft war die Erklärung, daß, wenn Spanien die Annahme einer entsprechenden Kaufsumme verweigere, die Union, bei der Vergewisserung, daß Kuba in seinem gegenwärtigen Verhältniß den innern Frieden und die Existenz der nordamerikanischen Freistaaten gefährde, ganz in ihrem Rechte sein werde, die Insel Spanien mit Gewalt zu entreißen, wenn sie die Macht dazu besitze. Die Vereinigten Staaten boten 100 Millionen Dollars, ein kaufmännisch sehr annehmbares Gebot für Spanien, da von nun an Kuba wegen der nöthig gewordenen bedeutenden Rüstungen zu seiner Sicherheit keine direkte Rente mehr an's Mutterland zu zahlen im Stande war. Es widersprach aber dem spanischen Begriff von nationaler Ehre, einen Länderhandel einzugehen, und der Gesandte kam unverrichteter Sache mit einer höhnenden abschlägigen Antwort zurück.

Seitdem stehen denn die Statthalterschaft von Kuba und die Vereinigten Staaten sich schroffer und feindseliger gegenüber, als je, und von Seiten Ersterer ward kaum eine Gelegenheit versäumt, das Sündenregister nationaler Unbilde oder Repressalien, für welche die Union Rechenschaft verlangt, zu vergrößern; dafür sind auf Seiten letzterer aber auch die letzten Bedenken geschwunden, und die Annexation Kuba's ward aus Gründen der Selbsterhaltung, die es in seiner eigenthümlichen diplomatischen Sprache motivirt, als eine dringende politisch-ökonomische Maßregel verlangt, welche, wenn es nicht auf dem Wege der Negotiation geschehen kann, auf dem der Gewalt durchzusetzen sei. In Kuba gab der Schrecken

vor einem neuen Zuge der Amerikaner und die wirklich drohende Gefahr für seine Existenz zu den empörendsten Gewaltakten Veranlassung. Die ganze Insel ward in Belagerungszustand erklärt, große Truppenmassen wurden in alle festen Plätze konsignirt, eine starke Flotte kreuzte vor den Häfen, zahllose landesverrätherische Verbindungen wurden entdeckt, und sogar die Sklaven bewaffnet und zur Landesvertheidigung organisirt, die Justiz ist ein machtloser Schatten, der Wink des Gouverneurs schickt ohne Unterschied Einheimische, Fremde oder Amerikaner ohne Richterspruch zur Garotte. Beide Theile sind in fieberhafter Aufregung begriffen, und die Zustände tragen den Charakter nahe bevorstehender gewaltsamer Umwandlung.

Ueber den Ausgang dieser Bewegung, ob zum Wohl oder Wehe der Vereinigten Staaten und Kuba's selbst, sind, wie in allen großen Zeitfragen, die Urtheile auch in Amerika sehr getheilt und vor Allem ist's die Eigenschaft Kuba's als Sklavenstaat, welche befürchten läßt, daß der sklavenhaltende Süden durch diesen Zuwachs so bedeutend an Wichtigkeit und Macht gewinnen werde, daß das bis jetzt noch mit Noth aufrecht erhaltene Gleichgewicht zwischen der freien und sklavenstaatlichen Politik aufgehoben und damit das Losungswort zur Trennung der Union ausgesprochen werde. Deshalb protestirt auch der Norden gegen die Einverleibung Kuba's in seiner jetzigen Gestaltung und influirt auf die Regierungsmaßregeln in Betreibung der Angelegenheit; nur darüber ist die öffentliche Meinung einig, und der Wille der Regierung bestimmt, daß keine dritte Macht, am allerwenigsten das eifersüchtige England, mit seinem Einfluß in Kuba Fuß fassen darf, und es, so lange es unter spanischer Herrschaft bleibt, an einer weiteren Entfaltung seiner politischen Wichtigkeit verhindert werden muß. Ein anderes, wiewohl weniger erhebliches Hinderniß sofortiger Besitzergreifung ist die Unzufriedenheit eines großen Theils der kubanischen Bevölkerung selbst, mit dem Charakter, den die Frage ihrer Unabhängigkeit in Amerika angenommen hat. Sie fühlt zu deutlich, daß die amerikanischen Bestrebungen mehr auf den Besitz ihrer schönen Plantagen, Wälder, ergiebigen Bergwerke und trefflichen Seehäfen gerichtet sind, als auf eine Sühne des lange Jahre von fremder Tyrannei an ihnen verübten Unrechts und ihre Wiedereinsetzung in den ihnen zugehörigen und ungeschmälerten Genuß der Segnungen ihrer Himmelszone; sie hat auch an gar zu vielen Beispielen wahrgenommen, daß überall, wo das Princip amerikanischer Freiheit und Gleichberechtigung der Konkurrenz der Yankee-Spekulation, Rührigkeit und Energie mit dem altetablirten Besitzrecht der Kreolen freie Bahn gebrochen hat, letzteres unter dem überwuchernden Einfluß der jungen lebenskräftigen Elemente sehr schnell verkümmert und jenem nichts übrig läßt als die faulenden Wurzeln einer zur Zeit noch glanzvollen, weil ausschließlichen Existenz und einer alten absterbenden Kultur. Das Schicksal der ehemaligen großen,

spanischen Besitzungen am Festland, welche durch Kauf oder Eroberung an die angloamerikanische Race übergegangen sind, bewährt diesen natürlichen Prozeß zur Genüge. Die Idee aber, sich gleichzeitig unabhängig vom spanischen Joch und von der Invasion des amerikanischen Elements zu erhalten, versinkt mehr und mehr im Bewußtsein der eigenen nationalen Ohnmacht. So macht die Furcht vor amerikanischer Aggression einen großen Theil der reichsten und mächtigsten Kreolenbevölkerung selbst zu Verbündeten ihrer Zwingherren gegen die vom Kontinent ausgehenden Befreiungsversuche.

Die Semmering-Eisenbahn.

„Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben." —

(Schiller)

Seit Erfindung der Eisenbahnen sind es vornehmlich drei Projekte, welche ein mehr als nationales Interesse erregen, weil an deren Ausführung Umwandlungen des Weltverkehrs geknüpft sind. Es sind die Linie über die Landenge von Suez, die über den Isthmus von Panama und die Semmering-Bahn. Die unermeßliche politische Folgenwichtigkeit des ersteren Projekts hat zu große Bedenken erweckt über die sich dadurch verändernde Machtstellung der großen seefahrenden Nationen und ist, so große Anstrengungen zu seiner Ausführung auch gemacht worden sind, stets gewaltsam wieder in den Hintergrund geschoben worden; die Bahn von Panama, deren Ausführung auch rivalisirende Interessen entgegengestanden, ist schon seit Jahren zur That geworden, da gegen den überwiegenden Einfluß der zukünftigen Herren des Kontinents alle gegnerischen Einwirkungen ohnmächtig waren; fast gleichzeitig ist aber auch das an technischen Schwierigkeiten und Kühnheit der Idee größte Werk des Eisenbahnbaues, die Uebersteigung der Alpen, durch die Semmering-Bahn vollendet worden. Eine Idee, die noch vor 20 Jahren in das Bereich der Träume und Hirngespinnste verwiesen und verspottet wurde, ist jetzt ein gelungenes, lebendiges Werk des öffentlichen Nutzens, der spätesten Nachwelt ein Ruhm erntendes Denkmal des bürgerlichen Fleißes und der

Thatkraft unserer Zeit; rühmlicher als alle Pyramiden, an denen Generationen von Heloten ihr Leben vergeudet, um die Asche ihrer Herren damit zu decken, rühmlicher auch als die Königsbaue und kasemattirten Festungen und die Siegesthore, zu denen Blut, Geld und Schweiß unterthäniger Völker frohnden, um vor dem forschenden und richtenden Blick der künftigen Geschichte einen glänzenden Schimmer auszubreiten über die dunkeln Spuren, welche die Großen der Erde heut zu Tage auf ihrem Wege zurücklassen.

Der Semmering, ein Ausläufer der norischen Alpen, ist eine uralte Völkerpassage und war schon zu Römerzeiten ein Durchgangsthor aus dem binnenländischen Noricum nach den Donauländern. Es gab aus dem Innern von Steyermark keinen niedrigeren Gebirgsübergang als den Semmering, und schon im 14. Jahrhundert baute ein steyerischer Herzog einen Weg über denselben und errichtete mitten in der Wildniß des Hochgebirgs ein Hospiz, das jetzt stattliche Dorf Spital. Kaiser Karl VI. baute 1728 eine große Fahrstraße desselben Wegs, die aber 100 Jahre später durch einen neuen Straßenzug, an dem mit großem Aufwand 11 Jahre lang gebaut wurde, ersetzt ward. Die neue Semmeringstraße war kaum beendet (1840), so dachte man an eine Eisenbahn, und schon 1842 beschäftigte sich die Direktion der österreichischen Staatsbahnen mit Tracirung der vortheilhaftesten Linien. Es wurde nach zweijähriger Berathung der Zug von Gloggnitz über Schottwien und den Semmering nach Mürzzuschlag beschlossen und nach einem von Herrn v. Ghega entworfenen Bauplan im Jahr 1848 selbst in Angriff genommen. Die erste Fahrt geschah am 13. Oktober 1853 und die feierliche Eröffnung der ganzen Bahnstrecke fand am 12. April 1854 Statt.

Um die Kolossalität der zu überwindenden Schwierigkeiten ermessen zu können, ist es nöthig, sich ein anschauliches Bild des Terrains zu machen. Vom Semmering fällt das Gebirge gegen die Donau hin, bis zu dem 4 Meilen entfernten Gloggnitz, schroffer ab als vom höher gelegenen Steyermark. Die Kuppe des Semmering liegt 3132 Fuß über dem Wasserspiegel des adriatischen Meeres, 1828 Fuß über der Station Gloggnitz und 1066 Fuß über dem Bahnhofe von Mürzzuschlag, welcher sonach um 762 Fuß höher liegt als jener von Gloggnitz, weshalb auf der österreichischen Seite die schwierigsten Baue vorkommen. Von Gloggnitz an entwickelt sich die Bahn an den beiden Seiten des reichenauer Thales, biegt hinter Schottwien in den Adlitzgraben ab, läuft längs der Wände des Thales, und zwar an der nördlichen Böschung fort, nicht in der Tiefe des Grundes, sondern etwa in der Mitte zwischen dem Thalboden, wo die wilden Wasser fließen, und dem höchsten Rücken der Bergmauer, wo geklüftete Felsengipfel in Ruinen liegen, überschreitet endlich den Adlitzgraben mit einem Viadukt von 12 Klaftern Höhe und einfacher Bogenstellung, und erhebt sich dann mit einer Steigung von 1 zu 40 auf eine Höhe von 450 Klaftern, umgeht

in großen, sich wieder rückwärts bewegenden Bogen die höheren Gebirgsrücken, welche beim Ausgang des Adlitzgrabens ihr in den Weg treten, und erreicht, sich beständig erhebend, den Fuß des Semmeringkegels, welchen sie mit einem Tunnel kühn durchbohrt. Auf der andern Seite kehrt die Bahn mehr zur Richtung der alten Straßen zurück, da das Terrain einen schwächern Abfall und weniger Schwierigkeiten bietet. Sie senkt sich in das Thal des Fröschnitzbaches und endet mit diesem in Mürzzuschlag, von wo sie dann abwechselnd auf Viadukten, in Durchstichen und Tunneln über das coupirte Plateau von Steyermark fortsetzt.

Der interessanteste Theil der merkwürdigen Bahn erstreckt sich von da an, wo der Adlitzgraben sich mit dem Schottwiener Thal verbindet, bis zum Semmeringtunnel, der den Endpunkt der sichtbaren Bahnlinie bildet. Das Gebirge schiebt da in wildem Durcheinander seine Grauwackenriffe in die Höhe, die, überall zerrissen und durchbrochen, nach allen Richtungen Schluchten und Abhänge bilden, und der großen Landschaft den Charakter eines in rohen Schollen umbrochenen Stücks Waldboden geben. Dazwischen schlingt sich in den wunderlichsten Wendungen und Zickzacks der Faden der Bahn, bald längs der Felswände, dem Auge weithin sichtbar, bald bohrt er sich in den Fels ein und verschwindet unter der Erde auf lange Strecken, wühlt sich in Krümmungen unterirdisch fort und springt unerwartet, wo er aus dem hohen Tunnel heraustritt, frei wie der Faden der Spinne, in die Luft hinaus und setzt auf dünnen Brückenbogen über einen Abgrund, um sogleich wieder in einem Tunnel zu verschwinden; hie und da schneidet er auch nur halb in die Felsenwand ein und läuft lange Strecken auf einer Terrasse hin.

Einen großen Theil der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Baues hat die unzuverlässige Beschaffenheit des Gebirges verschuldet. Häufig, wo die Bahn längs der jähen Abhänge sich hinzieht, hat man die zerklüfteten Bergwände von unten herauf bis zur Basis der Bahn, 30—40 Klaftern hoch, vermauern, flicken und befestigen müssen, um ihr eine feste Basis zu geben, oder man hat die Felswände oberhalb der Bahnlinie bis zur Spitze abgeböscht, um sie vor Einsturz zu bewahren; für die Fundamente der Brückenpfeiler, wenn diese auf dem verschütteten Gestein zu stehen kamen, welches die Thalschluchten ausfüllt, wurden Schächte nöthig, um einen festen Baugrund zu erreichen; bei der Konstruktion der Viadukte selbst mußte Steigung und Krümmung der Bahn berücksichtigt und die Stärke der Seitenwände und Pfeilerneigung nach der Wirksamkeit der Centrifugalkraft der im Bogen über dem Viadukt hingeschleuderten Züge bestimmt werden; überhaupt hat die Neuheit der hier vorgefundenen Hindernisse zur Auffindung vieler neuen technischen Hülfen Veranlassung gegeben und der Eisenbahnbaukunst die wichtigsten Dienste geleistet. Die größte und kostspieligste Arbeit auf der ganzen Bahnstrecke ist der obenerwähnte „Semmering-Haupttunnel“, der, in einer Höhe von 465 Klaf-

tern und einer Länge von 750 Klaftern, den Körper des Gebirgs durchbricht. Nächst ihm ist der sogenannte „Wolfstunnel" zu bemerken, der zugleich als die merkwürdigste bergmännische Arbeit am ganzen Semmering betrachtet wird. Im Ganzen wurden auf der Linie von Gloggnitz bis Mürzzuschlag von nur $5^2/_3$ Meilen 15 Tunnel gebaut, von einer Gesammtlänge von 2254 Klaftern, und 16 Viadukte von 6—24 Klaftern Höhe. Der Bau dieser Bahnstrecke war zu 10 Millionen Gulden veranschlagt, hat aber $15^1/_8$ Millionen gekostet, über $2^1/_2$ Millionen die geographische Meile, also theurer als irgend eine Bahn der Welt. Seit dem Sommer 1850 waren 16,000 Arbeiter am Bau beschäftigt. Die Hütten, die sie sich zu ihrem Obdach erbauten, bildeten zahlreiche und große Dörfer, in denen zu wiederholten Malen die Cholera gräßlich wüthete. Die gänzliche Herstellung des Riesenwerkes wurde in weniger als 5 Jahren ermöglicht. Der Betrieb geschieht mit Lokomotiven, nach dem System von Engerth, aus den Werkstätten von Seraing und Eßlingen, für deren sich bewährende Konstruktion ein Preis von 20,000 Dukaten ausgeschrieben worden war. Sie sind mit 10 verkuppelten Rädern versehen und befördern, selbst im Winter, ohne Anstand einen Zug von 4000 Centner Schwere.

Seit mehren Jahren ist bereits die ganze Bahnstrecke von Wien bis Triest in geregeltem und ununterbrochenem Betrieb, Tag und Nacht brausen die Riesendampfer mit ihren langen Schweifen über die Alpen und spotten des Mauerwerks aus Fels und Eis, welches die Natur zur Scheidung der Völker von Meer zu Meer gezogen hatte. Schon findet das großartige Beispiel der Semmeringbahn Nachahmung in der Schweiz, und wie lange wird es dauern, so gehören die Gefahren der Alpenreisen, die Saumrosse, die Schrecken der Lavinen, die Romantik der Hospize und Alles, was bis jetzt noch dem Touristen einen Uebergang nach Italien zum Ereigniß gemacht hat, in's Reich der Mährchen und Legenden, eine angenehme Unterhaltung zum Zeitvertreib der Passagiere, wenn sie im geheizten Waggon sitzen und an den brausenden Gletschergründen und donnernden Firnen gleichgültig vorübereilen.

Die St. Michaeliskirche in Velay (Frankreich).

Die ganze Auvergne ist ein Gebilde längst erloschener Vulkane. Man zählt in dieser Provinz Frankreichs etwa 600 ehemalige Feuerberge auf, deren Krater zum Theil noch offen sind, und die Trümmer einer noch größern Menge, welche einbrechende Fluthen zerstört haben, füllen die Thäler und bedecken mit ihren Schutthügeln weite Strecken. Am wildesten charakterisirt sich der einstige Kampf des Feuers und der Gewässer in der Landschaft Velay. Dort sieht man Basaltberge vom Kopfe bis zum Fuße gespalten, ihre Seiten weggerissen, und die Ueberbleibsel ragen wie Thürme und Obelisken empor. Betrachtet man diese Bauwerke der Natur, so denkt man an die Mythe der Giganten, welche Berge zerbrachen und Stücke derselben aufeinander thürmten, um den Himmel zu stürmen.

Alles Große und Ungeheuere in der Natur stimmt zu religiösen Gefühlen; denn wo die Allmacht des Schöpfers dem äußern Sinne sich aufdrängt, kommt auch der roheste Mensch zur Erkenntniß seiner Ohnmacht; er fühlt seine Abhängigkeit von höhern Gewalten, er fürchtet sich und aus der Furcht erwächst ihm Gottesfurcht. Darum sind alle Bergvölker fromm und der Glaube ist bei ihnen unwandelbarer, als bei den Bewohnern der Flachländer.

Bigotterie, die sich in starren Formen gefällt, ist ein Grundzug des Volks in der Auvergne. Sie ist es gewesen, welche die wild-erhabene, wundervolle Landschaft staffirte: — auf allen Höhen sieht man das Zeichen der Erlösung ragen, auf allen Felsen steht irgend ein wunderthätiges Bild eines Heiligen mit seiner Kapelle, und Wallfahrtskirchen und Klöster krönen alle Berge.

Unser Stahlstich gibt von der eigenthümlichen Scenerie des Landes ein imposantes Bild. Es zeigt uns eine Kirche, die auf den Gipfel eines natürlichen Obelisks gebaut ist. Dreihundert Fuß Höhe hat der Basaltblock, den man auf Treppen ersteigt, welche in das Gestein gehauen sind. Die Kirche, dem Erzengel St. Michael geweiht, ist eine der ältesten im Lande; schon im fünften Jahrhundert richtete sich hier der christliche Cultus in den Trümmern eines Dianentempels ein, welchen die Römer erbaut hatten. Man sieht noch einige Säulen und Gesimse desselben im Gotteshause.

DER CATTERSKILL FALL

Der Catterskill-Fall.

(Vereinigte Staaten von Nordamerika.)

Die Aeußerungen der Trauer und der Freude: — Luſt, Tanz, Geſang und Spiel, — ſind bei allen Völkern verſchieden. Jedes Lebensalter der Nationen gibt ihnen beſondere Formen, jede Kulturſtufe beſonderen Ausdruck. Kriegsſpiel und Waffentanz ergötzten unſere Urväter ebenſo, wie ſie die Rothhäute in den Wildniſſen Amerika's noch ergötzen, und der Römer der Imperatorenzeit erfreute ſich am Gladiatorenſpiel wie der moderne Franzoſe ſich an den Kämpfen amüſirt, die ihm ſein Kaiſer in der Krim oder Italien zum Beſten gibt. Thespis, der ſeinen tragiſchen Apparat auf einem Karren mit ſich führte zur Kurzweil der Griechenwelt, war zu ſeiner Zeit ſo gut an ſeinem Platz, wie die Rachel in einer Corneille'ſchen Tragödie im Théatre français. Mit dem Volksgeſchmack iſt nicht zu rechten; paſſend hält er Alles, was am rechten Orte und zeitgemäß iſt. Wenn die Söhne Nordamerika's in Dingen des Vergnügens, des äußeren Anſtandes und der konventionellen Formen unſern eigenen Geſchmack verletzen, ſo müſſen wir dieß toleriren. Der Nordamerikaner, der praktiſche Verſtandesmenſch, macht dagegen auch tauſend Dinge beſſer als wir. Auf welchem deutſchen Strome z. B. fährt ein Dampfboot, das, wie ein amerikaniſches, ein Inbegriff der Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit und des Comforts iſt? Der Amerikaner lacht, wenn er unſere gläſernen Schwitzkäſten und Treibhäuſer ſieht, in die wir uns geduldig einſperren laſſen, und zeigt ſtolz auf ſeine ſchwimmenden Paläſte auf dem Hudſon, mit den hohen luftigen Salons, ausgeſtattet mit der verſchwenderiſchen Pracht eines Verſailler Schloſſes, mit Kajüten, die zu königlichen Schlafgemächern beſtimmt zu ſein ſcheinen, mit Speiſezimmern, ſchön wie pariſer Cafés, auf dem Deck die Veranda's, die ſchwellenden Polſter in der Kajüte, die prachtvollen Landſchaftsbilder rund umher, und Alles bei einer unbemerkten Fortbewegung von zwanzig Meilen in der Stunde. „Weder

Ahasver in seinem goldenen Wagen, von feuerschnaubenden Rossen gezogen, noch die Kleopatra, als sie

> ..... „Auf schlanker Galeere,
> (Gezimmert aus Rosenholz, mit silbernen Buckeln gefestigt,
> Das Takelwerk schillernde Seide, die Taue aus goldnen Gespinnsten,
> Purpurn die Segel und schwellend von würzig duftenden Winden),
> Im Kreise der üppigen Nymphen den Wogen scherzend gebietend,
> Wie Venus, vom Meere geboren, dahin fuhr ꝛc." .....

dürfen wir heute beneiden", — so sagten wir uns, als wir an einem hellen Sommermorgen, in Gesellschaft munterer Freunde, auf einer Tour nach Catterskill den majestätischen Strom hinaufschwammen. Die Luft war angefüllt mit dem Aroma, welches uns ein sanfter Westwind aus dem frisch gemähten Wiesengrund herübertrug, die weißen Segel der kleinen Fahrzeuge spiegelten sich schachbretartig wider auf der leichtbewegten Oberfläche des Flusses, und als wir an den langen Felswänden der Palliſaden vorüberfuhren und durch die echoreichen Buchten des Hochlandes steuerten, beneideten wir weder Deutschland um seine weinberankten Rheinufer, noch Ungarn um seine von Ruinen und Schlössern geschmückte Donau. Wir glaubten, die Welt habe keinen herrlicheren Strom aufzuweisen, als den Hudson, und die Chroniken aller Lustfahrten hätten von keiner froheren Gesellschaft zu berichten, als der unsrigen.

Es war spät Nachmittags, als wir am Dorfe Catterskill landeten, wo wir nach einem flüchtigen Besuche in dem Atelier des berühmten, seitdem heimgegangenen Landschaftsmalers Cole einen Wagen bestiegen, uns nach dem Gebirge zu bringen. Den Tag über hatte es, fern und blau, vor unsern Augen gestanden; jetzt befanden wir uns zu seinen Füßen. Die ersten Paar Meilen war der Weg weniger interessant als ermüdend; aber sobald wir die Ebene verlassen hatten, erhob sich eine frische, erquickende Luft und öffnete sich hie und da ein entzückender Blick über Feld und Wald. Die letzten drei Meilen hatten wir zu Fuß zurückgelegt, und als wir endlich, bei hereinbrechender Dunkelheit, das auf dem höchsten Kamm erbaute White Mountain House erreicht hatten, waren wir, ermattet, durstig, hungrig, einestheils froh, die erhoffte Aussicht vom Table Rock bis nach dem Genusse eines herzhaften Abendessens und einer stärkenden Nachtruhe verschieben zu können. Am nächsten Morgen mit dem ersten Erwachen der Vögel waren auch wir auf den Beinen, und als wir eben zur höchsten Spitze der nördlichen Bergwand hinankletterten, sandte der rosige Tag seine ersten Boten über den östlichen Himmel aus. Vor uns lag das dunstige, breite Thal, noch im Zwielicht schlummernd, während die prächtige Sonne, sich voll Majestät und Grazie von ihrem karmoisinrothen Wolkenlager erhebend, ihr mildes Licht über den weiten

Erdball ausgoß. Die sanfte Morgenluft schüttelte einen Thauregen von dem rauschenden Laubdache über uns. Die Vögel jubelten ihre heitersten Melodien in den Tag hinaus, weit unten hatte der Hudson sich zwischen blühende Obstgärten und Wiesen gebettet, da, wo grüne Oasen im Dunkel der Wälder auftauchten, Seen sich im Sonnenschein wärmten, Bäche wie glitzernde Perlenschnüre die Wohnungen der Menschen umzogen und weiter hinaus Hügelreihen sich hinter einander aufthürmten und ihre scharfen Silhouetten am Himmel abzeichneten. Als wir auf der Kante des jähen Abhangs standen und dem Geflüster der Winde in den Baumkronen lauschten, begleitet von fernher tönendem Blöken der Heerden, wurde die Scene zur Vision, und wir traten unwillkührlich zurück, damit die verführerische Lieblichkeit des Anblicks uns nicht in die schwindelnde Tiefe ziehe.

Nach dem Frühstücke schlugen wir einen sehr simpeln Pfad über ein ödes, steinbesäetes Plateau ein und ließen uns von dem noch simpleren Wegweiser nach den Fällen leiten, welche, durch den Ausfluß eines kleinen Sees gebildet, über eine große Felsentreppe stürzen, um den Weg in die Niederung zu suchen. Obgleich der Blick von oben herab auf das Gewässer, mit seinem bunten Felsengeröll und den überhängenden Fichtenstämmen, außerordentlich wild ist, so bietet die Partie doch nur dann malerische und imponirende Schönheiten dar, wenn schwere Regengüsse den Strom angeschwellt haben. Gewöhnlich erscheint er nur als ein in Dunstwolken verschwimmender Staubbach, der am Fuß der Felsen sich wieder zum Bache sammelt.

Von den Fällen wanderten wir nach dem sogenannten Clove, einer pittoresken Gebirgsöffnung in kurzer Entfernung von „Pine Orchard". Es ist ein steiler, schluchtartiger Paß, durch den ein reißender und wasserreicher Bergstrom von Fels zu Fels stürzt. Ein schmaler Pfad umgeht die überhängenden Riffe, welche die eine Seite bekleiden, während auf der andern sich tiefe Rinnsale öffnen, die mit Felsstücken angefüllt sind.

Dieser Fall, der den Indianernamen Deroya führt, ist so in den Bäumen des Waldes verborgen, daß der zufällige Wanderer ihn leicht übersehen kann; aber einmal entdeckt, entzückt und fesselt er durch seine wunderbare Schönheit. Es schwebt eine feenhafte Stille über der heimlichen Landschaft. Die hohen Felsen, über welche der Bach sich ergießt, sind in abenteuerlicher Gestalt über einander gethürmt. Ihren Fuß baden sie in dem schäumenden Gewässer, üppiger Baumwuchs und Rankenpflanzen decken ihre Seiten, und ihre Häupter verlieren sich im Blau des Himmels. Lange Zeit wanderten wir auf den verwachsenen Pfaden umher und konnten der Bewunderung nicht satt werden; erst nachdem Einer vom Staubbach, ein Anderer vom Terni, ein Dritter vom Montmorency Vergleiche herbeigeholt und vertheidigt hatte, verließen wir die Wildniß und machten uns auf den Rückweg nach dem White Mountain House.

Kaum waren wir da angelangt, so hatte auch die Natur ein anderes Schauspiel für uns vorbereitet. Mit dem einbrechenden Abend sammelten sich Wolken am nördlichen Himmel. Die dunkeln Gipfel der entfernteren Berge, um die sie sich lagerten, nahmen das Aussehen eines fortlaufenden undurchdringlichen Walles an. Ein heftig stoßender Wind, welcher anfänglich wie ein Flug Vögel durch den Wald rauschte, riß mit einem Mal die Blätter von den Aesten, wirbelte sie hoch durch die Lüfte und wuchs zu solcher Gewalt, daß der Urwald dröhnte wie vom Gebrüll von tausend wilden Bestien. Plötzlich brach ein Regenstrom über uns los, der Alles zu ertränken drohte. Die Wassermassen, welche von den Gipfeln der Berge niederbrausten, rissen, was ihre Bahn hemmte, Erdschollen, Baumstämme und Felsstücke, Alles mit unwiderstehlicher Gewalt fort, und ungeheure Fluthen strömten durch die Schluchten der Ebene zu. Der Sturm währte jedoch nur kurze Zeit; die triefenden Bäume erhoben sich wieder aus den Wolken und standen, wie mit Edelgestein geschmückt, in der Abendsonne.

Die große Thalebene unter uns füllte sich mit Nebel; sie wurde ein großes wogendes Meer. Es rollte hin und her in stummer wellenähnlicher Bewegung, ohnmächtig gegen die Veste anstürmend, auf welcher wir standen. Manchmal ballte sich der Nebel zum Bilde eines großen Schiffes auf, das tollkühn auf den Wellen tanzte; dann enthüllten sich wieder auf Augenblicke die Felder darunter, als wollten sich die lichtscheuen Verstecke der Tiefe uns zeigen, mit ihren Korallengrotten und ihren von Ewigkeit her vergrabenen Schätzen. Endlich, als sich das Thal mehr und mehr lichtete, verwandelte die Nebelfluth sich in phantastisches Bauwerk, und die Bilder verschwammen, wie die Luftschlösser unserer Jugend, in den Aether. —

Ein eisiger Wind folgte dem Sturm und trieb uns in's Haus an den lustig flackernden Kamin; da saßen wir und lasen Irvings drollige Sagen von Rip van Winkle's zwanzigjährigem Schlaf in den Bergen, meinend, wir hörten in den plötzlichen Windstößen, welche unsere Fenster erzittern machten, das Gelächter der Schiffsmannschaft bei dem unglückseligen Kegelspiel.

WIELICZKA
Der Michalowicz-Saal

Die Salzbergwerke von Wielitzka.

Am nördlichen Abfall des karpathischen Vorgebirgs, im Hintergrunde eines freundlichen Thals, zwei Stunden von der Stadt Krakau entfernt, liegt Wielitzka, umgeben von Anlagen und hübschen Gärten. Mehre Kunststraßen und zwei Eisenbahnen, die eine von Wien, die andere von Breslau herkommend, führen dicht an der nett gebauten, mit reinlichen und regelmäßigen Straßen versehenen kleinen Stadt vorüber, unter welcher sich die Salzbergwerke befinden, die ihren Namen weltberühmt gemacht haben: denn es sind die größten, ausgedehntesten auf der ganzen Erde.

Ehe wir sie befahren, wollen wir ihre geognostischen Verhältnisse betrachten und einen Blick auf ihre Geschichte werfen.

Das ganze Steinsalzgebirge, das sich auf der Nordseite der Karpathen über 12 Meilen weit ausdehnt, gehört zur Formation des Jura. Unmittelbar unter dem obersten aufgeschwemmten Lande treten mächtige Thonschichten auf, in welchen Steinsalz von verschiedener Güte, Farbe und Reinheit in ungeheuern, meist rundlichen Massen eingebettet liegt, und diese sind es, welche den Gegenstand des großartigen Bergbaues ausmachen, der seit länger als 700 Jahren besteht. Schon im 10. Jahrhundert wurde hier Salz gegraben, und unter der Regierung Boleslavs (um das Jahr 1240) bekam der Bergbau Regelmäßigkeit und Bedeutung. Seitdem galt Wielitzka als eine unversiegbare Goldquelle der polnischen Könige, und eine solche, noch größere, ist sie für Oesterreich geworden, seitdem diesem Staate in der Theilung des polnischen Reichs mit Gallizien der Schatz zufiel. Wassersnoth brachte mehrmals die weitläufigen Werke zum Erliegen und zweimal wurden sie durch Feuersbrünste gänzlich verheert. Die erste brach im Jahre 1515 durch die Bosheit eines Arbeiters aus, und bei derselben verloren mehre Hundert Bergarbeiter auf jammervolle Weise das Leben; die zweite entstand 1644; Menschen und Pferde kamen um, der Brand dauerte ein ganzes Jahr, die unterirdischen Räume stürzten meist ein, und ein Theil der Stadt selbst versank in den Abgrund. Seitdem ist durch treffliche Löschanstalten und strenge Grubenpolizei die Wiederkehr solcher Unfälle verhindert worden.

Von der außerordentlichen Größe dieser unterirdischen Bauwerke kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß alle Strecken, Gänge und ausgehauenen Räume eine Gesammtlänge von 120 Stunden

haben und Derjenige, welcher sie alle befahren wollte, mindestens 14 Tage dazu verbrauchen würde. 14 Schächte dienen zur Förderung der gewaltigen Steinsalzmassen, welche in der Tiefe gewonnen werden. Sie reichen größtentheils bis zur Sohle des Salzgebirgs nieder; einige tiefer als 100 Lachter. Von den Schächten aus laufen in gewissen Abständen horizontale Hauptgänge (Strecken) fort, die mit einander in Verbindung stehen. Es theilt sich dadurch der ganze Bau in vier Stockwerke ein, und jedem sind die in seiner Ebene liegenden Steinsalzmassen zuständig, welche, durch Suchörter aufgefunden, so weit sie bauwürdig erscheinen, d. h. so weit sie aus reinem Salz bestehen, ausgehauen und abgebaut werden. Durch den Abbau selbst entstehen hohle Räume (hier Kammern genannt) von zuweilen sehr großer Ausdehnung, hoch und weit wie die Kirchen. Viele sind zur gelegentlichen Aufnahme des kaiserlichen Hofs, der dieses bewundernswürdige Bergwerk manchmal besucht, in regelmäßige Säle umgewandelt worden, verziert mit Säulen und Statuen und sonstigem architektonischen Schmuck aus Steinsalz, und selbst die Zugänge zu denselben sind oft reich dekorirt. Manche stellen Triumphpforten, manche die Thore von Festungen vor, und schlanke Obelisken ragen da und dort mit ihren Spitzen zu den Decken auf, welche, überzogen mit großen Salzkrystallen, beim Lampen- oder Fackelschein wie Edelgesteine in allen Farben strahlen. — Die Salzstöcke selbst sind von verschiedenen Qualitäten. Die obern, dem ersten Etagenbau zugehörend, bestehen aus sogenanntem Grünsalz; tiefer liegen die Stöcke des Spizasalzes, noch tiefer eine großblätterige, sehr geschätzte Gattung, Szibik genannt. Alles Salz ist sehr fest, und darum bedürfen die ausgehauenen Weitungen keiner Verzimmerung. Die Wasser gehen größtentheils auf Stollen ab und nur aus den tiefsten Punkten werden sie durch mechanische Kraft auf die Stollensohle gehoben. Uebrigens ist der Andrang der Wasser nicht groß; vielmehr ist Trockenheit hier, wie auf vielen andern Salzwerken, bemerklich. Die Grubenbaue reichen bis zu 280 Fuß Tiefe unter dem Meere. Alle Berge rund um Wielitzka bestehen aus jüngern Sandflötzen, dem sogenannten Karpathensandstein. Dieser gehört zur Gruppe des karpathischen Jura. In den Thonlagern, oft mit dem Salz selbst untermengt, kommen Braunkohlen, und letztere an manchen Stellen wohl zwei Fuß mächtig, vor. Sie werden indeß bei der Menge und Wohlfeilheit des Holzes um Wielitzka nicht benutzt.

Die Besichtigung der Werke ist Jedermann gestattet. Es bedarf dazu bloß der Anmeldung bei dem Inspektor, und gewöhnlich wird einer der Offizianten selbst beauftragt, die Fremden zu begleiten, um ihren Zweck zu erleichtern. — Im Ankleidezimmer eines der Schachthäuser wird die ganze Gesellschaft mit reinlichen, weißen Bergkitteln versehen, und den Fremden ist die Wahl freigestellt, ob sie auf Treppen, die von den Schächten niederführen, hinabsteigen, oder, schneller und nicht weniger sicher, mittelst des Taues eingelassen sein wollen. Die Treppe hat viele Absätze und Ruhe-

punkte und ist selbst für Damen bequem. Dennoch wählt die Mehrzahl die hurtigere Seilfahrt.

In diesem Fall werden die Grubengäste unter die Kaue eines Hauptschachts geführt, an dessen Mündung sich der Göpel mit dem Fahrapparat befindet. Das über eine sehr dicke Welle laufende Tau trägt, über der Mitte des Fahrschachts hängend, eine dreifache Reihe von Gurtsitzen. Auf der ersten nimmt eine Schaar schwarzbekittelter Grubenjungen Platz, mit Lampen in den Händen; ihnen folgen, auf der zweiten Sitzreihe, ein Steiger und zwei Bergknappen, und die dritte nehmen die Gäste ein. Ist dieß geordnet, so stimmen, auf einen Wink des Steigers, die Grubenjungen ein Bergmannslied an, die Welle geräth in Bewegung, bebend schwankt die Menschenlast über dem finstern Abgrund: es rasselt das Tau — ein Augenblick noch! und hinab fährt's mit reißender Schnelligkeit. Nach zwei angstvollen Minuten fühlt man wieder festen Boden unter seinen Füßen, man steht dreihundert Fuß tief im finstern Schooß der Erde.

Anfänglich sind die Sinne befangen und betäubt, und es gehört für den Neuling solcher Scenen einige Zeit dazu, um sich zu fassen und Herr der Eindrücke zu werden, welche das wundervolle Schauspiel um ihn her veranlaßt. Der Berggesang ist verstummt; ein helles „Glückauf!" erschallt, es hallt in den Strecken und Räumen vielfach wieder, und die Führer fordern zur unterirdischen Wanderung auf. Jeder Gast bekommt ein Grubenlicht in die Hand und die Reise beginnt. Man befindet sich in der ersten Etage des unterirdischen Baues. Bald auf breiten, bald auf schmalen Gängen, bald Treppen auf, bald Treppen ab geht's fort aus einem Saale, aus einer Grotte in die andere. Salzstalaktiten hängen an Decken und Wänden, und in den tausend und aber tausend Krystallspiegeln bricht sich das Grubenlicht funkelnd in allen Farben. Es ist ein feenartiger Anblick, der die Sinne bezaubert. Der Glanzpunkt dieser ersten Etage ist die Antoniuskapelle. Sie ist ganz aus dem reinen, weißen Steinsalz gehauen. Schmuck und Ausstattung derselben bestehen aus rosenrothem Salzfels; so die Säulen, der Altar, die Kanzel, die Statuen der Heiligen, die Chorstühle, Skulpturen und Dekorationen. Man kann sich nichts Imposanteres denken, als wenn 100 Wachskerzen dieses Gotteshaus erleuchten und die in reinlicher, kleidsamer Tracht versammelten Bergknappen dem großen Bergherrn ihren Lobgesang darbringen, oder die schwarzen Männergestalten, im weiten Halbkreise um den administrirenden Priester knieend, in tiefer Andacht ein stilles Gebet verrichten.

Aus der Antoniuskapelle führt ein langer, hoher Gang am Füllort des Antoniusschachts vorüber, wo das rege Treiben des Grubenlebens zu der ernsten Scenerie am Orte der Andacht einen schneidenden Kontrast bildet. Peitschenknall und Pferdegewieher schallen, auf eisernen Wegen knarren die schwerbeladenen Förderwagen vorbei, und ganze Reihen von „Berghunden", hoch mit Salz befrachtet, rasseln daher, an jedem ein

Lämpchen hängend und hinter jedem ein Junge, der ihn keuchend vor sich hinstößt. Ihnen entgegen kommen die leeren Züge mit ihren jauchzenden Begleitern, und das Zurufen der Anschläger und der Premser in den Strecken und am Füllort vermehrt den chaotischen Lärm. Doch herrscht bei allem scheinbaren Gewühl der Geist der Ordnung vor; Jeder wirkt für den Zweck, wie in einer gut konstruirten Maschine das einzelne Rad.

Durch ein gemauertes, bei Feierlichkeiten prächtig erleuchtetes Portal gelangt man zu einem Gang, der auf 120 in Salz gehauenen Stufen zu der Kammer Michalowic hinführt.

Ihr Anblick setzt in Erstaunen. Das an den Schein der Grubenlampe nicht gewöhnte Auge bemüht sich vergeblich, den Raum zu fassen; nur räthend schweift es in den dunkeln Fernen. Im tiefen Hintergrunde hängt ein ungeheuerer Kronleuchter, auf dem 400 Kerzen Platz finden. Er ist ganz aus weißem Krystallsalz gefertigt. Bei Anwesenheit hoher Gäste wird er angezündet, und auf in der Höhe angebrachten Balkonen sind dann Musikchöre und die Liedertafel der Bergknappen placirt. Wunderbar ist die Wirkung der Töne in dieser Halle, denn indem sie an den harten Salzwänden abprallen, wie von einem natürlichen Resonanzboden, so verschmelzen sie so in einander, daß der Zuhörer kaum errathen kann, von welcher Seite sie eigentlich herkommen. —

Durch eine Stiege leitet der Führer in die tiefste Sohle des ungeheuern Raums, und von da wieder Treppen hinan und über Terrassen hin, unter dem großen Lüstre weg, zu einer mit Geländer versehenen Empore. Neuer, überraschender Anblick! Schwalbennestern ähnlich kleben Bühnen an den senkrechten oder überhängenden Felswänden in schwindelnder Höhe, durch gebrechliche Leitern mit einander verbunden. Von jeder Bühne blinken Grubenlichter, wie Sternchen, und es dröhnen die Schläge vom Spalten des Gesteins, das prasselnd auf den Boden herabfällt. Ueberall ist's lebendig. Von Sprosse zu Sprosse sieht man auf den schwindlichen Fahrten die behenden Bergleute hinauf und hinab klimmen, in einer Hand die Lampe, mit der andern die Leiter fassend. Dunkle, niedrige Gänge öffnen sich da und dort an den Wänden, Gestalten erscheinen und verschwinden in denselben, man denkt unwillkührlich an Berggeister und Rübezahl.

Die ganze Pracht dieses Saals offenbart sich dann, wenn, wie bei feierlichen Anlässen geschieht, bengalisches Feuer denselben erleuchtet. Der Eindruck wird nie aus der Erinnerung schwinden.

Eine enge Treppe hinab leitet nun der Führer in den 330 Lachter langen Querschlag Lichtenfels, welcher mit einer Reihe geräumiger Kammern, in denen eine Menge Bergleute beschäftigt sind, in Verbindung steht. An einer Stelle, von einer hölzernen Brücke, blickt man mit Grausen durch einen Abgrund in den dritthalbhundert Fuß tiefer liegenden Verhau Kloski, wo die Knappen nur wie handlange Gnomen erscheinen

und ihre Grubenlichter wie Diamanten funkeln. — Durch Strecken und Verhaue, Stiegen auf und ab, wird die Kammer Hrdina erreicht, wo das Steinsalz so fest ist, daß es nur durch Sprengen mit Pulver gewonnen werden kann. Aus weiter Ferne schon hört man das Schießen wie dumpfen Kanonendonner, und in der Nähe wird es so schreckhaft, daß Jeder eilt, fortzukommen. Weit lieber weilt man da, wo die Häuer die verschrämten Salzwände mit Keilen und großen Hämmern ablösen und ein letzter Schlag hinreicht, um Massen von vielen Tonnen herabzustürzen.

Auf der weitern Fahrt wird dem Gaste eine große Ueberraschung durch den Anblick eines unterirdischen Salzsees, an dessen acherontischem Ufer eine Gondel zur Ueberfahrt einladet. Man steigt ein, vier rüstige Bergknappen ergreifen die Ruder, die Ufer verschwinden, und aus dem ruhigen Wasserspiegel glitzern die Grubenlichter herauf, wie die Kerzen aus einem Feenschloß. Der See ist an 6 Klafter tief, und am andern Ende desselben drückt sich das hohe und weite Gewölbe zu einer so niedrigen und schmalen Kluft zusammen, daß sie kaum groß genug ist, den Nachen zu fassen. Die Vorstellung einer Höllenfahrt erscheint hier als Wirklichkeit; bebend und ganz verdutzt beugt sich der Tourist auf den Boden des Nachens nieder und läßt sich willenlos durch den Schlund rudern, bis ihn der Führer erinnert, daß die Wasserfahrt zu Ende sei. Er sieht sich nun in einer Grotte, von deren Wänden die frisch angeschossenen Salzkrystalle wie Rubinen und Smaragde strahlen. In einer Nische steht eine Statue. Ueber ihrem Haupte hängt eine Lampe und das von den Spiegelflächen der Salzkrystalle zurückgeworfene Licht umgibt die Bildsäule mit einem Heiligenscheine, der die Gläubigen zur Ehrfurcht hinreißt. Oft sieht man hier Bergleute im Gebet knieen. —

Den Beschluß der Grubenfahrt macht gewöhnlich der große Saal Letow, der, aus reinem Salz ausgehauen, durch 6 Lüstres aus Krystallsalz erleuchtet wird. Ueber einem prächtigen Portal ist eine Gallerie, auf welcher 200 Musikanten Platz finden. Dieser Raum dient bei der Anwesenheit des Kaisers zum Banket- und Ballsaale; er faßt über 1500 Menschen. Ein solches Fest, tief im Bauche der Erde, wo bei der glänzendsten Beleuchtung sich die Pracht und der Schmuck eines kaiserlichen Hofes entfaltet, ist keine Feder zu beschreiben im Stande. Die Ausfahrt aus diesem Saale folgt entweder mittelst des Seils durch den Tageschacht Danielowic, oder durch die bequeme Wechselstiege im Schachte Francisci.

Es ist sehr zu bedauern, daß gegenwärtig die Krone aller Wunder Wielitzka's, die berühmte Kammer Przykosz mit ihrem großen Salzsee, ohne Gefahr nicht mehr fahrbar ist, da sie 1834 theilweise mit Bergen verstürzt werden mußte. Da sie aber wohl später wieder aufgeräumt werden wird, so findet die Beschreibung eines Besuchs derselben hier eine passende Stelle. — „Es ist ein unermeßlicher Saal, dessen Wölbung in einer, dem Auge unsichtbaren Höhe verschwindet. Ein See von gesättig-

ter Soole, ſchwarz von Farbe, nimmt den ganzen unterſten Rand ein; überhängende Salzfelswände, die mehre hundert Fuß hoch ſcheinen, umſchließen ſein Ufer. Nichts iſt weiter vorhanden, als eine Art Damm mit einer Bruſtlehne. Der Kahn wird beſtiegen, er ſtößt ab, gleitet ohne Schwanken auf der ſpiegelglatten Oberfläche hin und verliert ſich in einer tiefen, düſteren Schlucht, wo er landet. Da hebt erſt ganz leiſe, dann aufſteigend zu immer kräftigern Tönen, eine ſchwermüthige Muſik an; es ſind Töne, die aus einer andern Welt zu kommen ſcheinen, denn das Auge müht ſich vergeblich ab, ihre Urheber zu entdecken. Kaum hat das Adagio geendigt, ſo öffnet ſich ein Höllenrachen in der Tiefe, Flammen züngeln heraus, er ſprudelt Feuergarben gegen die glitzernden Wände. Das bengaliſche Feuer wandelt die Finſterniß in die Helle des Tags, auf den Bühnen rufen, in feſtlicher Tracht aufgeſtellt, Knappen ihr dreimaliges Glückauf! und dann beginnen ſie mit kräftigen Männerſtimmen ihren Berggeſang. Er ſchweigt, — die Feuer erlöſchen: — da ſteigen noch einmal tauſend Raketen vom See auf, beleuchten die Wölbung und enthüllen auf Augenblicke die unermeßliche Höhe. Auch ſie erlöſchen, und Alles ſinkt in Finſterniß zurück."

Solche Schauſpiele bietet Wielitzka dann dar, wenn ein Knappenfeſt gefeiert wird, oder hohe Gäſte anweſend ſind. Uebrigens iſt es nichts weniger als angenehm, die Fahrt bei einem großen Andrang von Beſuchern zu machen, denn die Gefahren ſind alsdann keine eingebildeten mehr. Die Menge drückt ſich in den engen Paſſagen und Strecken, man wird fortgeſchoben und eingezwängt, ſo daß man erſticken möchte, und ſelten geht ein ſolcher Tag ohne Unheil vorüber.

Wielitzka liefert jährlich nahe an zwei Millionen Centner Salz, mit deſſen Gewinnung über 1000 Bergleute und über 100 Pferde beſchäftigt werden, die zum Theil 10 Jahre lang unter der Erde bleiben. Seit 300 Jahren ſind an 500 Millionen Centner Salz, im Verkaufswerthe von mehr als 1000 Millionen Gulden, hier erbeutet worden, und doch iſt, wenn man die Mächtigkeit und die Ausdehnung der Lagerſtätten erwägt, dieß ungeheuere Quantum erſt ein Tropfen aus dem vollen Eimer.

Der MARKTPLATZ im GRANADA
am Nicaragua-See.
MITTEL-AMERICA.

Granada am Nicaraguasee.

Die Stadt Granada ist häßlich, liegt aber in einer Landschaft von überschwenglicher Schönheit. Gärten mit ewig grünenden und duftenden Bäumen und Sträuchern umringen sie von drei Seiten, und ihre vierte ist dem herrlichen See geöffnet. Zunächst der Stadt ist das Terrain eben. Drei bis vier Meilen weit landeinwärts erhebt sich aber der Boden zu kegelförmigen Hügeln, die bis zu ihren Gipfeln mit Gras bewachsen sind. Von dem Fuße dieser Hügelreihe senkt sich eine mit Wald bedeckte Fläche allmählig nach dem See hinab. Zur rechten derselben steigt der Mombacho kühn vom Ufer empor, umgeben von einer Gruppe kleiner Eilande, den Isletas, weiter hinaus liegt die Insel Zapatera mit ihren waldigen Höhen, und noch weiterhin erheben sich in der Ferne die beiden Pyramiden der Insel Ometébek, deren Spitzen sich in Wolken hüllen. Zur Linken erstreckt sich die Fläche, gleichförmig bewaldet und vom Rio Panaloya und dem Rio de Tipitapa bewässert, bis an den Fuß der erzreichen Gebirge von Matagalpa fort, welche die ganze nördliche Hälfte des Horizontes einnehmen. Diese ganze Landschaft steht auf dem Schütterkreise lebendiger, plutonischer Kräfte. Der Mombacho, jener Kegel im Hintergrunde unseres Bildes, ist, wie alle benachbarten Höhen, die Inseln eingeschlossen, vulkanischen Ursprungs. Auf der hinteren Seite öffnet sich ein weiter Krater, von welchem der auf dem Bilde sichtbare Kamm der nördliche Rand ist. Der südliche senkt sich tief hinab. Heiße Quellen sprudeln an seinem Fuße. Sein Gipfel ist noch unerstiegen.

Unsere Abbildung gibt eine richtige Vorstellung von der Bauart und dem Leben in den Straßen einer centroamerikanischen Stadt. Die Kirchen sind große, massive, finster aussehende Gebäude. Von desto leichterer Bauart sind die Wohnhäuser. Meist einstöckig, sind sie von an der Luft getrockneten Lehmsteinen aufgeführt, deren weit vorspringende Dächer sich auf hölzerne Säulchen stützen. — Alle Häuser sind mit Höfen versehen, in welchen einige Orangenbäume, Jasmingesträuche, Oleander- oder Rosenbüsche zu stehen pflegen. Rund um den Hof geht eine Veranda, deren

hölzerne Stützen und Bogen an den mauriſchen Bauſtyl erinnern. Auf derſelben bringen die Hausbewohner den größten Theil des Tages zu. Im Schatten der Bäume wird die Mahlzeit eingenommen, und auf der Veranda ſind die Hängematten ausgeſpannt für die Sieſta. Größere Zimmer haben Fenſteröffnungen mit hölzernem oder eiſernem Gitterwerk. Glasfenſter aber ſind gänzlich unbekannt, und in die kleinern Räume des Hauſes fällt das Licht bloß durch die Thüre. Alle Fußböden ſind mit Ziegelplatten belegt, über welche zuweilen noch zierliche Matten aus Flechtwerk gebreitet ſind, die von den Indianern von Maſſaya mit großer Geſchicklichkeit und viel Geſchmack verfertigt werden. Eine beſondere Decke haben die Zimmer faſt niemals. Das Dach bildet ſie, ſo daß die Luft überall aus- und einzieht.

Größere Gebäude haben wohl einen zweiten Hof, der von dem erſten durch einen Flügel des Gebäudes oder eine Mauer getrennt und durch ein Thor verbunden iſt. Dieſer zweite Hof enthält die Küche, wenn dieſe nicht in einer Ecke des Gebäudes ſelbſt angebracht iſt, und den Pferdeſtall. Dieſer iſt ein offener Schuppen, von hölzernen Säulen getragen, zwiſchen welchen die Thiere ſtehen.

Die Straßen und Plätze von Granada ſind nicht gepflaſtert; doch haben ſie erhöhte und mit Ziegelplatten belegte Trottoirs, die zwar den Fehler haben, daß ſie ſchmal ſind, dagegen den Vortheil bieten, von den weit vorſpringenden Dächern gegen Sonne und Regen geſchützt zu ſein. Die Straßen werden mit einem vulkaniſchen Sande beſtreut, in welchem Magneteiſenkörner einen Hauptbeſtandtheil bilden. Es iſt der Rückſtand von vulkaniſchem Tuff, aus welchem das Waſſer die lehmigen Theile entfernt hat. Dieſer ſchwarze Eiſenſand bildet am Ufer des Sees meilenweit fortlaufende, mächtige Bänke.

An die eigentliche Stadt ſchließen ſich die Vorſtädte, deren Gebäude aus niedrigen Lehmhütten mit Palmendächern beſtehen. Nichts reizender als dieſe Häuschen unter beladenen Fruchtbäumen und zwiſchen blühenden Geſträuchen. Manche liegen ſo unvergleichlich ſchön, die Umgebung iſt ſo reich, ſo harmoniſch, ſo friedlich, der Geſichtskreis ſo groß und erhaben, die Welt umher ſo ſtill, ſo ſelig, der Duft, welcher die Luft erfüllt, ſo ſüß und balſamiſch, die Bewohner ſcheinen ſo zufrieden, die ſpielenden Kinder ſo glücklich, daß man eintreten und auf immer da bleiben möchte. „Wie oft“, — ſo berichtet mein Freund Fröbel, — „iſt mir der Gedanke gekommen: hier, an dieſer Stelle, in dieſer Hütte möchteſt du leben und ſterben! Wie oft hat es mir Ueberwindung gekoſtet, mich loszureißen und weiter zu gehen! Und nicht ich allein habe dieſen Eindruck empfangen. Jeder wird ihn haben, der ſolcher Eindrücke und Empfindungen überhaupt fähig iſt. Oft bin ich Zeuge geweſen, wie ſelbſt rohe, in den Minen Kaliforniens verwilderte Goldjäger durch ſolche Scenen tief ergriffen wurden.“

Als im Jahre 1522 Gil Gongalez de Avila mit den ersten Spaniern nach Nicaragua kam, stand auf der Stelle des heutigen Granada eine indianische Stadt, deren Name, Salteba, sich in dem der Vorstadt Jalteva bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Avila konnte sich auf diesem ersten Zuge, der von Panama aus unternommen wurde, nicht im Lande behaupten. Aber noch in dem nämlichen Jahre kehrten spanische Kolonisten zurück, und Francisco Fernandez de Cordova gründete das jetzige Granada.

Die Stadt hatte während der spanischen Herrschaft größere Wichtigkeit und einen bedeutenderen Handel, als gegenwärtig. Wie die meisten spanischen Niederlassungen, so ist auch Granada nach der Emancipation nicht im Stande gewesen, sich auf der Höhe zu erhalten, welche es unter der spanischen Kolonialregierung als Hauptstadt einer Provinz erlangt hatte. In neuester Zeit haben sich jedoch frische Keime der Wohlfahrt gebildet, und neue Impulse sind thätig geworden, die nicht ohne Erfolge bleiben werden. Die Lage an einer die beiden Oceane verbindenden Straße macht Granada wichtig für den Weltverkehr, und es sieht einer großen Zukunft entgegen. —

Die städtische Bevölkerung überstieg in den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft 18,000; gegenwärtig ist sie nicht ganz 14,000. Als Hauptstadt des nicaraguensischen Ostdepartements ist sie der Sitz mehrer höheren Verwaltungs- und Gerichtsbehörden und eines Bischofs. Der Clerus war sonst sehr zahlreich und mächtig; seit der Revolution hat er einen großen Theil seiner Einkünfte und seines Einflusses verloren.

Die Bevölkerung besteht aus allen Abstufungen der Raçe, welche aus der Mischung von Spaniern, Indianern und Negern hervorging. Diese Raçenmischung schreitet, da seit der Unabhängigkeit alle Einwohner, ohne Rücksicht der Abstammung, vollkommen gleiche politische Rechte haben und auch im geselligen Leben die Raçenaristokratie gar nichts mehr gilt, beständig fort. Familien von reinem spanischen Blute sind nicht mehr vorhanden. Eben so wenig ist die reine Negerraçe noch irgendwo zu finden. Vollblut-Indianer hingegen sind zahlreich; sie halten fest zu einander und bilden häufig besondere Gemeinden im Lande. Alle sind Christen und der Civilisation längst zugänglich geworden. Am meisten gemischt ist die Bevölkerung der Vorstädte, wo alle Farben und Raçephysiognomien in einander fließen. Zur Marktzeit kann man diese bunten Volkselemente, zu der alle Zonen und Welttheile gesteuert haben, auf dem Platze übersehen, welchen unser Bild darstellt. Es ist ein Gemälde, wie man es selten findet, und für den Beobachter nicht ohne Interesse. Vor allen sind es wieder die halbcivilisirten Ureinwohner, welche der Scene Leben und Farbe geben. Mit Hühnern, Eiern, Früchten, Gemüsen, Mais, Zucker, Kakao, Reis, Stärkemehl, Honig, Wachs, Wasserkrügen, allerhand Thongeschirren und andern Erzeugnissen ihrer kleinen Landwirthschaft

und Induſtrie kommen ſie in Schaaren aus ihren Dörfern zur Stadt und verſehen dieſe mit vielen unentbehrlichen Dingen. Sie machen durch ihre Haltung und Manieren immer einen angenehmen Eindruck und gelten als die fleißigſte Klaſſe der Bevölkerung.

Aber das bunteſte Leben auf dem Platze beginnt erſt am Abend. Da nämlich faſt jeder Tag ein Heiligentag iſt, ſo ſieht man bei Eintritt der Nacht Prozeſſionen mit Laternen über den Markt ziehen oder zu Ehren des Heiligen Feuerwerke abbrennen. Kanonenſchläge erſchüttern die Luft, Schwärmer praſſeln unter die gedrängten Volkshaufen, die mit Jubel und Geſchrei ſich an den frommen Späßen ergötzen, Raketen und Leuchtkugeln ſteigen empor und werfen ihre grellen Streiflichter auf die Geſichter der buntfarbigen Menge. In den Pauſen ertönt Muſik auf dem Platze oder in der nahen Kirche.

Erſt um Mitternacht wird es ruhig. Der Mond ſteht mit zauberhaftem Glanze am Himmel, deſſen Reinheit durch keinen Hauch getrübt iſt. Dunkel zeichnet ſich die Geſtalt des Mombacho am Firmamente. Still und leer iſt der mild beleuchtete Platz. — Eine Figur ſchreitet über denſelben hin. „Quien vive?“ ruft gebieteriſch die Schildwache am Kommandantenhauſe. „La patria!“ iſt die Antwort. „Que gente?“ fragt ſie weiter. „De paz!“ replicirt der Nachtwandler und geht weiter.

Aus der Ferne dringt kaum vernehmbar noch der Geſang einer Stimme zum Geklimper einer Guitarre durch die Stille, bis auch ſie verſtummt. — Laue Kühlung weht durch die Straßen der Stadt und über den Platz hin. Es iſt der belebende Hauch des friſchen Morgens! — Mit feierlicher Stimme grüßt jetzt die zweite Stunde des jungen Tags des Nachtwächters letzter Ruf: „Viva Nicaragua! — Cielo sereno!“ —

DAS KÖNIGLICHE SCHLOSS
in Madrid

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

Madrid.

Gern überläßt sich der Menschenfreund den Träumen, die seine Wünsche ihm vorgaukeln; unaufhörlich aber ruft ihn eine grausame Wirklichkeit zum Leiden und Elend zurück. Durch die Kraft seines Geistes überschaut er mit einem Blicke die Welt; aber gerade auf den schönsten Ländern ruht sein Auge mit Wehmuth. Er sieht die Nationen durch Unwissenheit, Tyrannei und Aberglauben mit Blindheit geschlagen und (denn es steht nicht in der Völker Macht, anders zu empfinden, als lange Zeiträume hindurch ihnen gelehrt worden ist), durch ihre Vorurtheile und ihre Befangenheit sie selbst des natürlichen Gefühls für Glück und Wahrheit verlustig. So finden wir in dem schönen Hesperien den Italiener, ausgestattet mit glücklichen Anlagen, aber gesunken als Mensch, kaum zum Ertragen einer bessern Lage geschickt. So finden wir im herrlichen Spanien ein Volk, das begabt ist von der Natur mit ritterlichem Sinn, mit Muth, Beharrlichkeit, Geist, Vaterlandsliebe und Heroismus; aber dieß Volk sahen wir, dumm und geduldig, sich hergeben zum grausamsten Gladiatorenspiel, welches Parteien aufführten, von denen keine sein Wohl wollte und jede bloß ihren Privatvortheil suchte; — aufführten vor der civilisirten Welt, welche herzlos es duldete und — nährte. Geröthet sahen wir den Himmel Spaniens; aber wehe! der Brand der Kirchen und der Städte ist kein Morgenroth! Brautbettleuchten ist's nach der Vermählung der Anarchie mit der Barbarei!

Oder sollte ich irren? Sollte es doch möglich sein, daß eine volkbeglückende Verfassung, die das Recht bei Jedem und ohne Unterschied ehrt, urplötzlich dem Schooße der Tyrannei und der Unwissenheit sich entwinde? Wollte man das zugeben, dann müßte man auch voraussetzen, daß ein Volk, seit vielen Jahrhunderten aufgezogen in der tiefsten Unwissenheit, ein Volk gewöhnt, alle Macht und allen Besitz im Staate als rechtmäßiges Erbtheil gewisser Stände zu betrachten, daß ein solches Volk, sage ich, voll-

kommen würdig sei zur Empfängniß der kostbarsten Frucht der Bildung. Es müßten dann die Spanier, der großen Mehrzahl nach, nicht nur eine Verbesserung ihres Zustandes wollen, es müßte auch bei der Reform eines in Mißbräuchen so alt gewordenen Staats jeder seinem gewohnten Platz entrückte Einzelne Entbehrungen und das Unbequeme des Neuen geduldig hinnehmen: mit einem Worte, das spanische Volk müßte muthig und einmüthig sein, seine Freiheit zu erobern, einsichtsvoll genug, um sie zu befestigen, kaltblütig und bescheiden genug, um sie zu ertragen, mächtig genug, um sie zu vertheidigen, und großmüthig genug, um sie zu theilen: Bedingungen, welche ein ungebildetes Volk niemals erfüllen kann. Nein! das wahre Volksglück reift keiner Nation am vorübergehen-Phrasenfeuer einiger Redner; es bedingt frühe, gesunde Aussaat voraus und in günstigem Boden, sorgsame Pflege, langsames Wachsen bei warmem Sonnenscheine und befruchtendem Regen. Frühstürme aber reifen keine Frucht, sondern zerschlagen Keime und Blüthen. —

Madrid gewährt von jeder Seite her eine imponirende Fernsicht. Die spanische Hauptstadt liegt sehr hoch (2200 Fuß über der Meeresfläche), auf einem unebnen, steilen Plateau, eine Art Campagna, die, rauhen Klimas und allen Winden ausgesetzt, fast baumlos, überall einen freien Blick auf die große, kompakte Häusermasse zuläßt. Zahlreiche Thürme und Kuppeln, hohe Kirchen und Paläste überragen diese, und erwecken in weiter Entfernung schon die Vorstellung von der Pracht und dem Reichthum der Metropole eines großen Reichs. Je näher man kommt, je mehr streckt die Häusermasse sich aus, je mehr nimmt die Vorstellung ihrer Größe zu; aber um so störender fällt dann auch der Kontrast des Oeden, des Eintönigen und Unmalerischen der Gegend auf. Rechts und links vom Wege sieht das Auge, so weit es reicht, nur dürftige Weizenfelder, — keine lachenden Landsitze, keine aus Orangenhainen schimmernden Quinta's, die gewöhnlichen und so aufheiternden Zeugen von dem Wohlstande und der Sinnigkeit der Bevölkerung der großen Städte des Südens. Nicht einmal in der unmittelbaren Nähe der Residenz gewahrt man etwas von jenen zahllosen, kleinen, freundlichen Wohnungen mit Gärten, welche während der schönen Jahreszeit einen immer blühenden und duftenden Gürtel um die europäischen Hauptstädte bilden, und die dürren Weizenfelder verlassen den Reisenden kaum eher, als bis er Madrid selbst betritt. Auch nicht früher sieht man etwas von der Hauptstadt Bevölkerung. Ein paar hundert Schritte extra muros ist's schon so stille und einsam, daß man sich mitten in der Sierra, hundert Meilen von dem Orte denken könnte, in dem 210,000 Menschen wohnen, und welcher der Centralpunkt für die

Macht und den Glanz des Reichs und der gewöhnliche Aufenthalt des Hofes ist.

Madrid, modernen Ursprungs, hat etwa 8000 Häuser, die in ein unregelmäßiges Viereck von vierstündigem Umfang zusammengebaut sind. Vor Karls V. Zeit war es eine kleine Landstadt; die Laune dieses Monarchen erhob sie, um ihrer Lage im Mittelpunkt des Reichs willen, zur Hauptstadt, und unter seiner und seines Sohnes Philipp II. Regierung erreichte sie schnell ihre jetzige Größe. Darum gehören die meisten Gebäude jener Zeit an und tragen ihr Gepräge: Schwerfälligkeit und Dauer. Unsere Aufmerksamkeit nimmt vor Allem das königliche Schloß in Anspruch. Gehen wir, es zu betrachten.

Es hat schöne, freie Lage. Auf einer Anhöhe am Westende der Stadt beherrscht es eine nach allen Seiten hin freie Aussicht auf die noble Hauptstadt, auf die Ebene, in deren Schooße diese liegt, und auf die fernen Gebirge. Seine Ansicht imponirt weniger durch Schönheit, als durch die ungeheuere Größe und Regelmäßigkeit der Masse. Das Schloß ist ein Viereck von fast 500 Fuß Seitenlänge und 100 Fuß Höhe. Der Weg geht im Zickzack hinan. Oed und ärmlich ist die nächste Umgebung. Elende Hütten armer Proletarier liegen am Fuße des Hügels, wie unerhörte Bitten am Fuße des Throns. Der große Eindruck, den die ungeheuere, in symmetrischen Verhältnissen sich darstellende Masse hervorbringt, geht verloren, sobald man den Palast näher betrachtet. Grandiosität, edle Einfalt und Würde, Eigenschaften, welche dem Hause eines Fürsten geziemen, suche man hier nicht: — sie liegen begraben unter einer nicht aufzufassenden Masse von Zierrath, in nichtssagenden, von eigensinniger Laune diktirten Zusammenstellungen von Formen, von denen man sagen könnte: Ein Etwas von Allem, das Ganze ein Nichts. Der Palast ist aus blendend weißem Sandstein errichtet. Aus der Ferne gesehen, scheint er ganz aus Marmor. Seine Erbauung fällt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die nächste Veranlassung dazu war eine Feuersbrunst, welche den alten Palast (im Jahre 1734) verzehrte. Den ersten Plan dazu entwarf Ginoara; nach diesem würde das Gebäude das größte in der Welt geworden sein; da man ihn unausführbar fand, beauftragte Karl der Dritte einen Schüler jenes Architekten, Sachatti, den Bau nach einem veränderten Entwurfe zu leiten. Auch dieser kam nicht zur vollständigen Ausführung. Die große Treppe z. B., welche an Pracht Alles versenken sollte, sieht man zum Theil vermauert, und Fenster und Thüren da, wo sie ohne Störung der Symmetrie nicht angebracht werden konnten. Man opferte der Bequemlichkeit und dem spätern Bedürfniß vielfach Harmonie und Schönheit auf. Nur im Innern des Schlosses darf man Befriedigung der Erwartungen suchen, welche die Fernansicht erweckt hat. Mit dem ersten Tritte in die herrlichen Säle und Gemächer, deren Schönheit und wahrhaft königliche Pracht Bewunderung abnöthigen, fühlt man

ſich ausgeſöhnt mit dem Architekten und vergißt ſeinen Mangel an Sinn für edle Einfachheit und wahre Größe. Schon die Marmortreppe verdient Lob, und obſchon ſie nicht plangemäß vollendet worden iſt, rechnet man ſie doch mit Recht unter die ſchönſten ihrer Art. Hohe, mit koſtbar vergoldeten Säulen verzierte Vorgemächer und Salons empfangen und leiten den Eintretenden zum großen Thronſaal. Er iſt ausgeſtattet mit allem Pomp und Gepränge der Königsmacht. Hier iſt der güldene Thron, auf welchem ſich Spaniens Purpur bei feierlichen Staatshandlungen brüſtet. Schöne Gemälde zieren die Decke dieſes Raums, Meiſterſtücke des genialen, aber oft flüchtigen und incorrekten Venetianers Tiepolo. Statuen von Marmor und Bronze füllen die Cornichen, und die koſtbarſten Bildhauerarbeiten rahmen jede Thüre und jedes Fenſter ein. Anziehender noch als die neue ſchmückt die alte Kunſt dieſes Prachtgemach, und die Menge der hier aufgeſtellten antiken Vaſen und Bildwerke in Marmor und Bronze iſt erſtaunend. Die Wände ſind mit Hauteliſſen belegt, ſpaniſche Arbeit; und mit Spiegeln, welche an Größe ihres Gleichen ſuchen. Um den Thron ſtehen allegoriſche Statuen, deutend auf die königliche Macht und Herrlichkeit. Man ſieht die Königreiche und die Provinzen der ſpaniſchen Monarchie Huldigungen darbringen; fremde Reiche um Frieden und Freundſchaft bitten; Triumphe der ſpaniſchen Waffen durch alle Zeiten und in allen Zonen. Aus dem Thronſaal wird man in den großen Speiſeſaal geführt. Dieſer iſt kaum weniger groß und prächtig als jener. Mengs malte die Decke; und die Bildniſſe der ſpaniſchen Könige, in voller Rüſtung und zu Pferde, ſind bewunderte Meiſterwerke des Velasquez. Auch von Vanloo ſind einige da; zu jenen erſcheinen ſie jedoch unbedeutend. Dem Speiſeſaal gegenüber führt eine vergoldete Thüre in das königliche Audienzzimmer, das unmittelbar mit den Privatgemächern des Monarchen in Verbindung ſteht. Die nämliche Pracht, nur in andern Formen, macht ſich hier bemerklich. Unter dem Bilderſchmuck treten zwei Tafeln von Mengs hervor: eine Apotheoſe des Herkules, und jene berühmte Tafel, die Verkündigung, bei deren Vollendung der Tod den Urheber überraſcht hat. Schwer reißt man ſich los von dieſem Bilde, in welchem der Kopf der Marie unausſprechlich ſchön und reizend gedacht und ausgeführt iſt. In den anſtoßenden Sälen hängen Werke der alten Kunſt: die Titiane, die Raphaele, die Murillos, die Rubens und Paul Veroneſe's, die Correggio's und Vandyks. Die Titiane übertreffen hier Alles, was man anderwärts von dieſem Meiſter ſieht; ſeine Venus, ſeine Pſychen und Danaen wirken auf den Beſchauer wie wirkliche Weſen; in ihnen glüht das Leben der ewigen Jugend. Adam und Eva, von demſelben Meiſter, iſt ein Wunder der Kunſt. Rubens, der große Rubens, verſuchte daſſelbe zu kopiren. Er verſuchte Unmögliches. Man kann die Kopie nicht anſehen, ohne den großen Niederländer zu bedauern, und ohne der Entfernung inne zu werden, die, in Bezug auf Kunſtvortrefflichkeit, ihn und alle andern Nachfol-

ger und Nachahmer des Venetianers von diesem trennt. Aber die Krone aller Kunstschätze hier und in ganz Spanien ist die Kreuztragung des Herrn, jenes unter dem Namen Lo spasimo di Sicilia allbekannte Bild Raphaels. Dieses eine Bild ist manche Königsgallerie werth, und wirklich wurden dafür schon Millionen geboten. — Der königlichen Residenz gegenüber ist das Sommerschloß Buen retiro.

Ein aus großen Alleen bestehender, reich mit Springbrunnen gezierter Spaziergang — der Prado — macht den Lieblingsort der Madrider aus, und ist für sie das, was der Prater für Wien, oder der Regents- und Hydepark für London ist. Nahe dabei ist das Amphitheater zu den Stiergefechten. Entfernter prangen die königlichen Lustschlösser Pardo und Casa del Campo, mit schönen Gartenanlagen. —

Und wie ist das Leben in dieser Königsstadt? Werfen wir uns hinein in das Treiben seiner Straßen, wandern wir nach dem Prado oder nach der prächtigen Alcalastraße, wo, wie auf jenem, die spanische Eitelkeit in glänzenden Equipagen und einer Fülle von betreßten Lakayen und Jägern sich zur Schau legt. Besucht der Reisende ein oder das andere Kaffeehaus dieser Straße, um eine Schale Eis oder Chokolade zu schlürfen, so hat er das Nobelste dieser Art gesehen, was die Hauptstadt Spaniens bieten kann. Dennoch wird er es unter der Mittelmäßigkeit finden, wenn er den Pariser oder Berliner Maßstab anlegt. Die Gasthöfe sind schlecht und theuer, und wer einen längern Aufenthalt beabsichtigt, thut wohl, sich sogleich in einem der Casas de huespedes, welche den Board and Lodging-Houses in London, oder den Hôtels garnies der Pariser entsprechen, einzuwohnen, wo er für 2—3 Pesos die Woche ein paar mit Estrich oder Backsteinen belegte lichte Zimmer (Salon und Cabinet) und das nöthigste Ameublement findet. Letzteres besteht fast immer aus zwei Tischen, $^1/_2$ Dutzend Stühlen und einem Kanapee von Kirschbaumholz, mit Binsen überflochten, einer Komode und einem Bett mit Matratzen. Die wohlgeweißten Wände sind häufig mit kolorirten Lithographien in Mahagonyrahmen geschmückt, meist Scenen aus dem Freiheitskriege vorstellend. Für Comfort kennt der genügsame Spanier so wenig den Namen, als den Begriff; doch gewöhnt man sich leicht an die nationale Frugalität. Eine sehr kleine Tasse Chokolade und ein Stück Brod ist das allgemeine Frühstück. Gewöhnlich wird sie im Bette genommen, dann aufgestanden und im tiefsten Negligé zum Balkon geschlendert, um mit den übrigen Hausgenossen eine Viertelstunde die frische Luft zu genießen. Man macht dann seine Toilette, raucht eine Cigarre, liest das Tageblatt, und so kommt eilf Uhr herbei, wo man das Dejeuner nimmt, das aus einigen Schnittchen Brod, kaltem Fleisch und einem Glas Wein besteht. Man besorgt dann seine Geschäfte bis um zwei Uhr, die Zeit des Mittagsessens. Dieses besteht unabänderlich aus einer sehr nahrhaften Suppe (gemeinlich Reis in Bouillon gekocht), einer Platte Geflügel oder gekochtem Rindfleisch, Gemüse (gemein-

lich Kichererbsen) mit rothen Würstchen als Beilage, und das Ganze schließt mit einem Desert aus Trauben, Nüssen oder Käse. Nun sinkt das ganze Haus in die tiefste Ruhe, — es ist die Zeit der Siesta. Die Zwischenperioden bis zur Stunde, wo sich das Theater öffnet, gehört wieder den Geschäften; nach dem Theater wird zu Abend gegessen, — und man mag jedesmal guisado, geschmortes Rindfleisch, erwarten, wenn man am seltensten irren will. Damit ist der Madrider Tag zu Ende. Die nämliche Einfachheit stempelt das Leben der reichern Familien; nur mit dem Unterschied, daß ein Mann, der seine 3—4000 Pesos jährlich zu verzehren hat, und doch für den Haushalt kaum 1200 gebraucht, 4—5 Pesos täglich für eine Equipage und ein paar betreßte, faullenzende Lackayen ausgibt, und mit der größten Ruhe gelegentlich im Spiele einige Hundert Pesos verliert, oder eben so viel an eine Gasterei wendet, bei der sich Jedermann langweilt. —

In der über $^1/_2$ Stunde langen Alcalastraße sind auch eine Menge ganz gemeiner Wirthshäuser, wo die Maulthiertreiber und Frachtfuhrleute aus den Provinzen einkehren, weshalb man hier den Vortheil hat, vielerlei Standesnüançen der Bevölkerung zu beobachten. In Gesellschaft der Familie eines Grande auf dem Balkone seines Palastes hört man die rauhe, kräftige Sprache jener Menschenklassen, das Klingen der Maulthierglocken, und darein schallt der Lärm aus einer Weinstube im Hause gegenüber. Dort auf der Höhe der Straße, wo man die Aussicht nach dem Prado und der Puerta del Sol frei hat, trifft man auch jene stämmigen Bursche mit patzigen Gesichtern, weit hinausstehenden Schnurrbärten und spitzzulaufenden Hüten an, tief in Mäntel gehüllt, welche, wenn sie sich gelegentlich öffnen, bunt gestickte Westen und Jacken und ein glänzendes seidenes Tuch zeigen, das, um den Hals gelegt, ein goldener Ring zusammen hält. Sie finden sich gemeinlich Morgens und Abends ein und stehen mit den Hausknechten der Gasthäuser auf vertraulichem Fuße, von denen sie Namen und Stand der Reisenden, die Qualität ihres Gepäckes ꝛc., Route und Zeit ihrer Abreise auskundschaften. Man möchte sie für Agenten der geheimen Polizei ansehen, — sie sind jedoch nicht ganz so schlecht, — es sind bloß Caballeros Ladrones, Stegreifritter, deren die Bürgerkriege viele geschaffen haben. Sie gehen ihrem ehrsamen Gewerbe nach. Eine andere Scene machen die Galeras (Lastwagen), deren lange Züge mit ihren Mattendächern, der schwerfälligen Bauart, den entsetzlich großen Radschleifen, den wild aussehenden, kräftigen Menschen, dem misanthropischen Hund zwischen den Rädern und den hinten aufgepackten eisernen Töpfen und Kesseln, sich recht malerisch ausnehmen. Sie bieten einen artigen Kontrast zu den leicht dahin fliegenden glänzenden Equipagen, und geben Zeugniß von den schlechten Wegen und der Oede der Madrider Campagna, welche sogar den Kärrner aus der Provinz nöthigt, seine Küche mit auf die Reise zu nehmen.

Madrid hat eine Universität, seit 1770 gegründet und, trotz sehr mangelhafter Einrichtung, gegenwärtig die besuchteste Spaniens. 13 Akademien für alle Zweige der Kunst und der Wissenschaft verzehren reiche Dotationen; aber von ihrem praktischen Nutzen hört man noch weniger, als von dem so vieler andern außerspanischen ihrer Gattung. Das königliche Museum ist an Gemälden der größten Meister eines der reichsten der Welt; und die königliche Bibliothek, früher schon an Handschriften und alten Drucken so bedeutend, hat durch die Aufhebung der spanischen Klöster einen unermeßlichen Zuwachs literarischer Schätze erworben, die in ruhigern, künftigen Tagen der gelehrten Welt kostbare Ausbeute versprechen. Gewerbe und Handel beschränken sich, bei der ungünstigen Lage von Spaniens Hauptstadt, fern von schiffbaren Strömen, auf die Konsumtion. —

Zu den politischen Veränderungen, welche Spanien in unserm Jahrhundert so häufig heimsuchten, gab die bewegliche Bevölkerung von Madrid meist den ersten Anstoß. Ihr von der Geistlichkeit geleiteter Aufstand gegen die Franzosen am 2. Mai 1808 war das Signal zur Schilderhebung der ganzen Nation, an der sich zuerst Napoleons Glück und seine Macht gebrochen hat. Auch an den neuesten Veränderungen in der spanischen Politik haben die Madrider großen Antheil. Madrid ist für Spanien der Herd des wilden, unächten Freiheitsschwindels, wie Paris für Frankreich es war, und seine Aeußerungen sind dort nicht weniger furchtbar.

Aus Brasilien. Neu-Freiburg und der Urwald.

Wir schlagen zwei Blätter auf aus dem Prachtbuch unserer Schöpfung; zwei Bilder aus Südamerika's Wunderwelt, wo die Natur noch im Krönungsschmuck unter funkelnden Juwelen schimmert, aus dem Land der strömenden Meere und der rauschenden Palmenwälder, aus der buntfarbigen Ebene, welche die Dome der Kordilleren trägt und auf der die Menschen wie verirrte Gäste umher wandeln, von aller Herren Land, allerlei Farbe und allerhand Zungen, anstaunend, anbetend, genießend und müßiggehend, — und wo der Gesittung, der Freiheit und des Menschenglücks Tempel stehen könnte, wären jene Menschen ein Volk.

Brasilien ist aber, obgleich an Größe das dritte Reich der Erde, nur an Gestalt ein Riese, an Kraft bloß ein Kind. Kein Land, wie vielerlei Nationalitäten in ihm auch zusammengeworfen waren, hat so spröde, so viele sich abstoßende Elemente vereinigt, wie Brasilien. Die siebenthalb Millionen, welche es bewohnen, bewahren nicht nur nach ihrer Racenabkunft, als Portugiesen, Kreolen, Mulatten, Mestizen, Neger und Indianer, und nach ihrer nationalen Abstammung, als Briten, Franzosen, Schweizer und Deutsche, unvereinbare Eigenthümlichkeiten, sondern sie spalten diese Splitter noch einmal durch die klaffenden Unterschiede der Bildung, der Religion, des Standes und Vermögens, und das Zerwürfniß in den politischen Faktionen und die unversöhnlichen Principien der Sklaverei und Freiheit vollenden das Chaos dieser in wilder Unordnung durcheinander gestreuten Bevölkerungsfragmente. Brasilien ist das einzige Land auf der westlichen Halbkugel, das einen Monarchen und Kaiserthron trägt. Doch steht dieser auf schwachen Säulen und gar schwankendem Grund! Es fehlt ihm die Hauptstütze aller Monarchien, die Tradition, welche Fürsten und Völker viele Menschenalter hindurch eng zusammen knüpft und ihnen eine Erinnerung der großen Momente des Glücks oder Unglücks als gemeinsames Erbe verleiht. Brasiliens Kaisergeschichte zählt kaum 30 Jahre, und keine einzige große gemeinschaftliche That ehrt und einigt Nation und Dynastie.

Brasiliens Selbständigkeit ist desselben Ursprungs, der so viele deutsche Königreiche in's Leben rief. Ein Dekret Napoleons des Großen, welches verkündete, daß die Herrschaft des Hauses Braganza in Europa

NEU FREIBURG
Brasilien

Aus Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhdn.

Eigenthum d. Verleger

aufgehört habe, trieb das letztere von Portugal nach Brasilien, damals noch eine Kolonie. König Johann VI. hielt mühsam den großen Länderkomplex gegen die republikanischen Unabhängigkeitsbestrebungen zusammen, und als er, nach der Restauration, wieder in Portugal einzog (1821), hinterließ er seinem Sohn Don Pedro die Mahnung: „Du weißt, das Streben nach Unabhängigkeit ist nicht mehr zu bewältigen; stell' dich an die Spitze der Bewegung, thue, was die Umstände gebieten." Don Pedro war nicht der Mann, die Bewegung zu zügeln; er ließ sich von ihr erfassen und beherrschen. Ein Volksaufstand setzte ihn als Don Pedro I., konstitutionellen Kaiser und immerwährenden Vertheidiger Brasiliens, auf den Thron und erklärte das Reich als unabhängig vom Mutterlande. Kurz nach dieser Improvisation des Kaiserthums begannen die Republikaner den Kampf dagegen, und Föderalisten, Unitarier und Farbige, alle Parteielemente, die durch die Auflösung einer kräftigen Regierung und Zersetzung des gemeinsamen Koloniegeistes entfesselt wurden, halfen Feuer auf dem Herd der Unzufriedenheit und Empörung schüren. Ein Aufstand in Rio Janeiro am 6. April 1830 machte der Schein-Majestät ohne Widerstand ein Ende, und Don Pedro's letzte That war seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes, des siebenjährigen Pedro II.

Um den kindischen Kronenträger gruppirten sich die Faktionen, die sich zerfleischten. Die Republikaner verlangten eine Verfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten, die Monarchisten erklärten das Volk für unreif zur Selbstregierung, die Unionisten erstrebten eine centralisirte Monarchie im europäischen Sinn, die Föderalisten einen Verband der Provinzen als unabhängige Staaten unter einer gemeinsamen Spitze, dabei ermangelte die nach Raçen und gesellschaftlicher Stellung so weit getrennte und über das ganze Reich dünn zerstreute Bevölkerung aller selbständigen Einsicht, sie überließ sich der Leitung einzelner Ehrgeizigen. Bürgerkrieg und Mordscenen überzogen ein ganzes Jahrzehnt hindurch das Reich mit Schrecken. Dem armen Lande gebrach es an den Tugenden der Entsagung und dem Patriotismus jener großen Angelsachsen, welche im Norden Amerika's das Beispiel eines großen Staatenbundes gaben; nicht einen einzigen reinen Charakter, wie Washington oder Franklin, hat die ganze romanische Welt Amerika's aufzuweisen. Trotz alledem hat Brasilien während der Regierung Pedro's II. größere Fortschritte nach Außen gemacht, als andere Staaten des südlichen Amerika, und hat namentlich durch seine mehrmalige Intervention in dem blutigen Streit der Nachbarrepublik Montevideo mit der argentinischen Konföderation und zum Sturz des Diktators Rosas eine Art Hegemonie erlangt, die auch auf die nördlichen Länder, wie Venezuela, Neugranada und selbst Mittelamerika auszudehnen ihm jetzt gelüstet. Sein Ehrgeiz verfolgt eine gefährliche Richtung, die es in Konflikte mit mächtigeren Staaten, namentlich Nordamerika, bringen und seine Kräfte, welche der inneren Entwicke-

lung so nothwendig wären, erschöpfen muß. Taub für seine wichtigsten Interessen, verschließt es noch immer aus engherziger Eifersucht den fremden seefahrenden Nationen seine inneren Wasserstraßen und sein unermeßliches Binnenland. Brasilien hält noch, wie Japan und China, starrsinnig an der Ansicht fest, das Recht zur Befahrung seiner Flüsse nur den Uferstaaten zuzugestehen. England und Frankreich haben sich deshalb in fruchtlose Unterhandlungen eingelassen. Jetzt aber hat Nordamerika den Knoten kühn zerhauen und mit seinen Expeditionen auf dem oberen Paraguai die von Brasilien gezogene Grenzlinie gewaltsam überschritten. Bald werden die Dampfer der Yankees, größer als die des Mississippi, auf dem Amazonenstrom fahren und blühende Städte an seinen Ufern wachsen; und dann wird Brasilien die Segnungen politischer Freiheit begreifen.

Seit den Brasilianern von den englischen Kreuzern das einträgliche Geschäft des Sklavenhandels gelegt und durch die Legislatur dasselbe streng verpönt worden ist, hat man durch allerlei Manipulationen versucht, Brasilien zum Ziel der deutschen Auswanderung zu machen. Von den großen Zügen, die seit 30 Jahren dahin gelockt wurden und fast ohne Ausnahme der Sklavenarbeit verfielen, sind nur wenige Spuren übrig. Die Wortbrüchigkeit der Regierung und die Perfidie der lockenden Versprechungen der Gutsbesitzer haben die frühesten Ansiedelungen in Elend vergehen lassen; die späteren theilweise gelungenen Versuche, dem Menschenhandel neuen Aufschwung zu geben, hatten nicht bessere Folgen; die paar Tausende unglücklicher Opfer, denen freie Fahrt, freier Landbesitz und die Subsidien der Ansiedelung verheißen worden waren, fielen theilweise in die Hände der Plantagenbesitzer, theils wurden sie wie Gefangene in den Städten und Anstalten der Regierung zu den härtesten Arbeiten angehalten und erlagen der Entbehrung und Krankheit. Trotz solcher abschreckenden Erfahrung und trotz der nachdrücklichsten Warnungen sehen wir doch seit mehren Jahren die Emissäre jener fluchwürdigen Spekulation auf Menschenfleisch nicht bloß an allen Seeplätzen, sondern auch im deutschen Binnenlande schamlos ihre Werbebüreaus aufschlagen und jährlich Tausende unwissender, argloser Opfer dem Verderben in den Rachen führen, unter den Augen von Regierungen, die zwar nicht blind für die Gefahren sind, aber kein Herz und keine Theilnahme mehr fühlen für das Schicksal Solcher, die sich ihrer Fürsorge entziehen, die taub sind für alle Mahnungen, die an ihr Ohr schlagen, oder wohl gar es gern sehen, auf solchem Wege Elemente los zu werden, von denen sie Beunruhigung ihrer eigenen Sicherheit fürchten. Untergang der deutschen Einwanderer in Brasilien in Elend und faktischer Sklaverei ist die Regel; der Ausnahmen sind wenige.

Wir wollen die Stadt Neu-Freiburg unter diese Ausnahmen zählen. Im Jahre 1820 durch Kolonisten aus der Schweiz, größten-

URWALD-SCENERIE
in Brasilien

theils aus französisch redenden Kantonen, zu denen sich später Deutsche aus den Rheingegenden gesellten, gegründet, hat der Ort gegenwärtig etwa 120 Häuser und 1000 Einwohner. Die Gegend umher ist anmuthig, doch nicht fruchtbar, dicht bewaldet und so uneben, daß sich wenig Land zur Anlegung von Kulturen darbot; weshalb die Existenz der Ansiedler lange Zeit dürftig war, auch gegenwärtig noch Mancher mit Noth zu kämpfen hat. Im Ganzen aber ist doch die Periode harter Prüfungen überstanden. Das Klima ist mild und gesund. Neu-Freiburg ist der Sitz mehrer Staatsbehörden des Distrikts, und eine Besatzung von berittenen Polizeisoldaten stützt die Autorität derselben.

Der Urwald bei Neu-Freiburg gehört der oberen Waldregion Brasiliens an. Sie beginnt bei 2000 Fuß Höhe und macht sich durch Riesengräser, baumartige Farren und Kohlpalmen kenntlich. Herrlich blühende und mannichfaltige Parasiten sind aber der Hauptschmuck des brasilianischen Waldes. Sie bedecken die Aeste der Baumkronen in unbegreiflicher Menge und Ueppigkeit. In den oberen Zweigen haben die vielartigen Orchideen ihren Standort, oft Pflanze an Pflanze, gleichsam ein in der Luft schwebendes Blumenbeet vorstellend; zwischen ihnen wachsen die zierlichen Farrenkräuter, deren zarte Wedel gegen die dicken, lederartigen, von flaschenförmigen Wasserschläuchen an der Wurzel umgebenen Blattgebilde der Orchideen wundersam kontrastiren. Einzelne größere Bäume tragen zahllose Bündel des Baumbartes. An die höchsten Zweige der Krone klettert er hinauf und hängt in 2—3 Fuß langen Büscheln aus den Lücken des Laubes herunter. Unter diesen behaarten Kronen schwankt auf dünnem Stiel die schlanke Kohlpalme mit ihrem zierlichen Blattkranz und daran reihen sich in allen Größen, vom Strauch bis zur Höhe der Palmen hinauf, die herrlichen violetten Blüthengruppen der Rhexien, deren opponente, steifbehaarte, saftige Blätter natürliche Feilen und Kratzen darstellen und so steif wie ein Reibeisen sich anfühlen lassen.

Außer der Kohlpalme fehlt jede andere Palmenform im Urwalde dieser Gegenden; erst tiefer in den Thälern des Parabyla und seiner Nebenflüsse trifft man mehre Palmenarten neben einander an.

Geselliger treten die Schlingpflanzen auf. Sie hängen frei von den Zweigen der größeren Bäume herunter und umflechten sich unter einander. Ihr Ansehn ist traurig, weil man fast nie Blätter an ihnen bemerkt; ein Strang, obgleich nicht dicker als ein Rohr oder ein Finger, wickelt sich um den andern, verläßt ihn wieder, wendet sich zum dritten, kehrt zurück zum ersten, treibt über diesen hinweg zu einem vierten auf der andern Seite, und so geht es fort bis zur Krone hinauf, wo die Schlingpflanzen ihre Blätter dem Lichte zuwenden. Denn die Krone des Baumes ist ein eben solches Gemisch vielfach verschiedener Blattformen, wie das Gezweige unter ihr ein Wirrsal der verschiedensten Bäume; wohin der eine Träger sich begibt, dahin drängen sich alle seine Anhängsel nach, wo

er seine Krone ausbreitet, da wollen auch sie ihre Blätter zeigen und mit ihm um die Wirkungen des Lichtes sich streiten, wie sie um die Stelle im Boden mit ihm gerungen haben.

Die Eisenminen zu Dannemora.

Es gab Jahrhunderte, wo die Menschheit mit verbundenen Augen geführt wurde von einem Gefängniß in das andere; es gab Jahrhunderte, wo Aberglaube und Vorurtheil, als Gespenstergeschwister, die ganze Nacht durch schreckten, polterten, umstürzten, zerschmetterten: und als der Morgen graute, war doch nichts verrückt; es gab andere Jahrhunderte, jüngere Zeiten, wo, nachdem die eine Hälfte der Menschheit die andere, durch Arglist und Faustgewalt, um ihr Gleichheitsrecht betrogen, sie der unterdrückten sogar den Menschennamen abstritt; Jahrhunderte, in denen man Seeraub ehrte, den Segen des Strandrechts in's Kirchengebet einschloß, den Negerhandel als einen Akt der Humanität pries und den Unterthanenverkauf als ein Recht des Fürsten. Zwischen dieser Nacht und den lichten Sabbathstagen liegt, wie eine weite Schlucht, unsere und unserer Kindeskinder dämmernde Gegenwart. Was führt hinüber? Eine Brücke von Eisen! Barocker Gedanke! ruft da Mancher. Als ob er nicht wüßte, daß auf der Eisenbrücke der Kultur das Geschlecht schon lange gewandelt! Wer kann den Krieg ohne Eisen sich denken? Die Maschinen des Kriegs aber waren die ersten Säemaschinen der Kultur, auf den blutigen Schlachtäckern sproßten der Menschheit die ersten Aernten zur weitern Aussaat von Kenntnissen, Wissen und Gesittung. Seitdem freilich die Völker die Ammenmährchen von Nationalhaß und Erbfeindschaft nicht mehr glauben; die Kunst, sie zusammenzuhetzen, in Verruf gekommen ist, wie andere Teufelskünste; der Begriff von der Nothwendigkeit des Kriegs allwärts den Kredit verloren hat und anfängt, obsolet zu werden: seitdem sind die Kriegsmaschinen, als Kulturwerkzeuge, entbehrlich; aber die Unentbehrlichkeit des Stoffs ist geblieben, obschon die Anwendung sich verändert hat. Man reicht der Welt die Gesittung nicht mehr auf der Spitze des Schwerts oder läßt sie auf Kanonenkugeln fliegen; aber man baut ihr Eisenbahnen als Heerstraßen, ihre Armeen sind die Dampfwagen, und die Foultons, die Watts, die Cockerills sind ihre Cäsaren und Alexander. Es mag die Metamorphose für den klassischen Kopf immerhin etwas Komisches haben, wie ihm die Behauptung, das Eisen civilisire die Welt, wohl überhaupt widersinnig scheint; aber darum bleibt die That-

THE IRONWORKS AT DANNEMORA

ſache nicht weniger richtig. Von jeher war das Eiſen das Mittel, durch welches die Europäer, als Träger und Repräſentanten der Kultur, ihre Ueberlegenheit der Willens- und Verſtandeskraft in allen Theilen der Welt geltend machten, und wodurch ſie zu einer Machtvollkommenheit gelangten, vor welcher die Rohheit in den entlegenſten Erdwinkeln keine ſichere Stätte mehr findet. Wenn die Zeit gekommen ſein wird, — und unſer iſt dieſe Zeit, — wo alle großen Städte in ſo viel Tagen mit einander verkehren, als ſie Hunderte von Meilen aus einander liegen; wenn die Zeit gekommen ſein wird, wo die jetzt fragmentariſch daſtehenden Eiſenbahnen ſich zu einem großen Eiſenbahnnetze über den Erdkreis verketten, das allen Völkern dazu dient, ihre Bedürfniſſe und ihren Ueberfluß an materiellen Gütern, wie an geiſtigen, zu tauſchen, Ideen und Begriffe zu wechſeln, und perſönlich mit einander bekannt zu werden; wenn jedes Ereigniß und jedes Verhältniß, das an einem Ende der Welt eintritt oder ſich neu geſtaltet, an ihrem andern Ende tauſend Thätigkeiten weckt und die Frage: wer benutzt ſie am ſchnellſten und gewandteſten? ein allgemeines Parforcejagen von Wiſſen, Fähigkeiten, Kenntniſſen, Geſchick und Kunſt aus einem Welttheil in den andern hervorruft; wenn Jeder und Alle, ſchon um der Exiſtenz willen, ſich dieſem couriermäßigen Treiben und Durcheinanderjagen der Kräfte hingeben: — dann wird freilich die Behauptung, „das Eiſen iſt der mächtigſte Hebel der Civiliſation", Niemanden mehr befremden. —

England ſteht in der Eiſenproduktion oben an. Nächſt ihm liefert, im Verhältniß zu ſeiner Größe und Volkszahl, das induſtrielle Belgien das meiſte Eiſen. Cockerill hat hier Wunder gewirkt, ſowohl unmittelbar, wie durch ſein Beiſpiel. Sein bewundernswürdiges Etabliſſement zu Seraing iſt allein hinlänglich, jenen Mann als einen großen Menſchen zu bezeichnen, als jener Thatenmenſchen einen, die im Aetherblau der Zeit daſtehen wie Gebirge, aber eben darum vom gemeinen Haufen in der Tiefe nie recht gemeſſen, nie recht erkannt und nie recht beurtheilt werden können. Der Quantität des producirten Eiſens nach reiht ſich an England zunächſt Frankreich. Es hat ſeine Eiſenerzeugung ſeit 20 Jahren mehr als verdoppelt. Dann kommt Deutſchland, das aber das Doppelte hervorbringen könnte, wenn es die Erzſchätze überall zu nützen verſtände, die der Schöpfer in den Schooß ſeiner Gebirge gelegt hat, dann Nordamerika, Rußland, und dieſem zunächſt Skandinavien. Letzteres Land ſchmilzt jährlich 2 Millionen Centner, und dieſes Eiſen iſt das beſte in der Welt.

Die Gruben zu Dannemora ſind durch den ganzen Norden, ſowohl in Bezug auf Größe, als auf Ergiebigkeit, ſeit zwei Jahrhunderten berühmt. Sie liegen in der Provinz Upſala-Lehn, in einer öden und felſigen Gegend,

in der man, nach den gewöhnlichen Begriffen, Bergbau am wenigsten vermuthen sollte. — Denke dir eine von düsteren Kieferwäldern umgebene, wüste Ebene. Hier und da steigen wunderlich gestaltete Gerüste empor, beräucherte Hütten und niedrige Wohnungen, einzeln, oder zu zwei und drei bei einander liegend, stehen zerstreut umher; Rauchsäulen wirbeln auf, als kämen sie aus der Tiefe. Dein Weg geht an einigen Pferdegöpeln vorüber, von denen knarrendes Gestänge in weite Entfernung hinführt. Angelangt bei der Grube siehst du dich am Rande eines furchtbaren, mit schwarzen, senkrechten Wänden zu einer schauerlichen Tiefe hinabführenden Kraters. Bebend blickst du hinein; eine weißlich-flimmernde Decke auf dem Boden scheint dir funkelndes Erz zu sein. Aber es sind Schnee- und Gletschermassen, welche in dieser Tiefe niemals schmelzen. An den Wänden der schwarzen Gruft gaffen die Mundlöcher tiefer Höhlen. Schwarzer Qualm dringt aus ihnen hervor; dann und wann dunkelrothe Flammen. Das grelle Licht, das diese um sich verbreiten, zeigt dir ein Gewimmel von Pygmäengestalten, in den Seitenhöhlen, wie in der Tiefe; viele stehen auf Leitern oder sitzen auf quer vor den Wänden hängenden Balken; alle arbeiten emsig am festen Gestein. Rings um den Krater her knarren die Roßkünste, ächzen die langen Feldgestänge, und wenn ihr betäubendes Geräusch einen Augenblick ruht, werden aus der Tiefe die zahllosen Hämmer hörbar, wie fernes Pferdegetrappel in todtenstiller Nacht. An aus dem weiten Schlund überhängenden hohen Gerüsten rasseln unaufhörlich die erzgefüllten oder geleerten Tonnen an rostigen Ketten auf und nieder, und Erzwägen, nachdem sie den Inhalt der gefüllten Tonnen in sich aufnahmen, fahren auf den mit Eisen beschlagenen Holzbahnen pfeilschnell zur Ladestätte herab, wo Karren an Karren sich drängen, und ein geschäftiges Leben anderer Art sich zeigt. Noch nimmt der ungewöhnliche Anblick deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; da schlägt es auf dem höchsten der Gerüste, die den Abgrund umgeben, von einem kleinen Glockenthurme eins — zwei. Bei diesem Signal verändert sich die Scene. Die Tonnen, welche bisher mit Erz gefüllt waren, tragen lebendige Lasten herauf. Männer, Weiber und Kinder, je drei auf dem Rande einer Tonne stehend und sich mit der einen Hand an der Kette festhaltend, fahren empor; sie scheinen den finstern Aufenthalt zu fliehen, denn schneller als sonst erheben sich die Tonnen. Eine Todtenstille folgt; der Abgrund scheint wie ausgestorben. Da schlägt die Thurmglocke zwölf; ihr nach hallt ein hohles Rufen aus der Tiefe, wie Weheruf. Abermalige Stille. Auf einmal fängt unter dir die Erde zu beben an, ein krampfhaftes Zucken folgt und in demselben Moment ein betäubender Schlag, ein Krachen wie von hundert zugleich losgelassenen Geschützen, und ein entsetzlicher Donner wälzt sich in den Eingeweiden der Erde hin; tausend Blitze zucken im Abgrunde, und unter Rauchwirbeln schleudert es Steine und Erzmassen hoch über den Rand empor. Ein Prasseln wie von nachstürzenden Felsen begleitet

den Donner; er verhallt allmählig und stille ist's wieder, als wäre nichts geschehen. Niemand scheint das grandiose Schauspiel zu bemerken, das dich erschüttert. Ruhig schmaucht der Steiger, dein Führer, sein Mittagspfeifchen fort, ohne nur aufzusehen. Erkundigst du dich nach der Ursache der schreckhaften Erscheinung, so erfährst du, daß jeden Mittag die in der Morgenschicht abgebohrten Sprengbatterien losgelassen werden, und man dazu die Essenszeit der Arbeiter benutzt, weil dann um so weniger Unglücksfälle zu fürchten seien.

Nach einer halben Stunde fahren die Arbeiter wieder an. Die Neugierde bezwingt deine Furcht, — auch du besteigst eine Tonne und mit der Schnelligkeit eines Pfeils fährst du in den vierhundert und achtzig Fuß tiefen Abgrund. Nie wirst du den Anblick vergessen. Auf den Eisfeldern, welche den Boden bedecken, liegen die von der Gewalt des Pulvers losgesprengten Erzmassen chaotisch umher, und Hunderte von Menschen sind beschäftigt, sie in Karren zu sammeln und die größern mit gewaltigen Hämmern und Keilen zu spalten. Ungeheure, schwarz beräucherte Eiszapfen hängen von jedem Felsvorsprung hernieder, und darunter sind schon wieder zahllose Hände mit Bohren beschäftigt, die nächst zu lösende Batterie vorzurichten. Hier und da lodern Feuer, und schwarze Gestalten lagern umher, um nach geschehener Sprengarbeit auszuruhen und ihr frugales Mittagsmahl einzunehmen, das selten aus etwas anderem als Erdäpfeln besteht, die sie am Feuer rösten.

Nicht weniger als 1800 Menschen finden in dieser Grube täglich Arbeit; karg ist der Lohn, nie mehr als ein Kupferthaler, kaum 2 Groschen oder 9 Kreuzer; aber dennoch ist sie eine Wohlthat der ganzen Gegend und wird als ein Segen Gottes gepriesen. Das Erzlager von Dannemora scheint unerschöpflich. Seit 1580 in ununterbrochenem Betrieb, hat es jährlich im Durchschnitt 1 Million Centner Erze zu den Hütten geliefert. Die Masse des seit jener Zeit ausgebrachten Eisens übersteigt 110 Millionen Centner, ein Werth von mehr als 500 Millionen Gulden.

Das Neckarthal mit seinen Ritterburgen

bei Neckarsteinach.

Ein schönes Land dieses Neckarthal von Wimpfen bis Heidelberg! — Ueppige Felder und Wiesen grünen in der Tiefe, die Gelände ein ununterbrochener Obst- und Weingarten, auf allen Bergen die prächtigen

Wälder und am klaren Neckarstrom Städtchen an Städtchen, Dorf an Dorf, mit einem gemüthlichen, braven, gebildeten Volke, von dessen kluger, beharrlicher Thätigkeit nicht nur der sorgfältigste Feldbau, die mit Früchten gesegneten Gärten und Thalwände, sondern auch die vielen Werkstätten Zeugniß ablegen, welche das rührige Leben des Landes erhöhen. Als seine Perle gilt die Thalstrecke von Neckargerach bis Heidelberg, wo, wie im Rheingau, die Romantik des Mittelalters, in zahlreichen Burgtrümmern von den Felswänden und Höhen herniederschaut.

Um das Städtchen Neckarsteinach ist ein ganzer Kranz von Burgen. Es war aber ein Dornenkranz, den die „Landschaden von Steinach" um Strom und Thal geflochten. Denn dieß Geschlecht war das verrufenste unter den Raubgeschlechtern und die That seines Namens.

Das Raubritterthum war im 11.—13. Jahrhundert nirgends mehr ausgebildet als in Schwaben und die größte Plage seiner Zeit. Ausgehend von jenem Verhältniß des Eroberns, wo die eingedrungenen Fremden Besitz vom Lande genommen und es an ihre Genossen und Diener vertheilten, die nun als freie Schirmvogte oder Patrimonialherren inmitten des ihnen verliehenen Besitzes hausten und ihre Schutzbefohlenen um sich sammelten, hatte im 11. Jahrhundert dieses Verhältniß jene Ausartung erlangt, welche die Schutzbefohlenen zu Knechten und Leibeigenen erniedrigte und den Untergebenen zum Hörigen machte. Der Acker, den sein Fleiß bebaute, durfte ihm und den Seinigen nicht mehr geben, als nothdürftige Nahrung und Unterhalt; was darüber hinaus lag, war dem Herrn, der als alleiniger Grundbesitzer des Distrikts galt, welcher ihm selbst nur verliehen war. Vom Landesherrn folgerecht bis zum Hintersassen herab fußte die ganze Feudalverfassung auf der großen Bewirthschaftung des Grundgebietes unter dem Begriff, daß der Landesherr der alleinige Grundeigenthümer sei und aller andere Besitz nur als verliehener gelte. So lange nun der Landesherr selbst die Zügel mit starker Hand führte, konnte bei solcher Ordnung das Ganze in ruhiger Häuslichkeit und Unterwerfung eine Art Gedeihen haben; — das Leben konnte zu einem stillen Vegetiren im Sonnenschein heiterer Zeiten gelangen, es blieb dem Einfluß der unruhigen geistigen Triebe und dem Tumulte der Meinung entzogen. Der Bedarf der hörigen Masse war äußerst einfach und genügsam, und ihr Leben keimte und sproßte, aller Nachhülfe und künstlicher Berechnung ganz unbedürftig. Die Menschen der Scholle lebten und starben nach dem rohen Naturgesetze, wie die Bäume im Walde und die Thiere auf dem Felde. Die Generationen kamen, wenn ihre Zeit da war, und sie vergingen wieder, wenn ihr Tag vorüber.

Besseres konnte das Feudalverhältniß den Menschen nicht geben: und dieß Beste, — wie wenig ist's für den Zweck der Menschheit! — Ist denn der Mensch von Gott dazu geschaffen, daß er als Inventarstück zur Scholle gehöre, die ihn füttert, und das Volk sich auf den Begriff des

Knechts zum Herrn reduzire? ist nicht vielmehr die Erde, so gut wie die Luft, der Menschheit zum gemeinschaftlichen Eigenthum angewiesen? ist nicht die lebendige Kraft höher zu achten, als die todte Masse? Gemeingut war alles Land in unsern frühesten Zeiten, von dem Jeder so viel zu seinem Eigenthum ziehen durfte, als sein oder der Seinigen Bedürfniß erheischte, als er bebauen konnte mit seiner Handarbeit. Das ist das älteste historische Recht des Grundeigenthums, und das spätere Feudalrecht ist eine Zerstörung dieses Rechts und eine Usurpation der Gewalt, die niemals zu Recht bestehen kann. Nichtig sind daher jene Ansprüche einzelner Geschlechter auf das Grundeigenthum ganzer Landstriche, und nichtig ist jene abscheuliche Lehre von der pflanzenartigen Natur der Hörigen. Der freie Erwerb, der auf dem Verdienste ruht, nicht auf der Ueberlieferung, ist ein viel bedeutenderes Element, und je höher die Kultur fortschreitet, je entschiedener verlangt es die volle Geltung. Dieselbe Kraft, die mit dem Pfluge den Schollen bezwingt, die in der Industrie ihr emsiges Streben über die ganze Erde hin verbreitet, die den Umlauf des Geldes und damit den Pulsschlag der Gesellschaft regelt, waltet auch als ein wahrhafter Bildungstrieb in der Gesellschaft. Wie er dort mit dem Eisen Geleise über die Erde zieht für die Bewegung der Völker, wie er hier über die Ebene des Oceans die Schiffe gleiten macht und den Karavanen die Wege weist durch die Sandmeere der Wüsten, so soll man ihm auch Recht und Beruf einräumen, die Verfassungsformen mit seinen Linien zu umziehen. Keine andern geben ein zeitgemäßes Verfassungsbild oder können die Zeit befriedigen.

Ich kehre zurück zur Betrachtung der Ruinen, welche diese Abschweifung veranlaßt haben. —

Jene Burgtrümmer am linken Rande unsers Bildes, auf der senkrecht vom Strome aufsteigenden Felsmauer, sind das Stammhaus der Steinache, — vom Volke das Schwalbennest geheißen. Von der Stromseite her ist die Burg unzugänglich; aber von der Bergseite, wo die tiefen Gräben längst verschüttet sind, ist sie leicht zu erreichen. Der schon seit 5 Jahrhunderten wüste Bau ist fest wie der Fels und mit demselben ganz verwachsen. Um Raum zu gewinnen, mußte man große Steinmassen wegarbeiten und man begreift nicht, wie es, da die sprengende Gewalt des Pulvers damals noch nicht benutzt werden konnte, nur möglich war. Die Einfassungsmauern sind gut erhalten und zwei runde, oben abgebrochene Thürme steigen hoch in die Lüfte. In dieser schauerlichen Ruine, die schon der große Habsburger auf seinem Vertilgungszuge gegen die adeligen Raubnester zerstörte, hat sich ein alter blödsinniger Mann eine

ärmliche Wohnung eingebaut; er findet in den Geschenken der Reisenden und in der Mildthätigkeit der Anwohner des Thals die Mittel seines Unterhalts. Die Burg erscheint zuerst in den Urkunden des 11. Jahrhunderts und das Rittergeschlecht der Steinache, welche später den Schimpfnamen „die Landschaden" ihrem Familiennamen beisetzten, zählte sich schon damals zu den mächtigen in Schwaben.

Von dem Schwalbenneste führt ein Fußsteig zu der die Mitte des Bildes einnehmenden Hinterburg mit köstlicher Aussicht in's Neckarthal sowohl, als in den wilden Felsgrund der Steinach, die am Fuße des Burgbergs mündet. Dieses Raubschloß überdauerte die Katastrophe, welche Schadeck zertrümmerte; es ging erst im Bauernkrieg in Flammen auf. Das dritte noch wohnbare Schloß, auf der Höhe weiter rechts, ist die Mittelburg. Es ist geräumiger, als jene zwei, und diente für die Fürstbischöfe von Speier bis in's vorige Jahrhundert als Jagdschloß. Von da führt ein anmuthiger Weg durch Obstgelände und Gärten zur vierten und letzten der Landschadenburgen, deren hoher viereckiger Thurm nahe am rechten Rande des Bildes emporsteigt. Am Burgthore steht die Jahrzahl 1568, als Zeit der letzten Erneuerung. Die Burg ist aber wohl um 400 Jahre älter, und der größte Theil der Gebäude war schon im 14. Jahrhundert dachlos und öde. Epheubewachsene Mauerreste umgeben das Ganze, und kleine Häuslerwohnungen, aus Baumgruppen hervorguckend, knüpfen das frische Leben anmuthig an das erstorbene. In der Kirche des Städtchens sind viele Grabmäler des erloschenen Geschlechts zu sehen und mehre auch als Kunstwerke von Werth. Doch fast keins ist unbeschädigt, denn wie überall, so verfolgte auch hier die Rachewuth der Bauern, nachdem sie sich an den Lebenden ausgelassen, die verhaßten Geschlechter ihrer Quäler bis in die Todtengruft. In Neckarsteinach rissen sie die Särge auf, schoben Kegel mit den Schädeln der Gerippe, schlugen den steinernen Recken die Häupter ab, als sollten sie die Sühne jener Schuld mit tragen, welche auf den langvergangenen Geschlechtern ruhte. Es war damals, wie es jederzeit ist, wenn des Volks rauhe Hand das Schwert der Vergeltung ergreift und selbst über die Gräuel vielhundertjähriger Tyrannei und Unbill richtet. Wenn im Circus alle Behälter der Bestien aufgeriegelt sind und die wüthenden, boshaften, verwegenen, frevelnden Naturtriebe, von der Kette losgelassen, würgen, — da werden die Geschlechter solidarisch haftbar in allen Gliedern für die Frevel der Vergangenheit, — dann bluten, — und träfe es die Edelsten und Unschuldigsten! — die Lebenden für alle Vorfahren, und mit den Gebeinen treibt der bittere Hohn sein frevelnd Spiel. — „Bewahre uns Gott, daß wir nicht selbst noch Gleiches erleben; denn wie weit ist's in unserm Deutschland von der Gegenwart bis zum Kampfe Aller gegen Alle? wer wagt's, auf diese Frage eine beruhigende Antwort zu geben? Sind nicht öffentlicher Bankrott und allgemeiner Untergang in Handel und Gewerbe schon vor der Thür, und wer bürgt dafür, daß nicht

allgemeine Plünderung nachfolge und dieſe den langen Zug der Furien beginne?“ — So ruft die Angſt aus Millionen Herzen; — ich aber ſage: „Auch aus ſchwärzeſter Tiefe ſtrahlt das Licht der höheren Weltenführung, und Er, der zu Recht ſitzt und gerecht über Alle richtet, wird auch zum Ordnen verhelfen. Thue nur ein Jeder dazu das Seinige, und Jeder thue es gewiſſenhaft nach ſeinen beſten Kräften!“ —

Am San Croix-River in Minnesota.

Die Naturwissenschaften haben seit einem halben Jahrhundert an Fortschritt, Umfang, Kraft und Wirksamkeit außerordentlich gewonnen. Schon dehnen sie ihre Herrschaft auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Geistes aus, und auf alle Verhältnisse und Beschäftigungen des Lebens üben sie mehr oder weniger Einfluß.

Diese rasche und beständig fortschreitende Entwickelung danken wir vorzüglich dem Umstand, daß die heutige Naturforschung den lange verfolgten Pfad der Spekulation verließ, um den der Erfahrung und Beobachtung ausschließlich zu betreten. Es ist dieß der nämliche Weg, auf welchen schon Franz Bacon und Galilei hingewiesen hatten, von dem aber die Philosophie später wieder wegdrängte. Auf die Naturphilosophie der vergangenen Zeiten sehen wir jetzt zurück wie auf einen abgestorbenen Baum, der das schönste Laub, die prächtigsten Blüthen, aber keine Früchte trug. Sie hatte mit unendlichem Geist und Scharfsinn neue Theorien zur Erklärung von Erscheinungen geschaffen; aber was sie mit den glänzendsten Farben ausgemalt, waren doch nur Bilder ihrer Phantasie. Die neuere Naturforschung hingegen hält sich an das Reale; sie sucht nichts als die Wahrheit auf dem mühseligen Wege der Beobachtung. Sie betrachtet als ihre Aufgabe die Erkenntniß, welche nur erworben wird durch unermüdliche Arbeit und Anstrengung. Die hypothetischen Erklärungen der Phänomene durch die philosophischen Schulen von Plato an bis auf die Neuzeit haben in ihren Augen nur noch ein historisches Interesse.

Die Naturphilosophen gingen auf eine Weise zu Werke, die zu dem jetzt üblichen Verfahren im umgekehrten Verhältnisse steht. Sie unterlegten jeder Erscheinung, jeder Wirkung ein Wort, und dieses Wort nannten sie Ursache, um — die Wirkung damit zu erklären. Die Ursache des Falls eines Körpers, behauptete Aristoteles, ist die Schwere; die Schwere ist aber das in dem Körper wirksame Streben zur Bewegung abwärts, die Kraft zu fallen. Ein Stein fällt also, weil er schwer ist; weil er die Kraft und das Streben hat, sich abwärts zu bewegen. Das Opium, sagten die Philosophen, macht Schlaf, weil es die Kraft oder Eigenschaft in sich hat, Schlaf hervorzubringen. Der Kalk ätzt vermöge seiner Aetzkraft; die Citrone

MÜNDUNG DES ST CROIX RIVER

MINNESOTA

Aus d. Kunstanst. d. Bibli. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

wird sauerschmeckend durch das Acidum universale; eine Eigenschaft gibt dem Gold die Farbe; eine zweite gibt ihm die Unveränderlichkeit; eine dritte die eigenthümliche Schwere; Eigenschaften machen Körper hart, andere weich, andere flüssig; ein Ding, Phlogiston, nannten sie die Ursache alles Feuers, aller Brennbarkeit. Indem man so jede Wirkung in der Natur und ihren Körpern eine Eigenschaft nannte und diese als Ursache annahm, war man fertig; Beobachtung und Forschung wurden überflüssig; man wußte ja, worauf es ankam und wußte es ohne Anstrengung, ohne Mühe, ohne Widerspruch. Die Rolle der Wahrheit in der Naturwissenschaft hatte der blinde Autoritätsglaube übernommen; die Wissenschaft sank zu einem gedankenlosen Nachbeten ganz unbewiesener Ansichten der Philosophen herab.

Wie viel erhabener erscheint sie in unserer Zeit! Will der Forscher eine Naturerscheinung, das Brennen eines Kraters oder einer Kerze, das Gestalten eines Gebirgs oder eines Sandhäufchens, das Wachsen einer Pflanze, das Gefrieren des Wassers, das Bleichen einer Farbe, das Verdichten eines Gasbläschens oder eines Weltkörpers erklären, so stellt er die Frage nicht an seine Phantasie, sondern an die Erscheinung, an den zu erklärenden Zustand selber. — Er fragt: was geht dieser Erscheinung voraus und was ist es, was darauf folgt? Was vorausgeht, nennt er Ursache; was folgt Wirkung.

Wenn z. B. der Schmied eine Eisenstange in seiner Esse weißglühend macht und dann herauszieht, so bedeckt sie sich unter Funkensprühen mit einer schwarzen porösen Kruste, welche beim Schlagen mit dem Hammer als Hammerschlag abspringt. Das Eisen verbrennt. Zünden wir hingegen eine Lampe an, so wird das Oel mit leuchtender Flamme verbrennen. Der Naturforscher fragt: was geht dem Verbrennen des Eisens, des Oels voraus, und was ist es, was folgt? was sind die Bedingungen des Verbrennens und was ist sein Resultat? Die Antwort ist: dem Verbrennen geht in diesen Fällen das Eisen, das Oel, die Luft, eine höhere Temperatur, die Wärme voraus. Das Eisen nimmt, indem es verbrennt, an Gewicht zu; die Luft, in der es verbrennt, nimmt um eben so viel an Gewicht ab; die Luft aber, in welcher das Oel verbrennt, wird um das Gewicht des verbrannten Oels schwerer. In Folge dieser Beobachtungen wird der Verbrennungsprozeß des Eisens und des Oels klar und verständlich. Das verbrannte Eisen ist nämlich Eisen, welches einen Bestandtheil der Luft in sich aufgenommen hat; das verbrannte Oel hingegen ist Luft, welche die Bestandtheile des Oels in sich aufnahm. Den Uebergang der Luftbestandtheile zum Eisen aber, so wie den Uebergang des Oels zur Luft begleitete Wärmeentwickelung, die Feuererscheinung. Der Naturforscher fragt nun weiter: woher kommt die Wärme und das Licht bei der Verbrennung? warum brennt das Eisen nicht fort, während das Oel in der Lampe fortbrennt? warum brennt das Eisen mit Funkensprühen, das Oel mit Flamme?

und er löst diese Fragen in ähnlicher Weise. Er zerlegt die Erscheinungen in ihre Theile und findet für jeden die Erklärung. Die Bedingungen, unter denen die Erscheinung überhaupt wahrzunehmen ist, nennt er Ursachen, jene Ursachen aber, welche durch die Sinne nicht wahrzunehmen sind, nennt er Kräfte. Sind aber die Ursachen einer Erscheinung ganz unbekannt oder unerforscht, so läßt er die Frage offen. Wenn er Eisen im Blut, Kalk in den Knochen der Thiere findet, ohne zu wissen, wo sie herkommen, so sagt er nicht, sie seien durch den Lebensprozeß erzeugt; wenn er den Ursprung mikroskopischer Thiere nicht darzulegen vermag, so sagt er nicht, sie seien von selbst entstanden; wenn er Personen todt oder verbrannt in ihren verschlossenen Zimmern findet und nicht ermitteln kann, wie dieß zugegangen, so sagt er nicht, daß sie eine Selbstverbrennung getödtet. Diese Art von Schlüssen oder Erklärungen hält er für Selbstbetrug oder für eine Verschleierung der Unwissenheit.

Die Ermittelung der Bedingungen einer Erscheinung ist allemal das erste Erforderniß zu ihrer Erklärung. Sie müssen aufgesucht und durch Beobachtung festgestellt werden. In der Aufsuchung ist der Forscher auf sein Nachdenken, den einzigen zuverlässigen Führer, verwiesen; aber keine Kunst ist schwieriger, als die Kunst der Beobachtung. Es gehört dazu ein gebildeter, nüchterner Geist, der durch die genaue Bekanntschaft mit den wirkenden Ursachen im Stande ist, sich die Thatsachen klar zu machen und den Schlüssel zu finden, der dem Forscher die verschlossenen Thüren der Natur öffnet.

Die Kräfte der Natur, jene nicht wahrnehmbaren Ursachen gleichartiger Erscheinungen, standen noch vor wenigen Jahrzehnten isolirt. Dieß ist jetzt anders. Der erste Physiker der Gegenwart, Michel Faraday, hat auf dem empirischen Wege eine unmittelbare Verbindung zwischen jenen einzelnen Kräften nachgewiesen, indem er um die Licht- und Wärmestrahlen galvanische Ströme kreisen ließ. Nur die Beziehung zur Gravitation (Schwerkraft) fehlt noch, um alle Grundkräfte der Natur mit einander zu verknüpfen. Jener große britische Forscher, welcher sich mit der Aufsuchung dieser Beziehung beharrlich beschäftigt, zweifelt nicht an dem endlichen Erfolge und spricht schon gegenwärtig die Vermuthung aus, daß alle Naturkräfte sich auf die Eine, — die Gravitation, — als auf ihre gemeinschaftliche Ursache und Mutter, werden zurückführen lassen.

Die wissenschaftliche Verbindung der Naturgebiete hat das Reich der Forschung sehr erweitert. Wir wissen, daß die chemische Verbindung aller Stoffe auf dem elektromagnetischen Gegensatz beruht, wodurch also die chemischen mit den physikalischen Erscheinungen verbunden sind. Alle Stoffe sind auch schwer und gravitiren auf einander. So führt die physische Welt zur mechanischen hinüber.

Daß unsere Erde einst gasförmig war, hat schon la Place zu beweisen gesucht und ist jetzt als eine unbestreitbare Thatsache anerkannt. Durch

Abkühlung des Gasballs bildete sich nach dem Gesetz der Schwere allmählig der feste Weltkörper. Auf ihm entstand und entsteht unter fortdauernden geologischen Prozessen, in Folge uns noch unbekannter Bedingungen, das organische Leben, dessen bis jetzt erreichte höchste Entwickelungsstufe der Mensch selber ist. Dieser vom Geselligkeitstrieb angeregt, einte sich, bei größerer Zahl der Individuen und Familien, auf allen Punkten seines Vorkommens, zur Gesellschaft, zur Horde, zum Stamme, zur Völkerschaft und unter günstigen Verhältnissen zum civilisirenden Staate, um größere Sicherheit und Freiheit des Individuums zu erlangen und die höchsten menschheitlichen Zwecke durch das Leben im Staate zu erreichen. Das Auge des Forschers sieht vom Welten-Embryo an durch tausend und aber tausend Formenwechsel und Bildungsstufen bis zur Erscheinung des geistesgroßen Menschen im Kulturstaate Alles in allmähliger Stufenfolge durch einfache und ewige Gesetze sich entwickeln, er gewahrt überall und immer Harmonie, selbst in den anscheinend widersprechendsten Erscheinungen. Die volle Kenntniß jener Gesetze und die Erkenntniß dieser Harmonie ist das Höchste, was der Menschengeist erstreben kann. Sie führen zur Erkennung des Weltgeistes, zur Bewunderung, zur Anbetung Gottes.

„Der Mensch, der Priester an Gottes Altar,
Der eifrig erforscht, was ist und was war,
Er allein aller Wandlung Sinn versteht: —
Das Leben bleibt — nur die Hülle vergeht." —

So dringt die Naturforschung auch in das Gebiet des Glaubens, erweckend, erwärmend, Licht verbreitend, tragend und stützend! Wie schon zu den ältesten Zeiten die größten Geister die Behauptung aufgestellt haben, daß alles Wissen endlich zum Glauben führe, — zum Glauben, in dem alle Unruhe aufhört und das Menschenglück seinen Abschluß findet: so wird die empirische Naturforschung nothwendig alle Zweifel über den streng gesetzmäßigen Verlauf der Dinge entfernen und zu der Ueberzeugung führen, daß der Gesetzgeber der höchste Inbegriff der Weisheit, Gerechtigkeit und Güte sei und daß das Sittengesetz, welches er allen Menschen in's Herz gelegt, ebenfalls am festesten auf empirischem Boden stehe. „Es ist nicht gleichgültig, auf welchem Wege der Mensch die letzten Stufen der religiösen Erkenntniß erreicht. Die Naturforschung ist der sicherste Weg. Freilich ist der erhabenste aller Pfade, die Spende der höchsten Glaubensseligkeit, nur jenen bevorzugtesten Geistern zugänglich und beschieden, die sich in allen Gebieten der erkannten Welt mit gleicher Sicherheit bewegen". — Daher ist es zu beklagen, daß die Schätze, welche die Naturforschung alle Tage als ein Gesammtgut für die Menschheit zu Tage fördert, doch vergleichsweise nur erst einer kleinen Minorität zu Gute kommen, und die Bildung der großen Mehrzahl nicht einmal fähig ist, sie zu heben und sie so zu gebrauchen. Mußte doch Liebig vor wenigen Jahren seine Vorlesungen über allgemeine Chemie an der Münchener Universität (also vor

einem erlesenen Publikum) mit der Bemerkung beginnen, daß er unter seiner Zuhörerschaft die Bekanntschaft mit den ersten Anfangsgründen der Naturwissenschaften kaum voraussetzen dürfe. — „Die Natur", — sprach er, „ist wohl für die Mehrzahl von ihnen ein mit unbekannter Schrift beschriebenes Buch. Sein Inhalt ist ihnen verschlossen. Indem sie darin lesen lernen wollen, — lernen sie es verstehen. Die Worte, die Zeichen, in denen sie zu ihnen redet, sind Chiffern besonderer Art; sie werden sie kennen lernen. Gewisse Erscheinungen, welche beim Zusammenbringen einer Anzahl von Körpern mit einander zum Vorschein kommen, sind gleichsam als das Alphabet zu betrachten, der Schlüssel, — durch den wir den Sinn des Buchs entziffern können. Alle Namen von Dingen und Stoffen aber, die sie hören werden, sind für das Verständniß ohne Werth, wenn sie versäumen, sich mit ihrer Bedeutung bekannt zu machen".

Und dennoch ist, seitdem die Menschheit lebt, nicht im Entferntesten ein solcher Eifer und Wetteifer für Erlangung naturhistorischer Kenntnisse bemerkbar gewesen, als gegenwärtig, und kaum wird es noch einen Gebildeten geben, welcher das Bedürfniß dafür nicht täglich lebhaft fühlt. Der Tag kann nicht mehr sehr entfernt sein, wo selbst das Kind, auf dem Wege der Anschauung, die großen Gesetze des Weltalls, diesen Spiegel des alleinigen Gottes, begreifen wird, und wo jeder Volksschullehrer seinen Schülern diese Gesetze experimentirend erklärt. Das nächste Jahrhundert wird in jeder Schulstube physikalische Apparate aufgestellt sehen, wo jetzt nur Eselsbank und Rechentafel zu finden sind, und an der Stelle des geistestödtenden, mechanischen Gedächtnißwerks, welches die Seele der Kinder verdunkelt und die edelsten Anlagen im Keime zu zerstören trachtet, wird der Lehrer bemüht sein, das kindliche Nachdenken durch die Resultate der empirischen Naturforschung auf die Brücke des Glaubens und zur wahren Erkenntniß Gottes zu leiten. Ich sehe den Volksschullehrer des 20. Jahrhunderts, wie er die Gravitation, indem er sie auf Gasgemenge einwirken macht, als jenen ersten Impuls erkennen läßt, welcher das göttliche „Werde!" bezeichnet. Ich sehe, wie durch ein weiteres Experiment vor den Augen der Schüler die Gasballen nach jenem ersten Anstoß, den sie erhalten, wirbeln und kreisen in gesetzmäßiger Weise; wie sie sich drehen in Linien, ausgehend von gewissen Punkten, als vielfach gewundene Kurven, als Epicykln, Parabeln, Ellipsen — gleich den Embryonen der Welten und Gestirne. „Seht, Kinder", wird er sagen, „so entstand die Erde, die wir heute bewohnen; die Gasform war ihre erste Kindheit!" — Er wird dann die Gasballen nach den Gesetzen der Abkühlung sich verdichten lassen; ihr Volumen wird vor den Augen seiner Schüler sich verkleinern und in gleichem Maße wird die Schnelligkeit ihrer Umdrehung sich vergrößern. Und so wird er, von Experiment zu Experiment stufenweise fortschreitend, dem Kinde faßlich machen, wie sich von der größern Gaskugel während des Verdichtungsprozesses Theile abreißen können und sich unter der von der Gravitation hervorgerufenen

rotirenden Bewegung wieder zu Kugeln gestalten müssen, die sich zu der größern wie unser Mond zu der Erde verhalten. Das Kind wird fassen lernen, wie die Erde, bei größerer Abkühlung, auf einmal aus dem gasförmigen in den tropfbarflüssigen Zustand überging und die dabei freiwerdende latente Wärme die Kugel zum Glühen brachte. Es wird fassen, wie sie in dieser Lebensphase eine Kugel von Metallen, Metalloiden und Erden im geschmolzenen, feuerflüssigen Zustande war. Der Lehrer wird dann erklären, wie beim Kälter- und Kälterwerden im Laufe von Zeiträumen, welche Billionen Jahre begreifen, sich erst einzelne Schlackenschollen auf dem feurigen Ocean der Erdoberfläche bilden konnten, welche sich allmählig, von Wind und Fluth hin- und hergetrieben, wie das Eis auf dem nordischen Meere, zu großen Massen anhäuften und so endlich die erste feste Kruste entstand, welche die feuerige Erdkugel von Pol zu Pol umgürtete. Wie der auf den Radkranz gelegte glühende Reif mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Speichen drückt, weil er, abkühlend, sich zusammenzieht, so mußte auch die erkaltende Erdkruste mit immer gewaltigerer Macht den feuerflüssigen Erdkern pressen. In gleichem Maße mußte aber auch der innere Widerstand steigen, bis er die Kräfte der Anziehung und Schwere überwand und die feste Erdkruste entweder gewaltsam zersprengte, oder sie zu Blasen auftrieb, oder sie auf großen Strecken, — ganze Kontinente bildend, — aus der Ebene emporhob. Im erstern Fall ward ein Theil des feuerflüssigen Breies, die zunächst unter der starren Oberfläche befindliche Masse desselben, genöthigt, durch die Sprünge und Spalten der Kruste, zwischen ihren aufgereckten Rändern, emporzuquellen. Er mußte sich theilweise über dieselben ergießen oder zwischen denselben stehen bleiben und erstarren. Im andern Fall bildeten die Blasen der Erdrinde Erhöhungen. Auf diese Weise wird das Kind begreifen lernen, wie die ältesten Berge und Gebirge auf der Erde entstanden, es wird in dem beständigen Kampfe der zusammendrückenden Kraft der starren Erdrinde mit dem durch den Druck erregten und gesteigerten Widerstand des flüssigen Erdkerns — die Ursache der zahlreichen Revolutionen erkennen, welche der Erdoberfläche nach und nach ihre jetzige Gestalt gegeben haben.

Wir wissen, daß mit der fortschreitenden Abkühlung die Dicke der Erdrinde und folglich auch die Widerstandsfähigkeit derselben gegen die aus dem Erdinnern nach der Oberfläche hin wirkenden Gewalten wächst. Daher verlieren die plutonischen und eruptiven Veränderungen allmählig an Kraft, Umfang und Allgemeinheit, und sie nehmen ein lokaleres Gepräge an. Die chemischen Prozesse zur Veränderung der Erdrinde haben über die plutonisch-mechanischen bereits das Uebergewicht gewonnen und die physikalischen sind im Bunde mit jenen in den Vorgrund getreten. Die Wirkungen, welche die Wärme, die Elektricität, das Licht und der Magnetismus hervorbringen, verbinden sich mit der Thätigkeit der Atmo-

sphäre und des Wassers, welche, fortwährend ab- und anschwemmend, zersetzend, auflösend und niederschlagend, auf die Formen der Erdrinde verändernd wirken. Unter den Verhältnissen, die das Zusammenwirken jener chemischen und physikalischen Kräfte hervorgerufen haben, hat sich das organische Leben entwickelt; zuerst das Pflanzenleben im unscheinbaren Zellchen seines ältesten und untersten Gliedes, des Kryptogams, welchem die einfachsten Formen des Thierlebens folgten. Wie sich dann die Grenzen von Wasser und Land deutlicher steckten, wie die Periode des beständigen Regens und andauernder Sumpfbildung vorübergegangen, wie Süßwasser-Becken neben dem Salzmeere entstanden und das Land abtrocknete, so entwickelten sich neue, höhere Organismen nach dem unwandelbaren Gesetz stufenweiser Vervollkommnung. Die innere Erdwärme trat in ihrem Einfluß auf die starre Oberfläche, in dem Maße, als diese an Dicke zunahm, gegen die Sonne zurück. Nun entstehen die Klimate: — ein großer Abschnitt in der Entwickelung des organischen Lebens; denn die Klimate allein schon mußten viele ältere Formen verschwinden machen. Von Zeit zu Zeit wiederholten sich die Revolutionen. Zwischen denselben liegen friedliche, ruhige Epochen, in denen sich die reformatorischen Einflüsse milderen, allmähligeren Wirkens, die, wegen ihrer unausgesetzten Thätigkeit, für die Schöpfungsgeschichte nicht minder wichtig sind als jene, geltend machten. In solcher Weise stieg eine Welt von Organismen nach der andern, jede jüngere auf den Schultern der ältern stehend und beständig nach dem ewigen Ziel der Vollkommenheit strebend, empor, und jede neue erscheint mannichfaltiger, vielseitiger, lokaler als die frühere, in dem Maße, als die Erdrinde selbst sich nach der Verschiedenheit von Klima, Temperatur, Zone, Wind, Strömungen, Regenmengen ꝛc., lokaler ausbildet und gleichsam mehr und mehr individualisirt.

Erst nach der letzten großen Revolution, die unserer Erdkruste die jetzige Gestalt gab, nachdem die Lüfte ihre gefiederten Bewohner empfangen und das Meer die seinigen erhalten hatte, lange nachdem der Elephant auf den grasreichen Ebenen der tropischen Kontinente weidete und die mannichfaltigsten Thiergeschlechter Wälder und Gründe belebten, — erschien auch der Mensch, in der Kette der Schöpfung das letzte und jüngste Glied und darum das vollkommenste von Allen. Ohne Zweifel fand die Schöpfung des Menschen in der für seine Existenz günstigsten Lokalität statt, und von dieser aus als einem Mittelpunkt geschah dann die weitere Verbreitung. Indem die Familien sich ausbreiteten, sie sich zu Gesellschaften vereinigten, diese sich berührten, sie ihre Jagdgebiete gegen einander abgrenzten, wurde der Keim zu der Stammgenossenschaft gelegt. Man sieht den Prozeß der Entwickelung gesellschaftlicher Verhältnisse, er geht vor sich nach ethischen Gesetzen, und nach denselben erfolgt auch der Verfall, — gleichsam als wären es organische Gebilde. Die Interessen verfeinden sich, indem sie sich begegnen; die Spannungen wachsen; Noth und Habgier gebären den

Krieg; das Recht des Stärkern verdrängt das sittliche Recht, und aus den nicht durch die Kultur gezähmten Völkerschaften werden wandernde Heerhaufen, Banden, deren Lebensbestimmung, nachdem sie das rohe Bedürfniß des Daseins, der Nahrung, erfüllt haben, keine höhere ist, als Befriedigung der Mordlust, der Blutrache, des Raubs und der Plünderung. Die Zeit allein hat keinen sittigenden Einfluß. In einem rohen, wilden Zustande können die Menschen ganzer Kontinente verbleiben, ohne daß ein Jahrtausend irgend etwas zu ihrem Wissen, ihrer Vervollkommnung, zu ihrer Veredlung und Gesittung fügt. Australien und Amerika geben davon Beweise. Der Australier ist noch ein dem Thiere zunächststehender Barbar, und der Rothhäuter Amerika's, die Indianerstämme von der Küste der Straße Maghellans bis zu den Ufern des Kupferminenflusses, die in 180 Sprachen ihre Schlachtgesänge ertönen lassen, haben seit den Jahrtausenden ihres Daseins ihre Beschäftigungen, ihre Kleidung, Bedürfnisse, Sitten und Gebräuche, ihre Vorstellungen und Neigungen nicht im geringsten geändert. Selbst der Kontakt mit den civilisirten Menschen konnte sie nicht anders machen; unzähmbar, wie der Bison ihrer Ebenen, oder der Bär ihrer Gebirge, entlehnten sie der herandrängenden Civilisation nur die Werkzeuge und Mittel, ihre wilden Leidenschaften vollständiger und nachdrücklicher zu befriedigen, und Europa hat nur dazu beigetragen, den Vernichtungsprozeß zu beschleunigen, welchem die ganze rothhäutige Menschheit Amerika's verfallen scheint. —

Das schöne naturgetreue Landschaftsbild aus dem „fernen Westen" der nordamerikanischen Freistaaten, welches den Titel dieses Aufsatzes als Unterschrift trägt, versetzt uns in das Gebiet eines der bekanntesten Indianerstämme des Welttheils, der Chippewäer. Die vom Urwald begrenzte kleine Prairie an der Mündung des San Croix-River, zwischen diesem Strom und dem Mississippi, war der Ort, wo das aus Bisonhäuten gebildete Zelt des Stammoberhaupts am öftersten gestanden hatte, wo die Aeltesten der Nation zu Rathe saßen um den Altar des großen Geistes, wenn sie Krieg und Frieden beschlossen oder über Verbrecher ihr Urtheil fällten. Dort, wo das Blockhäuschen des ersten Ansiedlers steht, stand noch vor 20 Jahren die heilige Tanne, unter welcher schauerliche Feste des Kannibalismus gefeiert wurden, bei denen man kriegsgefangene Feinde lebendig am Pfahle briet und sie unter Tanz und kriegerischen Spielen verzehrte. Dort wurden auch die allgemeinen Volksversammlungen gehalten, wenn es Tausch oder Verkauf von Jagdgebieten betraf, oder Veränderungen vorgenommen werden sollten, die den ganzen Stamm angingen; denn bei den Chippewäern war, wie bei den alten Deutschen, das Volksleben stets demokratischer Natur, und das ist es unter allen Stämmen der Rothhäute Amerika's noch bis auf

dieſe Stunde. Die Gewalt des Oberhaupts iſt nur im Kriege diktatoriſch; in allen übrigen Beziehungen iſt ſein Wille dem der Majorität der Stammälteſten unterworfen, und in allgemeinen Fragen entſcheidet immer das Votum der berufenen Volksverſammlung.

Jetzt hat die ſonſt ſo mächtige und gefürchtete Nation der Chippewäer, welche oſtwärts das ganze Land um den Obern-, den Huron- und den Michiganſee bis in die Gegend von Detroit am Erie, zu ihrem Jagdgebiet rechnete, weſtwärts das ſeenreiche Minneſota und die Ufer des Redriver bewohnte und um den Beſitz des obern Miſſouri mit der nicht weniger mächtigen Nation der Sioux in ewiger Fehde lag, — über zwei Drittheile ihres ehemaligen Territoriums an die Vereinigten Staaten verkauft, und ſie empfängt von denſelben Subſidien als Zeichen der Abhängigkeit. Der Stamm, der noch vor 50 Jahren 30,000 Krieger mit Pfeil, Bogen und Tomahak in's Feld ſchickte, iſt auf 20,000 Köpfe herabgeſunken und Krankheiten und Laſter, die ihnen die weißen Menſchen zutrugen, decimiren ſie noch viel raſcher, als ihre blutigen Kriege. Vergeblich war alles Bemühen der Centralregierung, die Chippewäer, welche doch als eine der intelligenteſten Indianerſtämme gelten, zu civiliſiren, ſie ihrem vagabondirenden, auf Jagd, Raub und Fehde gerichteten Leben zu entziehen und den regelmäßigen Beſchäftigungen des Ackerbaues zu gewinnen; vergebens war das Beſtreben der Miſſionäre, ſie durch die Lehren des Chriſtenthums zu ſittigen und Abſcheu vor ihren kannibaliſchen Gewohnheiten und Gebräuchen zu erwecken: — ſie haben alle Geſchenke der Civiliſation beharrlich zurückgewieſen, und noch vor wenigen Jahren fraßen ſie acht Kriegsgefangene auf, die bei einer ihrer Razzia's gegen die Sioux, mit welchen ſie ſeit Jahrhunderten in Erbfeindſchaft leben, lebendig in ihre Hände gefallen waren. Bei feierlichen Volksverſammlungen ſchmücken ſie ihre Gürtel noch jetzt mit den Skalps der überwundenen Feinde, und dem großen Geiſt bringen ſie ihre Trankopfer in den Schädeln der Erſchlagenen dar.

Vor einigen Jahren waren die Ufer des San Croix noch ohne Anſiedelungen, und nur die Trappers der amerikaniſchen Pelzkompagnie wagten ſich in dieſe einſamen Regionen, um von den Chippewäern die Felle der wilden Thiere, ihre Jagdbeute, gegen Branntwein, Munition, Schußwaffen und Nürnberger oder Sonneberger Tand und Schmuck zu tauſchen. 1844 gründete ein Deutſcher aus Baden die erſte Anſiedelung am San Croix-River, eine Meile oberhalb ſeiner Mündung; ihm ſind ſeitdem viele Einwanderer nachgefolgt, großentheils Deutſche, die mit den benachbarten Indianern in freundlichem Verkehr ſtehen. — Oft ſchlagen letztere in unmittelbarer Nähe der Anſiedlerwohnungen ihre zuckerhutförmigen Zelte von Büffelhäuten auf, beſonders wenn ſie in kleinen Geſellſchaften jagen und die Ueberfälle feindlicher Sioux fürchten, gegen welche ihnen die Anſiedelungen der Weißen Schutz gewähren, — denn innerhalb einer engliſchen Meile von einer Farm darf, vertragsmäßig, keine Indianerfehde ausgefoch-

ten werden. Die Ufer des San Croix sind anmuthig, gesund und meist fruchtbares Bottomland, weshalb auch von Jahr zu Jahr die Kolonisation dieser Gegenden wächst. Der Fluß ist auf einer ziemlichen Strecke von seiner Mündung schiffbar; aber die Schifffahrt wird durch die häufigen Inseln beschwerlich und oft gefährlich durch die Menge Treibholz, welches jeder Gewitterregen aus den undurchdringlichen Föhrenwaldungen des Oberlandes herabführt.

Grandioseres als jene Urwälder von Tannen und Kiefern, in denen noch niemals die Axt einem der Riesen, die, Stamm an Stamm, dicht zusammengedrängt zu den Wolken aufstreben, die Rinde verletzt hat, kann man sich nicht denken, und die Pelzjäger, welche diese Wildnisse zuweilen betreten, reden von denselben mit Bewunderung. Tiefer Ernst ist der Hauptcharakter dieser Wälder; doch fehlt es auch an heitern Scenerien nicht gänzlich. Anmuthige Wiesengründe, welche die Flora in bunte Farben kleidet, liegen, wie Oasen in der Wüste, in den Waldungen zerstreut, und dann und wann schmückt ein spiegelglatter See die Landschaft. Einzelne Eichen oder Pappeln beschatten gewöhnlich die Ufer desselben, die mit dichtem Rasen vom dunkelsten Grün bedeckt sind, wahre Sammetteppiche, gegen die der gepflegteste Bowlinggreen vor dem Jagdschlosse eines englischen Herzogs dürftig und mager erscheint. Um diese Waldseen sieht man beständig Hirsche und Rehe in Rudeln weiden, mitunter auch den gemächlich daherschreitenden Bär, oder den schleichenden Wolf, oder den zottigen Bison; doch besucht der letztere diese Gegenden nicht zahlreich. Des Bison rechte Heimath sind die Prairien am Missouri.

Die Burg Hildgardsberg in Bayern.

Drei Meilen oberhalb Passau, wo die Castra Quintana der Römer gestanden, deren Mauerwerk noch an vielen Stellen unter Gestrüpp und Gesträuch aus dem Boden ragt, aus welchem Egge und Pflugschaar Münzen, Scherben, Inschriften häufig an's Tageslicht bringen, wendet die Donau aus dem bayerischen Flachlande ihren Lauf nach Südost und strömt mit breitem Spiegel zwischen Hügeln hin, die am Fuße mit üppigen Feldern und Obsthainen prangen und auf ihren Scheiteln Holzung tragen. All-

mählig steigen diese Hügel zu zwei Ketten von Bergen empor, zwischen denen sich überall reiche, reizende Landschaftsgemälde zeigen. Am Eingang in dieses, den schönsten zu vergleichende, Stromthal, stand vor Alters eine Burg, stattlich und gefürchtet. Hildgardsberg war der Horst eines Raubrittergeschlechts, welches, so weit sein langer Arm reichte, ungescheut stahl und drückte und drangsalte, wo was zu stehlen und zu erpressen war. Opfer ohne Zahl verdarben in seinen schauerlichen Verließen; Unglück und Qual und Jammer häuften sich da, in den Prunkgemächern darüber aber Schätze und Reichthum. Zwei volle Jahrhunderte lang trieben die adeligen Herren ihr angestammtes Handwerk, bis 1356 Albrecht der Zweite, Rudolf von Habsburgs würdiger Enkel, die Zinnen des Raubnests brach und die Insassen erschlug. Seitdem schmückt's als Ruine die friedlichen Ufer.

Die Löwenburg auf der Wilhelmshöhe bei Kassel.

Das schöne Kassel hat nicht allein den Vorzug vor andern kleinern deutschen Residenzen, mit vielen Prachtgebäuden zu prangen, auch in seiner Umgebung hat die Kunst mit einer freundlichen Natur zu seinem Schmucke sich vereinigt. In einem Umfange von 3 Stunden sind der Lust- und Jagdschlösser für die fürstliche Familie so viele, als Tage in der Woche. Die Krone aller ist Wilhelmshöhe, ein Palast, der mit seinen Parkanlagen einem Herrscher ziemen könnte, zu dessen Hofhalt so viele Millionen beizusteuern haben, als ein Kurfürst von Hessen der Unterthanen Zehntausende zählt.

Eine von einer Lindenallee beschattete, 60 Fuß breite Straße führt zwischen den Landhäusern und Gärten von Kassel zu dem Fuße des Habichtswaldes, wo die Anlagen beginnen, die sich stundenlang bis zur Höhe des Gebirges hinziehen und Meiereien, Burgen, Schlösser, Wasserfälle, Felsen, Thäler, Berge, Auen und ganze Wälder einschließen. Fürstlicher Luxus hat hier getrachtet, ein irdisches Paradies zu schaffen, und wenn seinen Besitzern der süße Schlummer des Gewissens nicht gefehlt hat, so konnten sie es auch wohl finden. Das Lustschloß Wilhelmshöhe hat eine Fronte von 750 Fuß, viel größer als die der königlichen Residenz in Berlin oder der Kaiserburg in Wien. Es besteht aus einem Hauptgebäude

mit zwei Flügeln und ist in jenem italienischen Prachtstyl gebaut, der in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts bei dem Bau fürstlicher Schlösser Sitte war. Breite, gebahnte Wege umgeben die imposante Gruppe. Es ist schon etwas Königliches in diesen magnifiken Pfaden, welche von Palast zu Palast führen. Reicher architektonischer Schmuck bedeckt die Façaden der Flügel, und den Mittelbau zieren auf beiden Seiten Frontons, jeder von 6 kolossalen Säulen, die 47 Fuß hoch sind und 5 Fuß Durchmesser haben, getragen. Der hintere Fronton hat die Inschrift: Wilhelmus Elector condidit. Ueber der Mitte des Schlosses ragt, wie eine Krone, eine runde mit Kupfer gedeckte Kuppel, die eine 62 Fuß im Durchschnitt große Rotunde deckt, deren gewölbte, kassettirte Decke 12 freistehende korinthische Säulen stützen. Hier prangen die Bildnisse aller Ahnen des Kurhauses in Lebensgröße. Wer eine glückliche, aristokratische Anlage mitbringt, kann sich wie ein Fürst fühlen in der Mitte dieser fürstlichen Schaar, die unter dem Baldachin des gemalten Himmels mit den eisernen Wämsern und den ernsten, eisernen Blicken auf ihn herabschaut.

Das Schloß hat Stoff zu einem Buche; wir aber halten uns nicht länger auf, sondern wandern in den Park, zur Löwenburg. Sie liegt auf einem hohen Felsen und verbirgt unter der Außenseite einer Burgruine eine zwar beschränkte, aber gar reizende, fürstliche Wohnung im Geschmack des Mittelalters. Zugbrücken, die in schweren Ketten hängen, führen über die tiefen Felsgräben durch gewölbte Thore in den Burghof. Die Kunst des Steinmetzen hat die Pforten und Hallen reich ausgeschmückt; prachtvoll sind Ritter- und Speisesaal, in allen Fenstern leuchten die bunten Wappenschilder, hellpolirter Waffenschmuck der fürstlichen Ahnen und ihrer Ritter und Knappen steht und hängt an den getäfelten Wänden. Man sieht alte Tapetenmalereien in den Zimmern, die Korridors sind mit den Trophäen des edeln Waidwerks ausstaffirt, und selbst eine mittelalterliche Bibliothek fehlt nicht, mit Incunabeln und Meßbüchern in Schweinsleder und Pergamenten.

In der Burgkapelle schläft der Erbauer — Kurfürst Wilhelm; er ruht in einem Marmorsarkophage von der Luft aus, die er hier aus vollen Bechern geschlürft hat. Ruhls geschickte Hand fertigte sein Grabmal, an dem die Kunst besser ist, als die Idee: — denn die Darstellung bezieht sich auf den feierlichen Empfang des Kurfürsten im — Elysium! Dabei fällt mir der Bauer ein, der von seinem verstorbenen Amtmanne allerhand Streiche erzählte, und bei jedem Punktum in der Erzählung allemal an seine Mütze griff und ausrief: „Gott hab' ihn selig!"

Palermo.

Für den Mann, welchen höhere Intereſſen, als die des bloß materiellen Wohlſeins begeiſtern, und der das Glück der Völker und Staaten nicht nach ihrer Wohlbeleibtheit mißt; für den Freund des Vaterlandes auch, der an gerechte Erwartungen die Wirklichkeit als Maßſtab anlegt, iſt die Zeit nicht ſo heiter, daß er in das Hoſiannah einſtimmen müſſe, welches von ſo mancher Seite her ſich fort und fort hören läßt. Allem Staunen über die Wunder und Herrlichkeiten der Gegenwart zum Trotz, ſieht er ſie doch ſchwer erkrankt. Die Ausartung der Sitten, ausgegangen von oben, hat die Geſellſchaft durchdrungen bis zu den allertiefſten Schichten, und Immoralität, in trüber Miſchung mit roher Selbſtſucht und verbrecheriſchem Leichtſinn, bringt die furchtbare Maſſe nachgerade in eine faule Gährung. Inmitten dieſer düſtern Zuſtände erhebt die Induſtrie in blendendem Glanze ihr Haupt. Wie ein Cherub ſchreitet ſie einher, und vor ihrem flammenden Schwerte neigt der alte ehrwürdige Bau der bürgerlichen Gewerbe ſich in den Staub. Krachend ſtürzt er ein, und wehe den Handwerkern, die ſich nicht zeitig flüchten und einziehen in die neuen Paläſte, welche Wiſſenſchaft, mit Geldkraft im Bunde, zu ihrer Aufnahme freigebig gebaut haben. Anſprüche auf Unabhängigkeit kann der Handwerker, der Großinduſtrie gegenüber, freilich nicht geltend machen und der früher ſelbſtändige Gewerbsmann ſinkt zum Miethmann, zum Proletarier herab. Aber die Umwandlung iſt nicht mehr zu vermeiden und geht raſch vor ſich. Bald wird es nur noch reiche Gewerbsherren und arme Arbeiter geben, und der freie Handwerkerſtand hört auf.

In enger Wechſelwirkung mit dieſen Verhältniſſen ſteht die wunderbare Vermehrung der Kommunikationsmittel. Bisher hat die Sucht nach Vergnügen und Genuß in den höhern Klaſſen der Geſellſchaft am meiſten Rechnung dabei gefunden, obſchon es gewiß iſt, daß mit der Zeit auch den unteren Klaſſen die Vortheile zu gut kommen werden, welche jetzt den höhern vorzugsweiſe werden. Wo vor 20 Jahren Einer reiſte, reiſen jetzt Zehn, und in 20 Jahren werden Hunderte reiſen. Bei dieſer friedlichen Völkerwanderung müſſen nothwendig jene Länder am meiſten gewinnen, welchen

PALERMO

der Schöpfer am freigebigsten die Reize verlieh, nach deren Genuß der Mensch am allermeisten verlangt: ein mildes Klima und eine schöne Natur.

Auch Sicilien nimmt reichlich Theil an der allgemeinen Aernte. Seitdem Dampfbootrouten die Hauptstadt der Insel mit Neapel, Malta, Marseille, Livorno und Civita-Vecchia verbinden, werden mit jedem Jahre die Schaaren größer, welche Sicilien zum Ziele ihrer Forschungs- oder Vergnügungsreisen erkiesen. Kein Wunder! Denn was die Natur Reizendes und Großes auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum der weiten Erde zusammendrängen konnte, hat sie in Sicilien versammelt, und was geschichtliche Erinnerungen vermögen, ein Land interessant und ehrwürdig zu machen, findet sich hier in reicher Fülle. Die großen Denkmäler von kaum noch dem Namen nach bekannten Nationen, die Riesenwerke alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligem Schauer durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Gebirgen und zeigen sich noch nach 3000jährigen Zeitstürmen als des Landes herrlichster Schmuck. In keinem andern Theile der Erde findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, und das hochgepriesene Rom selbst darf seine Denkmäler denen Siciliens an Größe und erhabener Schönheit nicht vergleichen. Roms Monumente gehören bloß einer Zeit an, der kurzen Epoche seiner Cäsaren. Alles andere deckt die Nacht. In Sicilien hingegen umfassen nur allein die Monumente des griechischen Alterthums ein ganzes Jahrtausend, und den Bildungsgang der edelsten Kunst kann der Kenner Schritt für Schritt verfolgen. An die griechischen Denkmäler reihen sich die Monumente, welche die herrschende Siebenhügelstadt der Welt hinterlassen, und von diesen ausgehend kann der Forscher die ganze Stufenleiter des Kunstverfalls späterer Zeiten hinabsteigen, wo sich griechische, ägyptische, arabische Style bastartig zusammengatten, bis endlich germanischer Sinn unter Normannen und Barbarossa die Architektur zur herrlichen Selbständigkeit von neuem erhob. Von dieser Epoche folgt er ihr leicht durch eine abermalige lange Periode des Verfalls bis zur Gegenwart. — Aber nicht bloß für den Kunstforscher, auch für Diejenigen, welche die mildern Himmelsstriche aufsuchen, um eine schwankende Gesundheit zu befestigen, ist Sicilien, wo Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der heitere Himmel gleich entzücken, ein gefeierter Name. Könnten unsere invaliden Touristen nur bequem durch dieses Paradies fahren, so würden sie dahin wallfahrten, wie nach Florenz, Rom und Neapel.

Der Mangel an Heerstraßen in Sicilien ist sehr lästig; hat aber auch seine eigenthümlichen Reize. Da sich zu jenem, in natürlicher Folgerung, der Mangel von Gasthöfen gesellt, die man im Innern des Landes kaum dem Namen nach kennt, so fällt es der Gastfreundschaft zu, für Ersatz zu sorgen. Es gibt kein Land in der Welt, wo der gebildete Reisende zuvorkommendere und herzlichere Aufnahme findet, als in Sicilien. Es bedarf nur einer

Introduction bei einem angesehenen Hause, um gewiß zu sein, daß es ihm nicht an Empfehlungen für seine ganze Tour gebrechen werde, die ihm überall die Vorrechte und Annehmlichkeiten sichern, welche man dem Fremden nirgend so bereitwillig und mannichfaltig einräumt. Dabei findet sich in den höhern Klassen, weit allgemeiner als im übrigen Italien, ächte und zumal gelehrte Bildung, im Gegensatze zu Neapel, wo die vornehmeren Stände hinter einem geschmeidigen, äußerlich feinen Wesen, dem Würde und Charakter abgeht, häufig Unwissenheit und Rohheit verbergen. —

Palermo ist die Hauptstadt und zugleich das Herz Siciliens, in welchem die großen Pulsadern seines Lebens schlagen. Die Stadt liegt an der Nordwestküste der Insel, an einem kleinen Meerbusen, und wird durch zwei Forts gegen die Seeseite gut vertheidigt. Die Zahl der Einwohner, die in den glänzendsten Zeiten 300,000 überstieg, ist unter 150,000 gesunken; die Cholera raffte in den dreißiger Jahren allein 30,000 hinweg. Palermo ist prächtig gebaut und reizend seine Ansicht vom Meere aus, wie sie der Stahlstich uns zeigt; doch viel herrlicher noch ist der Fernblick auf Stadt und Meer von den benachbarten Höhen herab. Aus der Bay betrachtet, verlieren sich die Thürme auf der Folie der Berge, welche die Stadt umschließen. Hafen und Vorstadt erscheinen fast klein, und am erstern vermißt man das lebendige Gewühl des Neapolitaner Molo, das Gequäke der Policinells, die einförmige Stimme der Vorleser des Tasso, das Ausrufen der Früchteverkäufer, deren überreiche Vorräthe das lüsterne Auge ergötzen, und an den Marinaris (dem Schiffsvolk) die malerische rothe Kappe, welche in ganz Sicilien durch die nüchterne weiße Zipfelmütze verdrängt worden ist. Die platten Dächer haben auch aufgehört, und die häßlichen Hohlziegel des nördlichen Italiens sind ein eben so unerwarteter, als unangenehmer Anblick. Die ersten Straßen, welche man vom Hafen aus durchwandert, sind auch eng, winkelig und finster; genug, der erste Eindruck ist kein günstiger. Aber ehe die Täuschung sich dem Begriffe vertraut machen kann, betritt man die Hauptstraßen der Stadt, schreitet man über den herrlichen Corso und die Strada Marqueda, und sie verschwindet. Genannte Stadttheile und die Piazza Villena sind fast ganz aus Palästen gebildet, deren grandioses Ensemble reichlich ersetzt, was sie bei der Musterung im Einzelnen verlieren; denn die meisten dieser Prunkgebäude tragen das Gepräge der letztern Jahrhunderte zur Schau, Ungeschmack und Geistlosigkeit, die sich hinter einem Schwulst gedankenlosen Zierraths verbirgt. Wunderlich geschnörkelte und gebogene Eisenbalkone hängen vor jedem Fenster und werden von in plumpen Gestalten ausgemeißelten Consolen getragen; widerwärtige Karyatiden, gewundene Säulen und ähnliche Auswüchse des Zopfstyls verunzieren die meisten Façaden; das Ganze imponirt aber doch durch seine gewaltige Masse, und man erkennt Palermo, durch sein äußeres Erscheinen, sogleich als den Sitz einer reichen und mächtigen Aristokratie und als die einstige Residenz der Beherrscher des Landes, von den Byzantinern und Sa-

razenen an, bis auf die Normannenfürsten, die spanischen Statthalter und die Vicekönige Neapels. Königsstandbilder reihen sich längs der Marina und thronen auf einzelnen Plätzen; Fontainen sprudeln an den Straßenecken und Marmortafeln verkündigen die Namen ihrer Stifter: aber die Inschriften sind schwülstig, die Formen verzerrt, die Ornamente bei aller Ueppigkeit ohne Humor. Palermo hat auf die Ehre, der Sitz des schlechten Kunstgeschmacks zu sein, vollen Anspruch.

Unter der Herrschaft des Letztern hat auch das Große und Schöne aus früheren Jahrhunderten gelitten und die herrlichsten Werke der maurischen und gothischen Architektur sind von ihm vielfach angetastet worden. Die Kirche des Johannes in der Wüste z. B. hat von ihrer frühern Moscheenpracht bloß die Kuppel gerettet, der normännische Dom sogar ist durch plumpen Zierrath ganz verunstaltet. Nur die Kapelle Palatina von unvergleichlicher Schönheit entging den barbarischen Verbesserungen des 17. und 18. Jahrhunderts.

Aus dem Vorhergesagten läßt sich ahnen, daß Palermo an eigentlichen Kunstwerken nicht reich sein könne. Es hat zwar ein Nationalmuseum; aber die Sammlungen sind weder zahlreich, noch kostbar. Das Beste, was die Ausgrabungen in Selinunt ꝛc. liefern, kommt nie hierher, sondern wandert nach Neapel, oder in die Paläste der Briten, deren Agenten jeden bedeutenden Fund sogleich aufspüren. Aus dem Mittelalter sind die Porphyrgrabmäler der Hohenstaufen im Dom noch die bedeutendsten; aber, so berühmt sie auch sind, so ist doch ihr historisches Interesse größer, als ihr Kunstwerth. Im königlichen Schlosse machen die gefeierten antiken Bronze-Widder im Krönungssaale das einzige sehenswerthe Skulpturwerk aus. Reicher ist Palermo an Malereien, obschon bei weitem das Beste des hier Gewesenen von den fremden Herren, den Spaniern zumal, längst entführt worden ist. Die Hauptkirchen enthalten viele Bilder aus der Zeit Raphaels und die Hauptwerke von Vincenzo Romano Anemolo und Monrealese; auch ist im Oratorio del Rosario ein berühmtes Bild von Vandyk. In den Palästen ist keine Ausbeute. Sie sind mit den Fratzen des 17. und 18. Jahrhunderts behangen, vor welchen die nobeln Erzeugnisse der alten Kunst verschwanden.

Die Umgebungen Palermo's tragen den Zauber sicilianischer Landschaften an sich. Nirgends sind die Formen der Terrainverschiedenheiten launiger, mannichfaltiger. Große Strecken, welche mit Oelbäumen bepflanzt sind, andere, welche die Aloe als Zaun umspannt, Gärten, in denen die indianische Feige theils beetweise gezogen wird, theils in üppiger Freiheit durcheinander wuchert, traurige Zypressen, welche die Todtenäcker und einsamen Kapellen umgeben, kühne, von Normannen und Mauren gespannte Brücken über die reißenden Bergwasser und Schluchten, ferne Ruinen, Klöster und Burgen auf den Höhen, lachende Villen mit traubenschweren Veranden, einsame Vignen, von Bergströmen zerrissene Schluchten, deren

Wände die reichste Vegetation verschwenderisch bekleidet, fesseln den Blick bei jedem Schritt.

Unter den Sehenswürdigkeiten in der reizenden Umgegend nehmen die maurischen Schlösser Cuba und Ziffa, der Monte Pellegrino und die Villen der sicilianischen Großen um Bagaria die ersten Stellen ein. Jene beiden Denkmäler arabischer Herrschaft sind vollkommen erhalten und Ziffa wird noch jetzt bewohnt. Es ist die Residenz des Fürsten Sciarra. Von diesem Schlosse, welches seiner Zaubergärten und der Pracht seiner Ausschmückung halber schon von den arabischen Schriftstellern gepriesen wurde, führt ein unterirdischer Gang nach der Stadt. Die Aussicht von der mit Zinnen gekrönten Terrasse ist unsäglich schön. Das große Palermo, umgeben von einem Gürtel von Orangengärten, über denen sich schlanke Palmen schaukeln, das Meer, die dunkelnden Berge mit ihren Spitzen und Zacken, rückwärts eine tiefe Schlucht, in welcher Dörfer und Weingärten und Klöster aus dem grünen Laubgewebe hervorlauschen, die Stadt Monreale mit ihren Kirchen, — alles rundet sich zu einem der herrlichsten Panoramen Siciliens.

Den Wallfahrtsberg (Monte Pellegrino) mit dem berühmten Grabe und Kloster der heiligen Rosalie kennen wohl die meisten meiner Leser aus Goethe's plastischer Beschreibung, und aus eben diesem Grunde kann ich mir auch die der prächtigen Schlösser um Ongaria, unter welchen jenes des Prinzen Pallagonia bei den Palermitanern als höchste irdische Herrlichkeit gilt, dem aber in Wahrheit nur die Palme des Ungeschmacks gebührt, erlassen. Sühne für diese vom Aberwitz und Reichthum gegen Schönheit und Vernunft begangenen architektonischen Frevel gibt das Kloster Monreale. In dreifacher Windung zieht die Straße hinan, eingefaßt von Cactus und der Aloe, die ihr königliches Blüthenhaupt emporstreckt. Die Klosterkirche ist nicht bloß die schönste in ganz Sicilien, sondern in ihrer Art einzig in ganz Italien. Selbst die Marcuskirche Venedigs erreicht sie an Reichthum kaum und wird von ihr an edler Einfachheit und Reinheit des Styls weit übertroffen. Beim Eintritt in das Heiligthum blendet Goldgluth das Auge, und Minuten vergehen, ehe es fähig wird, vom wunderbaren Ganzen das Einzelne zu sondern und zu betrachten. Das Hauptschiff ruht auf antiken Säulen von größter Schönheit; alle Decken sind mit Roth, Gold und Blau, über welche sich lichtweiße Ornamente arabeskenartig hinziehen, ausgemalt. Goldblech bedeckt die Querbalken und faßt jedes Gesimse und jede Leiste ein. Die Seitenwände des Hauptschiffs sind mit der prachtvollsten Goldmosaik belegt, Scenen aus dem alten Testamente darstellend; Bilder aus dem neuen Testamente, ebenfalls in Goldmosaik, füllen die Altäre, die Chöre, die Seitenschiffe aus. Die Zeichnung an diesen Malereien ist vortrefflich. Alle Zwischenräume sind mit köstlichem Jaspis und Marmor ausgetäfelt; musivische Arbeit ziert Pfeiler und Bischofssitz im Chor; der Fußboden ist Mosaik aus Porphyr. Selbst der Kreuzgang

des Klosters war ursprünglich mit Bildern auf Goldgrund geziert; aber unter den räuberischen Händen der Zeit und der Menschen sind diese verschwunden.

Im Charakter der Palermitaner tritt der Typus des sicilianischen scharf ausgeprägt auf, und die lange Gegenwart der fremden Herrschaft hat hierin nichts geändert. Des Neapolitaners affenartiger Beweglichkeit und seiner gutmüthigen, für allen Scherz empfänglichen Laune, stellt sich das düstere, fast feierliche Wesen des Palermitaners schroff entgegen. Die Gesichtsbildung schon unterscheidet beide Raçen höchst auffallend und macht die Verschiedenheit ihres Charakters kenntlich. Die Palermitanische Physiognomie hat etwas Edeles, Stolzes; in ihrem dunkeln, beweglichen Auge lodert unheimliche Gluth; es ist ein Vulkan, der des Ausbruchs harrt. — Der Neapolitaner macht den Magen zu seinem Abgott; der Sicilianer dagegen ist nüchtern. Beide streben nach Erwerb ohne Arbeit; aber während der Neapolitaner auf die gemeinste Art bettelt, betrügt oder stiehlt, — läßt sich der Sicilianer höchstens zum Raube herab. Nur in Einem sind Beide gleich: in Bigotterie und im Eifer für Bilderdienst. Bei allen Angelegenheiten des Lebens verlangt der Palermitaner, daß der Himmel intervenire; bei jedem Geschäft sucht er die Heiligen in sein Interesse zu ziehen. Der Einfluß der Geistlichkeit ist daher unbeschränkt. Nirgends finden sich so viele Klöster in und um eine Stadt zusammengehäuft als in Palermo, und der Boden des Landes weit umher ist zur größern Hälfte kirchliches Eigenthum. Notorisch stehen die meisten Klöster durch unterirdische Gänge mit einander in verborgener Verbindung. Reinlichkeit ist in Palermo nicht zu Hause; so wenig als in Neapel. Dort, wie hier, beleidigen das Auge des an Ordnung und Sauberkeit gewöhnten Nordländers die Zeichen der Unsauberkeit in jeglicher Wohnung, und selbst die Paläste der Großen lassen schneidende Kontraste von Pracht und Schmutz bemerken. Die Sucht, mit einem zahlreichen Schwarm von Faullenzern in betreßtem Rocke zu glänzen, macht sich in den Antichambren widerlich breit. Daneben aber ist große Negligence augenfällig, und in den prächtigen Sälen, ja sogar auf den Balkonen der Paläste, sieht man wohl auf querüber gezogenen Leinen die Leibwäsche der Eccellenza trocknen. Artigkeit und seltene Zuvorkommenheit gegen Fremde sind indessen unter den vornehmen Klassen allgemein, und der Forestiero findet am Palermitaner, hätten beide auch nur leichte Bekanntschaft an einem öffentlichen Orte mit einander geknüpft, den gefälligen Cicerone zu allen Merkwürdigkeiten in und außerhalb der Stadt. Ein eigenthümlicher Zug des Palermitaners ist's, den Fremden ohne Umstände zum Vertrauten zu machen, zumal zum Mitwissenden seiner Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen, die des Palermitaners Seele ausfüllt; denn sein Stolz auf sicilianische Nationalität fühlt sich durch hundert Dinge verletzt, und der Groll gegen die neapolitanische Herrschaft ist ohne Maß und Ziel. Beide Völker überhäufen sich bei

jedem Anlaß mit Schmähungen, und das ſicilianiſche, als der untoleranteſte Theil, iſt jederzeit der Gelegenheit gewärtig, das Joch abzuſchütteln, mit welchem ſich zu befreunden es niemals lernen wird.

Bei alle dem iſt das Leben des Volks in Palermo voller Genuß; und fröhlich und ſorglos ſchwingt es ſich durch die ihm beſchiedene Spanne Zeit. An heitern Abenden hört man überall Muſik, auf dem Corſo und den Piazza's fliegen Leuchtkugeln, praſſeln Raketen, Geſang und Guitarre ertönen und ſchwirren an allen Fenſtern bis tief hinein in die Nacht. Wer Herr ſeiner Zeit iſt und zu den Glücklichen gehört, die frei ihren Aufenthalt wählen können, der ſäume nicht, ein Jahr auch in Palermo zu weilen, und wenn er zu leben weiß, wird er es gewiß zu den genußreichern ſeines Daſeins zählen.

FORT FANARAKI im BOSPORUS

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbhn.

Eigenthum d. Verleger.

Im Bosporus.

Des Italieners Wort: „Hast du Neapel gesehen, so magst du sterben!“ ist mit noch tieferem Sinn auch auf Stambul anzuwenden. Aber so wenig wie dort gilt es auch hier der Stadt selber. Konstantinopels Bauart ist, nach europäischen Begriffen, eine ganz abscheuliche; die engen, krummen Straßen voller Schmutz mit ihren gebrechlichen, hölzernen Häusern, deren Giebel mit einander zu kosen scheinen, machen das Häusermeer, welches, wie im alten Rom, sieben Hügel bedeckt, eher einem Lagerplatz ähnlich, als der Metropole eines großen Reiches, und man denkt dabei unwillkührlich an die Zelt- und Barackenstädte der Mongolen und turkomannischen Horden, welche Konstantins östliches Weltreich zerstört haben. Der Zauber, die magnetische Anziehungskraft Stambuls, die fast überirdische Herrlichkeit, von der die Dichter aller Zeit reden, ist in der wunderbaren Schönheit der Umgebung zu suchen, in dem Bildercyklus; den die Natur mit ewiger Meisterschaft zwischen den Pontus Euxinus und dem goldnen Horn den Sterblichen zur Betrachtung und zum Genuß aufgestellt hat. Hier hat des Schöpfers Hand Alles allein gethan und die Herrlichkeit seiner Werke spottet jedem Versuche, mit der Feder oder dem Pinsel sie nach Gebühr zu preisen. Da ist kein Maß und kein Maßstab zu finden.

Es kann mit dem Zweck meines Buches sich nicht vereinigen, von den Panoramen zu beiden Seiten des Bosporus — vom thracischen Hügelland, wie von der anatolischen Berg- und Waldzone, — ausführliche Schilderungen zu geben, und die Namen und Beschreibungen aller Ortschaften, Lustschlösser, Thäler und Berggelände, Eilande, Buchten und Vorgebirge in diesem Paradiese den Lesern vorzuführen. Ich ziehe es vor, ihnen von Zeit zu Zeit einige Blumen dieses entzückenden, in ihrer Mannichfaltigkeit überschwenglichen Flors zu zeigen. Meine flüchtigen Skizzen geben einer lebhaften Phantasie weiten Spielraum. Der Leser mag sich die mit leichten Strichen angedeuteten Einzelheiten dieser Tempebilder — das Koncert der murmelnden Quellen und der rauschenden Bosporusfluth, das Blumenmeer in den Gründen und Auen, die schlanken, in langen Reihen über die Höhen fortziehenden Zypressen, die Schlösser, Dörfer und Ge-

höfte umhüllenden Fruchtbaumgruppen, den Duft der Rosenhaine und die luftige Pracht der Pinien, den Schirm der Dattelpalme und das dichte Laubdach der Platanen, die, Schatten spendend, von den Höhen winken, das Spiegeln des Vollmonds und das Geflunker der Sterne in den Wogen, das Zirpen und Summen von Millionen Käfern in lauer Nacht, das Aufhüpfen und Geplätscher der Fische in den spiegelnden Gewässern u. s. w., selbst dazu denken, und, wenn er will, seine Einbildungskraft noch hinter den vergitterten Fenstern der Schlösser und Kiosks des Padischah und der Veziere in den von Rosenduft durchfächelten Gemächern auf seidenen Divanen schwelgen lassen.

Ich führe heute den Leser vom Pontus Eurinus (schwarzen Meere) herein durch das hohe Felsenthor in die mäandrische Enge. Wie herrlich hat da die Natur beide Gestade gezimmert! Wie die Höhen aufschwellen aus der Tiefe, bald rundkuppig, bald in leichter Schwingung, bald eingemuldet, bald sanft ansteigend, bald schroff und kühn mit hohen Wänden von braunem Gestein, bald mit niedrigem Felsrand, der gedeckt ist mit weichem Moos und umsponnen von Epheu und wildem Wein! Bald suchen sich die Ufer sehnsüchtig, als wollten sie sich küssen; bald weichen sie wieder zurück, weite Buchten bildend, wo ganze Flotten Schutz und Ankergrund finden; bald geben sie ein Bild tiefer Einsamkeit mit Feld, Wald und Wiese — bald wieder ein Gemälde der reichsten Staffirung mit Schlössern, Vesten, Ortschaften oder altersgrauen Burgen. Es ist ein ewiger Wechsel — so schnell und plötzlich, als im Theater bei dem Verschieben der Coulissen.

Seht das Bild an — ein schwacher Schatten der Wirklichkeit — und doch wie schön! Es stellt die Partie des Bosporus dar, wo auf europäischem Ufer die stattlichen Forts Rumeli Kawah und Fanaraki im Glanz der Sonne schimmern; ihnen gegenüber auf der Küste Kleinasiens die Vesten Madjar Fabiassi, weiter hin Riva. Letztere bewahrt die alttürkische Gestalt, Fanaraki dagegen prangt mit moderner Zuthat, mit neuen Kasernen, einem Kommandantenhause und einer hochragenden Seeleuchte, um welche sich die alten Festungswerke gruppiren, welche die Genuesen vor 6 Jahrhunderten zur Stütze ihrer damaligen Herrschaft auf dem schwarzen Meere und seinen Küsten errichteten. Alle genannten Forts bilden ein Glied der Kette von Befestigungen, welche vom Pontischen Thor bis zur Stadt des Konstantin reicht, der Arena, wo sich die Mächte der Erde vor wenigen Jahren Schach boten. Kein Wunder, daß sie wegen dieses Kleinods sich schon bei Lebzeiten des Erblassers in den Haaren lagen! Hat man doch schon vor anderthalb Jahrtausenden die Brücke zwischen Asien und Europa als den natürlichen Sitz der Weltherrschaft betrachtet und in der Uebertragung des Throns derselben von der Tiber zum Bosporus eine Eingebung Gottes sehen wollen! Wo fände sich auch eine solche Lage zum zweiten Mal wieder, so gemacht wie die von Konstantinopel für den Austausch der Erzeugnisse aller Länder, so im Mittelpunkt aller 4 Himmelsge-

DIE CITADELLE VON AGRA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

genden, so geeignet zum Markt und Stapelplatz für jedes geistige und materielle Gut der Menschheit?

Das Gelüste ist groß, und der Lusttragenden sind nicht wenig. Aber wie die Alten sagen: „Es ist nicht Jedermanns Sache, nach Korinth zu gehen". Die Osmanli sind nicht galvanisirte Leichname, wie manche Leute noch immer schwatzen, als wäre die Geschichte dieser Zeit gar nicht vorhanden. Es sind robuste, derbe Naturen, die an Lebensfähigkeit manche jener Erbschaftsprätendenten überdauern möchten, welche sich jetzt in ihr Haus drängen, um ihnen den Puls zu fühlen. Konstantinopel, von einem solchen Volke vertheidigt, wie wir es in den Waffenplätzen und Niederungen der Donau gegen des Czaren Heere kämpfen sahen, ist mit seiner Festungskette, — von den Dardanellenschlössern an, bis zur letzen Batterie, welche auf dem äußersten Promontorium des Bosporus gegen den Eurinus Front macht, — die großartigste, unbezwinglichste Festung des Erdbodens, und zu zweifeln oder zu leugnen, daß die Türken um dieß Heiligthum ihrer Herrschaft den letzten Para und den letzten Blutstropfen wagen werden, kann nur Denjenigen einfallen, die überhaupt keinen Glauben mehr an die Macht der Ideen haben, mit welcher Religion, Nationalität und Unabhängigkeitsstolz mannhafte, ehrenhafte, unverdorbene und unentnervte Völker durchdringen.

Agra.

Agra, in einer paradiesischen Gegend am Jumna (einem Nebenflusse des Ganges), war einst Hauptstadt Hindostans. Nicht ganz so groß, aber noch prachtvoller, als Delhi, umschlossen seine Mauern 60,000 Häuser, 1900 Paläste, Tempel und öffentliche Bäder. Eine halbe Million Einwohner belebten seine Straßen, und Reichthum und Luxus hatten hier eine Höhe erreicht, welche unglaublich erscheinen würde, gäben nicht davon die meilenweiten Trümmer der meist von weißem Marmor oder kostbarem röthlichen Porphyr aufgeführten Prachtgebäude noch heutigen Tages die unwiderlegbaren Beweise. Was die indische Geschichte uns von der Kaiserstadt ehemaligem Glanze und ihrer Herrlichkeit, an's Fabelhafte grenzend, erzählt, findet in den Trümmern derselben volle Bestätigung.

Die Blüthezeit Agra's fällt in das 16. Jahrhundert. Unter der Regierung Akbars, eines Enkels Baburs, des Stifters des Großmogulreichs, wurde es die Residenz der Kaiser, welchen Vorzug es später mit Delhi theilte. Die Erpressungen von 60 Millionen arbeitsamer Unterthanen, die ungeheuern Einkünfte von 10,000 Quadratmeilen Kornländereien, flossen hier zusammen und häuften, durch den verschwenderischen Kaiserhof eben so schnell, als sie einkamen, wieder vergeudet, binnen wenigen Jahrzehnten die größten Reichthümer unter den Einwohnern auf. — Agra's Glanz fing an zu erbleichen, als der grausame Usurpator Aureng-Zeyb sich das prächtige, jetzt auch verödete Aurungabad als Residenz erbaute, als ihm, während seiner fünfzigjährigen Herrschaft, die meisten Großen dahin nachfolgten. Nach des Tyrannen Tod (1707) kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Von 12 seiner Nachfolger wurden 9 ermordet, oder kamen im Kampfe gegen innere und äußere Feinde um. Agra wechselte in dieser Zeit mehrmals die Herrschaft. Brandschatzungen und Erpressungen aller Art nahmen kein Ende. Die Dschatten, ein rohes, indisches Bergvolk, die allgemeine Verwirrung im Reiche benutzend, überfielen (in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) die Kaiserstadt, nahmen sie mit stürmender Hand ein, plünderten und verheerten sie. Der furchtbare Nadir Schah mit seinen Persern, später die Afghanen und Maratten vollendeten das Werk der Zerstörung. Mord, Raub und Brand herrschten, verwüsteten und verödeten damals das ganze herrliche Mogulreich, und Agra und Delhi theilten nur das allgemeine Verderben. —

Jetzt ist Agra eine Kreisstadt des britischen Indiens, zur Präsidentschaft Kalkutta gehörend. Die Bevölkerung ist bis auf 60,000 zusammengeschmolzen. Sie nährt sich größtentheils von Seide- und Baumwollenweberei. In neuerer Zeit hat sich indeß der Wohlstand der Einwohner unter dem wohlthätigen Einfluß der britischen Herrschaft und des Friedens wieder gehoben, und auch ihre Anzahl nimmt wieder zu. Aber niemals kann der Ort wieder werden, was er gewesen; denn sein Glanz war das ungeheure Erzeugniß der unumschränktesten Gewaltherrschaft, — das Produkt von Verhältnissen zwischen Beherrscher und Beherrschten, welche sich, zum Glück für die Menschheit, da, wo Englands Civilisation einmal Wurzel geschlagen, nicht wieder erneuern können. —

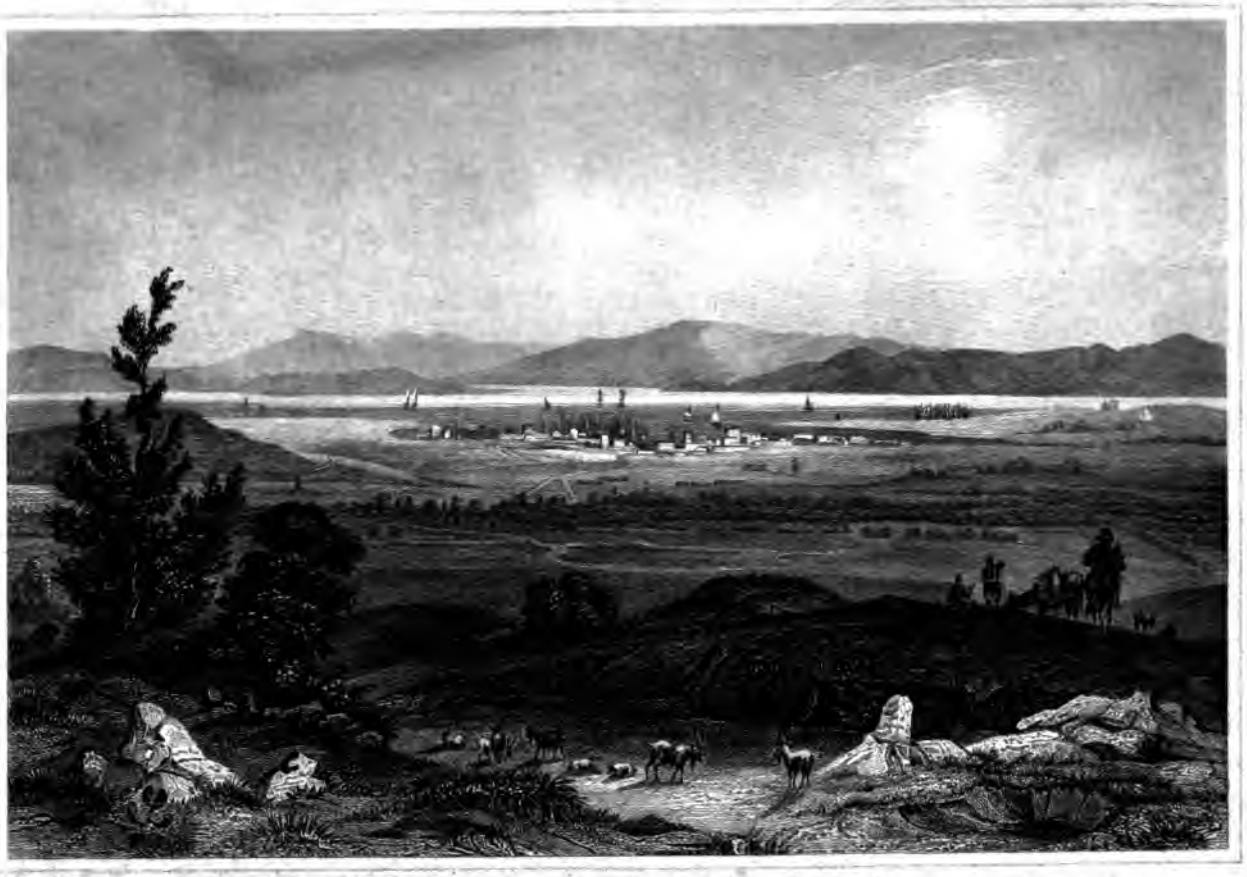
Agra's Trümmerwelt enthält die schönsten Denkmäler indischer Baukunst, deren Betrachtung eben so sehr durch Großartigkeit der Anlage, als durch Erhabenheit des Styls, Staunen einflößt. Das berühmteste und bewundertste von allen ist das Mausoleum der Kaiserin Zemani, — Taj-Mahal. Es liegt eine Meile südlich von der Stadt hart am Jumna und wurde von Kaiser Jehan, sich zum Trost und seiner geliebten Frau zu Ehren, erbaut. Der Weg dahin führt längs dem Strande an den Ruinen der Paläste vorüber, in denen unter Akbar dem Großen die Vornehmen residirten, Mauern, so kolossal und fest, daß sie aller Gewalt zum Trotz sich

erhalten haben. Man sieht Trümmer von 10 Fuß Dicke und mit einem Cement verbunden, der nur durch Pulver gesprengt werden kann. Endlich erreicht man das Gebäude, das, schon aus weiter Ferne sichtbar, wie ein silbernes Zauberschloß erscheint. Es ist ein erhabener Dom, von vier 120 Fuß hohen Minarets umgeben, und von ausgezeichnetem Mauerwerk. Ganz von blendend weißem, fast durchsichtigem Alabaster erbaut, ist es, trotz seiner riesigen Verhältnisse (sein Umfang mißt 1600 Fuß!), so kunstreich gearbeitet, daß in dieser Beziehung kein ähnliches Gebäude auf der Erde sich mit ihm vergleichen läßt. Alle Wände sind von außen und innen geschliffen und polirt, so vollkommen, daß man sich in ihnen wie in einem Spiegel besehen kann. Man tritt von der Ostseite durch ein hochgewölbtes mosaikartig erbautes Thor in den äußern Hofraum, den eine hohe Mauer aus rothem Sandstein mit vier Metallthoren umschließt. Hier liegen die Wohnungen der Aufseher, die gastlichen Räume für die Reisenden, welche dieß Wunderwerk besuchen. An der südlichen Seite führt ein zweites, noch großartigeres Thor mit Metallthüren in den von hohen Mauern eingeschlossenen Garten; gewölbte Hallen bilden die Einschließung nach der Gartenseite. Eine Allee alter Cypressen, zwischen welchen Marmorbecken, Springbrunnen und Blumenbeete sich befinden, führt in gerader Linie zu einer Marmortreppe, die auf eine große Plattform leitet, über welche sich der erhabene Dom mit seinen zierlichen schlanken Minarets erhebt. Der Garten, stets mit reich duftenden Blumen besetzt, soll ein Bild des ewigen Frühlings geben, und unter dem Schatten der anmuthigen Tamarinden, der Bananen, Pipala- und Mangobäume der Wanderer Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen finden. Die Taj-Mahal bildet ein Achteck, über welchem die Domkuppel mit 70 Fuß Durchmesser ruht und mit Arabesken und Blumengewinden zierlich ausgelegt ist. Das Innere besteht aus einem mächtigen Gewölbe, zu dem das Licht durch gitterartige Marmorfenster von oben hereinfällt, und wird von den vier Hauptseiten von eben so viel gewölbten Vorhallen umgeben. Es ist mit Mosaiken und dem prachtvollsten Edelsteinschmuck überdeckt, welcher, der Idee des Paradieses im Koran gleich, gleich einer Laube in den künstlichsten Blumenfestons und Fruchtstücken aller Art die Wände ziert; selbst das Verhallen der Töne in diesen magischen Räumen ist ein flötender Wiederhall. In einer der schönsten Blumen zählt man allein 72 Edelsteine. Die gefeierte Leiche ruht, von einem Marmorsarge umschlossen, in den unteren Gewölben, und der Prachtsarg, im reichsten Mosaik geschmückt, steht in der großen Halle, geschützt durch ein Marmorgitter. Elf Jahre ist an diesem Zauberschloß gebaut worden, und vieler Jahre mehr bedurfte es bis zur gänzlichen Vollendung: alle Provinzen des Reiches lieferten ihren Tribut und wetteiferten in Sendung von Kostbarkeiten. Zur Erhaltung dieses Monuments wurden die Einkünfte von 30 Ortschaften bestimmt. Ein Chor von Priestern brachte die täglichen Opfer, Sänger und Musiker waren angestellt und eine Garde zur Bewachung des Gebäudes

bestimmt. Jetzt sind Wächter und Gärtner angestellt, des Sonntags sieht man die Fontainen springen und Hunderte von Menschen in diesen ernsten Räumen sich bewegen. Die Minarets stehen vereinzelt an jeder der Ecken; in ihrem Innern führt eine Wendeltreppe von 162 Stufen zur höchsten Spitze. Von der obersten Gallerie einer dieser Minarets genießt man die schönste Aussicht. Zur Zeit des Sonnenauf- und Unterganges oder wenn der Glanz des Mondes den Feenpalast beleuchtet, herrscht hier die feierlichste Stille, die Luft ist dann mehr als je von dem aromatischen Duft der Blumen erfüllt, ein magischer Schein, ein mährchenhafter Reiz ist über die wunderbare Schöpfung ausgebreitet, der Jumna windet sich wie ein Silberstrom durch die grüne Landschaft, die Ruinen von Palästen und Grabmälern werfen geheimnißvolle Schatten, und Agra mit seinen Minarets und zierlichen Marmorschlössern liegt von einem zauberhaften Schleier übergossen, unter dem die vielen Lichter des Strandes und der Bazare gleich kleinen Sternchen glänzen. Aber es ruht auf diesem Punkte der Erde ein solcher Ernst, eine so tiefe Melancholie, als könne der Mensch zu keiner seligen Freude, zu keinem reinen Genusse der Gegenwart kommen. Das ist Taj-Mahal. Ein neuerer Reisebeschreiber, der den Wunderbau sah, bekennt, er habe, hingerissen von der wunderbaren Schönheit des Kunstwerks, geweint bei dem Gedanken, daß es schutzlos Preis gegeben sei der Zerstörung der Zeit und der Elemente. — Der Mann, der dieses Denkmal menschlicher Kunst, mehr noch aber fürstlicher Eitelkeit und nutzloser Verschwendung, für seine Gemahlin aufrichten ließ, ist ein belehrendes, warnendes Beispiel der Veränderlichkeit irdischen Glücks. Sein Erbauer, Kaiser Jehan, der Vater des schrecklichen Aureng-Zeyb, starb entthront und von Henkers Hand im Kerker.

Auch die Citadelle von Agra gehört zu den großartigsten Bauwerken Indiens aus der Mongolenzeit. Sie hat über eine Meile Ausdehnung und ist mit doppelten Wällen versehen, deren äußerer nach der Flußseite 80 Fuß Höhe hat. Der innere Raum besteht aus drei Höfen, die mit Gallerien, Portiken und Thürmen versehen sind. Im dritten derselben befinden sich der Marmorpalast des Kaisers, die Bäder, sein Harem, eine Moschee (Mothy Musjet), der Palast seines Sohnes, die Palmen- und Blumengärten. Alles ist aus dem schönsten Marmor gebaut, die Kuppeln vergoldet oder mit blauer Emaille bedeckt. Die Gemächer des Kaisers sind klein, aber ungemein luftig und freundlich. Gewölbte Veranda's, von zierlichen Säulen getragen, und Fenster, aus durchbrochenen Marmorgittern bestehend, liegen nach dem Flusse. Die übrigen Räume der Citadelle beherbergen jetzt die Waarenmagazine der Briten und eine Kompagnie Sepoys, welche die tägliche Wache bildet.

Ganz einzig in ihrer Art und eine wahre Perle unter den Bauwerken Indiens ist die schon erwähnte Mothy Musjet, die Moschee des Kaisers Akbar, im Festungspalast neben den Gärten gelegen. Nicht die reiche ver-



Der PIRAEUS
(Griechenland)

schwenderische Baupracht ist es hier, welche zur Bewunderung hinreißt, sondern der edle einfache Styl, von dem das Auge entzückt wird. Kein Mörtel, kaum eine Fuge ist an diesem, aus glänzendem Alabaster erbauten Tempel sichtbar. Kolonnaden aus weißem Marmor umgeben den mit glatten spiegelnden Marmorplatten belegten Vorhof, in dessen Mitte ein kleines Bassin zu den Abwaschungen für die Betenden liegt, und sieben offene Portale führen in die von kantigen Säulen getragenen heiligen Hallen. In den Strahlen der Sonne glänzt das Gebäude in den schillernden Farben der Perlmutter, und wenn die Sage im Volke von faustgroßen Perlen erzählt, mit welchen die Mothy-Moschee eingefaßt gewesen sein soll, so mag man, beim Anblick der wirklichen Pracht es ihr zu gute halten.

Der Pyräus, Hafen von Athen.

Welten hat das alte Griechenland geschaffen, Götter-, Helden- und Geisterwelten. Das große Epos seiner Geschichte, der Olymp, die Gesänge Homers, die Werke des Aristoteles und des Plato und der großen Dramatiker sind diese Welten. Aufgethan sind sie den Geistern und Genien des Geschlechts seit Jahrtausenden und werden es erfreuen, bilden, erwärmen und trösten bis an's Ende seiner Tage. Was geht mich das Griechenland an, wie es heute aussieht, die Race mehr slavischen und illyrischen, als hellenischen Ursprungs, welche es heute bewohnt? was kümmert mich das bayerische Königsschloß neben dem Säulenhaus des Theseus und die geschnürte Adjutantenschaar, welche den Wagen der Majestät aus Oldenburg durch des Hadrian Siegesthor nach der Villa begleitet, auf deren Stätte Sokrates und Plato Weltweisheit lehrten? Was bedeutet es denn, ob an dem Parthenon die Krähe oder die Schwalbe ihr Nest baut, oder ob auf der Ebene von Troja der Esel oder die Ziege weidet? Auch wenn keine Krähen und keine Schwalben nisteten, und kein Esel und keine Ziege graseten, würde ein Parthenon sein und ein Troja, und Götter und Helden und Homer.

Südwestlich von der Ebene, in welcher das neue Athen im Halbkreise um die Felsen der Akropolis sich gebettet hat, streckt sich eine hügelige Halbinsel weit in das Meer hinein, deren ausgezackte Küste den Athenern jene sichern und geräumigen Häfen gewährte, welche die Flotten aufnahmen, die der athenienſiſche Handel erforderte, auf denen unſterbliche Helden ihre Siege gegen die Feinde des Vaterlandes errangen und griechiſches Leben und griechiſche Geſetze durch Koloniſation und Eroberung in das Abendland getragen wurden. Bis zu den Perſerkriegen hatte der öſtliche und nächſte, der Phaleron, genügt. Themiſtokles gründete den pyräiſchen Hafen, deſſen großer Umfang der erweiterten Seemacht der Athenienſer angemeſſen war. Später wurde auch die nördlichere Bucht Demos Pyräus als Hafen benutzt und noch ſpäter dem dicht daneben liegenden Buſen von Munychia die nämliche Beſtimmung gegeben. So bekam das alte Athen vier Häfen, welche ſämmtlich durch doppelte Mauern mit der Stadt verbunden waren. Gegenwärtig iſt nur der Pyräus für größere Schiffe zugänglich; die übrigen Häfen ſind verſandet und ihre Gebäude ſind ſammt den Mauern, welche ſie mit der Stadt der Minerva verbanden, von der Erde verſchwunden. Eine chauſſirte Straße führt vom Pyräus nach dem neuen Athen, das zwei Stunden entfernt liegt.

Seitdem Athen der Centralpunkt des neuen Königreichs geworden iſt und, als Sitz der obern Civil- und Militärbehörden, einige Entwickelung erhalten hat, hat ſich auch der Hafen des Pyräus, der faſt verödet war, belebt, und neben den altergrauen Thürmen und Mauern des Mittelalters iſt eine kleine, freundliche Stadt entſtanden mit Zollamt, Magazinen und Gaſthäuſern. Zur Sommerzeit, wo die Dampfſchiffe die Züge der Touriſten aller Nationen nach Hellas führen, wogt hier ein buntes Leben. Außer der Saiſon aber iſt es deſto ſtiller und die reicheren Geſchäftsleute verbringen den Winter gewöhnlich in Athen.

Das Moselthal.

Die deutschen Fürsten der Kirche waren keine Thoren. Wo sie ihren Krummstab hingesteckt, da war gewiß gut wohnen. Unsere schönsten Länder, die eigentlichen Weinländer namentlich, waren ihnen unterworfen. Am Mittelrhein stießen Würzburg, Kurmainz und Kurtrier zusammen, und in deren Gebiet fielen die köstlichsten Rebgelände. Der Winzer war damals ein beneideter Mann, denn er spekulirte auf die Schwelgerei der unzähligen deutschen Fürsten, Grafen und Edeln, der Aebte und Prälaten, und auf die Kehlen der behäbigen, mannhaften Handwerker und Kaufherren der Städte. Die Feinschmecker bezahlten vor 300 Jahren die guten Jahrgänge und Lagen, in Rücksicht auf den Werth des Geldes, zu jenen Zeiten weit theurer, als gegenwärtig, und auch ein geringeres Gewächs und ein schlechterer Jahrgang hatte noch einen lohnenden Preis. Das ist jetzt anders. Die geistlichen Fürstenthümer sind verschwunden, statt des Krummstabs sieht man die Wappenschilder mit allerhand Bestien, den Löwen, Wölfen und Greifen, den Adlern und den Geiern der ungeistlichen Fürsten und Könige, und mit dem neuen Regiment sind neue Abgaben, Plagen und Quälereien gekommen. Die einst so beneideten und gesegneten Weinländer herbergen ein armes, herabgekommenes Volk, das den Getreidebauer glücklich preist, und unter dem Mißverhältnisse der guten Weinlesen zu den schlechten und des veränderten Geschmacks, welcher einen Trunk guten Bieres einem Becher sauren Weines vorzieht, darbt und verdirbt. Wenn man noch vor hundert Jahren der Möglichkeit gedacht hätte, die Rheingauer, die Bewohner des Moselthales, die Winzer im Maingrund würden schaarenweise in die Wildnisse Amerika's auswandern, um zu versuchen leichteren Herzens ihr Brodkorn auf dem frisch gerodeten Boden zu erbauen, man hätte einen solchen Propheten in's Narrenhaus verwiesen. Und doch ist es so; schaarenweise hat der Winzer seine alte liebe Heimath verlassen, — Obstgelände treten an die Stelle der Rebengelände, und selbst in der Nähe des Johannisbergs hat das schmutzige Kartoffelkraut auf Feldern, die ehemals dem Weinbau ausschließlich gehörten, die Rebe verdrängt. Um leben zu können, muß jetzt der Winzer Mehrerlei treiben: ein Gewerbe oder ein Händelchen und dazu

mehr oder weniger Ackerbau. Bei dieser getheilten Wirthschaft mit zersplitterten Kräften kann freilich auch nur wenig Segen kommen. —

Unter den deutschen Weinländern ist das Moselthal und die Pfalz am besten dran.

Man kann das Moselthal*) von Trier bis Koblenz als einen sehr schmalen Landstreifen betrachten, der — die Krümmungen des Flusses nicht mit eingerechnet — etwa 13 Meilen lang und dabei im Durchschnitt von der einen Thaluferhöhe zur anderen, so weit zu beiden Seiten der Weinbau geht, etwa eine Meile breit ist. Das Ganze hat also einen Flächenraum von 13 Quadratmeilen. Auf diesem Streifen gibt es wenigstens 200 menschliche Wohnorte, Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Klöster, deren Gesammtbevölkerung (Koblenz und Trier eingerechnet) man wohl auf 130,000 Menschen anschlagen kann. Demnach kommen hier auf jede Quadratmeile etwa 10,000 Seelen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, wie man sie zu beiden Seiten des bezeichneten Striches weit und breit nicht findet.

Der Rhein von Bingen bis Bonn durchbricht das rheinische Schiefergebirge in einer Richtung, welche mit den Schichten dieses Gebirges parallel geht, oder in einem sogenannten Längenthale. Sein Thal und Lauf sind in Folge dessen ziemlich gerade gerichtet. Die Mosel dagegen durchbricht die Schichten dieses Gebirges von der Seite her oder der Quere nach in einem sogenannten Querthale. Ihr Lauf ist daher wie der Lauf aller in Querthälern strömenden Flüsse sehr vielfach gewunden. — Die Krümmungen des Flusses sind in der That so groß, daß, obschon die direkte Entfernung von Trier nach Koblenz nur 13 Meilen ist, sich dieselbe bei einer Messung längs der Ufer des Flusses fast verdoppelt. Es scheint zuweilen, als wolle er wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, wieder zu seiner Quelle zurück. Vermittelst dieser Krümmungen schneidet er aus dem Festlandkörper eine Menge von Halbinseln von sehr mannichfaltigen Figuren heraus, auf denen man, wenn man sie zu Fuße durchkreuzt, sehr schnell von einem oberen Flußpunkte zu einem anderen gelangen kann, während man auf dem Flusse selbst oft sechs Mal größere Umwege machen muß.

Daß in Folge dieser Krümmungen die Scenerie am Flusse, wie an einem vielgewundenen Bergpfade, mannichfaltiger werden muß, leuchtet Jedem ein. Der Fluß wird dadurch gleichsam in eine Menge Stücke zerschnitten. Oft ist der Abschnitt so klein und sind die Enden desselben hinter Bergen so versteckt, daß man bei einer Wendung glaubt, man sei in einen Sack gerathen, man befinde sich auf einem kleinen, einsamen Bergsee, fern und abgelegen von aller Welt, bis dann auf einmal bei einer neuen Wendung

*) Nach Kohls Schilderung.

der Zusammenhang mit der übrigen Welt sich wieder herstellt. — In dem inneren Busen jener Krümmungen ist der Fluß gewöhnlich mit voller Gewalt gegen die Felsen gestürzt, welche ihn zur Umkehr zwangen, und hat sie angenagt. Sein Bett ist hier daher tief ausgehöhlt, die Thalwände sind schroff und steil abgeschliffen, während die gegenüberliegende Halbinsel, von welcher sich der Fluß zurückzog, niedriger und flacher ist, mit gelinde absteigenden Uferlanden gegen den Fluß ausläuft und oft den fruchtbarsten Wiesenboden rings um sich herum angesetzt hat. Es bieten sich in Folge dessen auf beiden Uferseiten der Krümmungen immer die reizendsten Gegensätze dar; auf der einen hochaufgetempelte und vielfach terrassirte Felsengelände, von oben bis unten entweder mit dunkler Buschwaldung oder mit zahllosen Weingärtchen besetzt, dann und wann auf einem besonders schroffen Vorsprunge eine alte Burgruine und auf der anderen Seite die flachere Halbinsel mit weidendem Vieh, mit kleinen Aeckern und rings am Saume des niedrigen Flußufers die Flecken oder Dörfer.

Ohne diese Flußkrümmungen würde sich der ganze Anbau des Thales einförmig darstellen. Wald-, Wiesen-, Ackerbau und Viehzucht auf der einen nach Norden gerichteten Seite, Garten-, Gemüse-, Obst- und Weinbau auf der anderen. Jene Windungen bewirken nun aber eine äußerst mannichfaltige Stellung der Ufergelände zur Sonne und bringen fast jeden kleinen Abschnitt des Flusses und Thales in andere klimatische Verhältnisse. Hier ist ein kleiner, eine oder zwei Stunden langer Busen, dessen Abhänge ganz nach Süden gekehrt sind, in dessen Felsgeklüfte die Sonnenstrahlen heiß reflektirend zusammenschießen, und der für den Wärme verlangenden Wein ganz vorzüglich gelegen ist. An diesen Abhängen ist dann jedes Fleckchen für den Weinbau in Anspruch genommen und mit Reben besetzt. Bald ist ein solcher Busen auf der rechten Seite des Flusses, bald, wenn dieser eine seiner kapriciösen Windungen ausführte, wieder auf der linken. Solche ganz dem Süden zugekehrte Busen erzeugen dann die schönsten Weine, und hier strebt Jeder ein kleines Gebiet zu gewinnen. Es gibt andere Felsenwände, die mehr nach Südosten oder Osten, oder nach Südwesten und Westen gerichtet sind, und welche die Strahlen der Sonne im Laufe des Jahres unter sehr mannichfaltigen Winkeln empfangen. Sie erzeugen die mittleren Weinsorten. Endlich gibt es auch Abhänge, die ganz dem Süden abgekehrt und geradewegs dem Nordpol zugewendet sind. Diese liegen entweder ganz oder doch einen großen Theil des Tages und Jahres im Schatten. Sie sind kalt und dem Weinbaue unzugänglich. An solchen nördlich gerichteten Abhängen findet man fast nur die Produkte, die Kulturen und die Vegetationen des Hundsrücks und der hohen Eifel. Sie sind mit den sogenannten „Lohhecken" oder „Rodehecken" bedeckt, d. h. mit niedrigem Eichengebüsch, das die Moselaner, wie die Hündsrücksbewohner schälen, um die Rinde an die Lohgerber zu verhandeln. Fünfzehn Jahre lassen sie die Gebüsche wachsen, dann hauen sie sie um, benutzen das gewonnene Holz

zu Stäben ꝛc. bei ihrem Weinbaue und verbrennen den Rest, indem aus der Asche und aus den alten Wurzelstöcken die Zweige dann wieder um so kräftiger hervortreiben. Die Lohe oder Eichenrinde dieser Gegenden wird weit und breit verschifft, und die Lohe- oder Rodehecken des Moselthales bilden daher einen nicht unwichtigen Zweig der Landwirthschaft der Thalbewohner. Manche Dörfer lösen jährlich für 20,000—30,000 Thaler an Lohe und Holz aus ihren Rodehecken. — Jeder Weingartenbesitzer muß nun auch ein wenig Wiese und Graswuchs für sein Vieh haben, wo möglich auch etwas Acker und Garten oder Waldland, und da er beides immer auf beiden entgegengesetzten Seiten des Thales zu suchen hat, so muß er daher auch auf beiden Seiten des Flusses besitzlich werden. Daher ist auch in jeder Wirthschaft ein Nachen fast so nöthig wie anderswo ein Wagen, um bei der Aernte die Trauben, oder das Heu, oder die Lohe, oder das Getreide hinüber- oder herüber zu transportiren.

Die vielen mäandrischen Windungen der Mosel sind endlich, in Verbindung mit der felsigen und gebirgigen Beschaffenheit der benachbarten Felsufer, mit der Schroffheit, Unzugänglichkeit und Zerrissenheit der beiden Flußseiten, die Veranlassung zu einer Eigenthümlichkeit, die auf den Charakter der Mosellande, sowie auf ihre Schicksale einen mächtigen Einfluß geübt hat. Das Moselthal ist ohne Chausséen und Heerstraße. Die letztere zieht 3—4 Stunden neben dem Flußthal über den Hundsrück hin. Diese Hochstraße konnte nämlich auf dem Gebirgskamme viel gerader laufen, als in der Thalrinne, und ließ sich auch mit weniger Kosten herstellen. Auf ihr bewegen sich in der Regel die Heere, die Reisenden, die Waarenzüge zum Rheine. Das Moselthal selbst ist nie Völkerpassage, ein Handelskanal, ein Theater der Völkerschlachten und Kämpfe gewesen. Der Charakter seiner Bewohner hat dabei nichts verloren.

Es gibt keine Gegend in ganz Deutschland, welche durch den Weinbau einen solchen Reiz wie im Moselthale erhielt, auch keine, wo er zu so großartigen Anstrengungen und Arbeiten Veranlassung gibt, wie hier. In den Ebenen der Lombardei sieht ein Weingarten aus wie der andere. Am Rhein auch hat man sich oft beklagt, daß die unabsehbaren Weingelände, die stets sich wiederholenden Querstriche und einförmigen Schattirungen der, wie die Soldaten in ihren Kompagnien, aufgesteckten, gleich hohen, gleich weit auseinander stehenden Rebstöcke dem Malerischen der Landschaft großen Eintrag thun. An der Mosel kann man eine ähnliche Klage nicht führen. Denn abgesehen davon, daß die Weingelände von Waldpartien, von Wiesenland ꝛc. unterbrochen werden und sich dann und wann einmal höchstens eine oder anderthalb Stunden weit in ununterbrochener Masse forterstrecken, so bieten sie auch schon in sich selbst eine ganz außerordentliche und überraschende Mannichfaltigkeit der Gruppirungen und landschaftlichen Scenen dar. Die Bergabhänge, an denen sie liegen, sind viel höher als am Rhein oder an irgend einem anderen deutschen Flusse und auch viel bunter gestaltet. Da

gehen Stufen über Stufen, Terrassen über Terrassen hinaus, und selbst die höchsten, zum Himmelsdome emporgethürmten Felsspitzen tragen noch Reben und erscheinen wie Himmelstische, auf denen Trauben servirt sind. Die Bergpfade, welche vom Ufer des Flusses zu diesen hochgelegenen Terrassen hinaufführen, erfordern oft über eine Stunde mühsamen Ansteigens, und wenn ich die Leute von daher mit den Trauben herunterkommen sah, gedachte ich der Senner und Aelpler in der Schweiz, welche ihre Milch kaum weiter herabholen, als diese Winzer der Mosel ihre Traubenbutten. — Wenn man bedenkt, daß auch die Erde und der Dünger, in denen die Stöcke wachsen sollen, vom Fluß aus eben so hoch in die Felsenwelt hinaufgeschafft werden müssen, so erscheint Einem die Kühnheit dieser Weingärtner wahrhaft erstaunenswerth. Sie legen die Wurzeln ihrer Rebenstöcke auf Felsspitzen, auf denen es nur dem Adler bestimmt zu sein schien, seine Eier in's Nest zu legen, und sie trotzen da dem unwirthbaren Gestein noch süße, goldene Früchte ab, wo die Natur kaum für Heidelbeeren, Schlehdornen und anderes Gestrüpp ein Plätzchen bereitet zu haben scheint. — Einmal zählte ich nicht weniger als 30 „Chöre", eines über dem anderen, von denen sich die äußersten in die Wolken verlieren zu wollen schienen. „Chöre" nennt man nämlich hier die verschiedenen mit Reben besetzten Stufen oder Terrassen eines Weinbergs.

Diese Chöre sind auf die mannichfaltigste Weise angelegt, gerichtet und geformt, je nach der Gestaltung des Bodenterrains und je nach der Laune oder den Ansichten der Besitzer. Fast jeder Besitzer hat bei der Anlage und Kultur seiner Weinberge sein eigenes System. Man mußte sehr mannichfaltige Anstalten treffen, vielfache, oft kostspielige Bauten unternehmen, um so viel flach geneigtes Terrain zu gewinnen, auf dem etwas Erde und die Wurzeln der Pflanzen haften könnten. Zuweilen sind die Felsenköpfe durch hochschwebende Brücken mit der Hauptmasse verbunden, damit man das schmale Terrain, das die Scheitel der Felsen darbieten, noch zum Weinbau benutzen konnte. Ueberall sieht man Gewölbe auf langen, hoch emporragenden Pfeilern gebaut, auf deren Decke dann das Chor oder der Weingarten geordnet wurde. Auf solchen Gewölben wird hier an hundert Stellen der Weinstock, wie durch Aquädukte das Wasser, an den steilen Felsen herumgeführt, damit er das warme Sonnenlicht einsauge, das an ihren Wänden zurückprallt. Einst hat man die hängenden Gärten der Semiramis bewundert. Aber wenn man in Gedanken Alles zusammensummirt, was im Laufe der Zeiten die Weinbauer hier im Moselthale an hängenden Gärten geschaffen haben, so kommt dabei gewiß ein viel größeres Wunderwerk der Welt heraus. Die meisten dieser Weinberge sind wahrhafte Labyrinthe von natürlichen Felsen und von übereinander getempelten Brücken, Pfeilern, Gewölben und Terrassen, an denen die Geschlechter der Moselanwohner seit des Ausonius Zeiten emsig bauten und schafften, wie die Bienen an ihrem Wachszellengewebe. So ein Moselweinbergsgelände kommt

Einem oft vor wie ein gigantisches Spitzenklöppelwerk aus Stein, und es steckt gewiß mehr Arbeit und Mauerwerk darin als in einem Kölner Dombau.

An der Mosel erkennt man erst recht, welche unsägliche Mühe dieß edle Erzeugniß dem Menschen macht, das die Dichter schlankweg ein Geschenk des Bacchus zu nennen pflegen, das sie aber besser als ein mühsames Produkt vielfachen Menschenfleißes und Schweißes bezeichnen könnten. In Griechenland mag es anders sein, aber in Deutschland ist von einem Schenken des Bacchus nicht viel zu reden; ein Stückchen Fels und ein Wurzelknollen, das ist die ganze Gabe. Daß der Knollen treibt und süße Früchte bringt, daß die Früchte nicht nur einen genießbaren, sondern auch einen die Seele des Weinkenners entzückenden und den Geist des Dichters berauschenden Saft geben, das Alles ist ein Ergebniß der mühsamsten Kultur und des eisernen Fleißes. Den ganzen Winter über muß der Bacchuspriester, ich meine den Winzer, an der Mosel „schiefern", d. h. er muß die Schiefersteine aus den Felsen hervorkratzen, zerhacken und in den Weinbergen zerstreuen. Denn diese Schiefersteine des Moselgebirges haben eine gewisse frische, jungfräuliche Kraft, die sie dem Weinstock mittheilen. Sie halten den Boden feucht, und verwitternd düngen sie ihn, und sie sind daher beständig zu erneuern. Zugleich müssen im Winter, wenn es die Witterung gestattet, die Mauern in den Weinbergen reparirt und ausgebessert, die Felsen geflickt und gestützt werden. Kommt der Frühling, so müssen die Winzer die Stöcke aufstellen, den Boden lockern, umgraben und düngen. Und hier bei dem Düngen fährt man nicht etwa, wie wohl unsere Bauern thun, mit einem vierspännigen großen Düngerwagen auf's Feld hinaus, sondern jede Mistgabel von Dünger muß, so zu sagen, besonders auf dem Rücken der Leute oft, wie erwähnt, stundenweit in die Berge hinaufgetragen werden. Die Kornäcker, wenn sie einmal geackert, gedüngt und bestellt sind, und wenn die Körner dem Boden anvertraut wurden, sind fertig, und der Landmann hat dann im Sommer nur zuzuschauen, wie die Aehren ihm in den Schooß reifen. Bei'm Weinbau ist dieß anders. Der Winzer darf seine Stecklinge fast das ganze Jahr hindurch nicht außer Acht lassen. Von der heurigen bis zur nächsten Aernte geht die Kette von Arbeiten fast ohne abzubrechen fort. Gleich nach dem Stöckeaufstellen und nach dem Graben muß im Frühjahr auch das alte Holz ausgehauen werden. Der Boden ist immer locker zu halten, wie die Poren unserer Haut, damit er Licht, Wärme und Wasser stets willig in sich aufnehme. Die Winzer müssen ihn daher, damit sich keine dichte Gras- und Unkrautnarbe bilde, im Sommer abermals graben oder, wie man hier sagt, „rühren". Und ebenfalls muß abermals im Sommer das überflüssige Holz ausgehauen werden, und zwar dießmal das frischgewachsene, damit die Stöcke nicht ihre Kraft in der Ausbildung geiler, unfruchtbarer Zweige vergeuden. — Dieß sind aber nur die großen und regelmäßig wiederkehrenden Arbeiten; die kleinere Mühe und Noth, das Anbinden der losgerissenen Zweige, das Jäten ꝛc. und die außerordentlichen

Anstrengungen, zu welchen die Zerstörungen von Wind und Wasser Veranlassung geben, gehen noch immer zwischen durch, denn jedes Gewitter richtet in diesen hohen Weinbergen der Mosel die herzbetrübendsten Verwüstungen an, und eine Stunde verdirbt oft mehr, als was viele Wochen der Anstrengung mühselig geschaffen haben.

Um das beständige Hin- und Herschleppen der Geräthschaften und Werkzeuge, die ihnen bei ihren mancherlei Arbeiten nöthig sind, zu vermeiden, und um auch sonst noch andere nöthige Dinge bergen und aufbewahren zu können, haben die Leute sich in den Weinbergen kleine Winzerhäuschen gebaut, die dann in der Zeit der Traubenreife als Wachthäuser und Wächterposten dienen. Oft liegen diese Winzer- und Wächterhäuschen so köstlich, daß sie einen Maler entzücken müssen. Zuweilen sind es neue glänzende, kleine Häuschen, das eine in diesem, das andere in jenem Geschmack. Zuweilen hat man ein altes Mauerwerk, einen von den Rittern des Mittelalters oder vielleicht gar noch von den Römern gebauten Wartthurm dazu benutzt. Zuweilen hat man bloß die Felsengrotten und die Höhlen in den Bergabhängen mit verschließbaren Thüren und Eingängen versehen. Vor diesen Häuschen und Höhlen sitzen die Wächter des Abends bei'm Feuer, oder während der Mittagssonne im kühlen Schatten.

Das ganze Moselthal von Trier bis Koblenz soll in besonders guten Jahren 100,000 Fuder (600,000 Ohm) Wein erzeugen, in gewöhnlichen 70,000—80,000 und herab bis auf 50,000, was man dann schon ein sehr mittelmäßiges Jahr nennt. In der neueren Zeit haben leider die Leute mehr darauf gesehen, daß sie recht vielen, als darauf, daß sie recht guten Wein erzeugen, und daher zuweilen ihre alten edeln Rebstöcke vernachlässigt und statt deren solche angepflanzt, die recht viele „Brühe" bringen. Dieß hat schon zum Verfall des guten Rufes mancher sonst berühmten Lage Anlaß gegeben.

Unser Bild stellt einen der reizendsten Punkte des Moselthals dar. Die Burg Eltz ist der wohlerhaltene Stammsitz eines alten Freiherrngeschlechts, welches denselben Namen trägt, und das in den Rhein- und Moselgegenden noch jetzt in mehren Linien blüht.

Timbuktu.

Nichts ist so häufig falsch, als der menschliche Ruhm. Wie viele Betrüger, Schurken und Tyrannen feiert die Geschichte als groß; wie Viele hat sie zu Helden gemacht, die, thut man den Nimbus des Erfolgs von ihnen weg, nichts übrig lassen, als Tollköpfe, welche in eine Mordlotterie so lange Leib und Leben einsetzten, bis sie zufälliger Weise einen Lorbeerkranz als Treffer zogen; wie Viele auch brachte bloßes Adlersklauen-Gelüst, Hab-, Raub- und Mordsucht, mit hündischem Sklavensinn gepaart, an den Heroenpranger! Solchen mögen Leute, die dergleichen Berühmtheiten zu nützen wissen, Bild- und Ehrensäulen bestellen, und sie, wie andere Wappenthiere, vor die Thore der Städte und Paläste setzen; der Vernünftige wendet sich alle Zeit mit Verachtung oder mit Abscheu von ihnen ab. Er neigt nur vor dem wahren Ruhme das Haupt in Ehrfurcht: vor den großen Männern und Märtyrern des Rechts und der Wahrheit.

Wenn, wie Niemand bestreiten wird, auch das Märtyrerthum der Wissenschaft ein ächter Palmzweig ist, so dürfen wir auch Jenen unsere Verwunderung nicht versagen, welche, unerschrocken und eben so sehr im Interesse der Wissenschaft als der Humanität, die Erforschung früher unbekannter Regionen des geheimnißvollsten Erdtheils zum Ziele ihres Strebens gemacht haben, eines Strebens, während dessen sie fast Alle die Marken ihres Lebens fanden. Caillé, John Lander, in neuester Zeit Barth, Overbek, Livingston kehrten lebend in's Vaterland zurück; alle anderen afrikanischen Entdecker (Touristen und solche, welche betretene Pfade gingen, gehören in eine andere Kategorie), von Ledyard an: Houghton, der große Mungo-Park, Hornemann, Röntgen, Ritchie, Denham, Clapperton, Toole, Oudeney, Lamy, der eine der beiden Lander — und endlich fast die sämmtlichen Glieder der von der britischen Regierung zu verschiedenen Zeiten ausgehenden Entdeckungsexpeditionen: Astronomen, Geologen, Botaniker, Zoologen, Zeichner — fanden in dem Erdtheil ihres Ruhms auch ihr Grab.

Einer der Glücklichen, welche ihren Forschungseifer nicht mit ihrem Leben büßten, Caillé, hatte, indem er den Nigerlauf verfolgte, Timbuktu erreicht, und er gab zuerst ein lebendiges Bild von dieser, zu

TIMBUCTU
in Africa

Aus d. Monatsamt d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Lichtdruck d. Verlages

seiner Zeit noch ansehnlichen Stadt Centralafrika's, von der schon lange her wundervolle Sagen im Schwange gingen. Und doch war zu Caillé's Anwesenheit ihr Glanz schon längst dahin. Es gab eine Zeit, wo Timbuktu der Markt war, auf dem ganz Nordafrika mit den Nationen des Innern Erzeugnisse und Waaren tauschte; er war das Ziel von unzähligen Karavanen, welche die große Wüste, an deren Saum Timbuktu liegt, von allen Seiten her durchschnitten, und einen Verkehr veranlaßten, der, ältern Nachrichten nach, unglaublich scheint. Timbuktu galt als Emporium Afrika's, der Sitz des Reichthums und Glanzes; man legte ihm 300,000 Bewohner zu. — Die Kolonisirung der afrikanischen Westküste durch Europäer, die Einrichtung von Sklavenmärkten in ihren Niederlassungen und andere Ursachen, gaben dem Handel eine veränderte Bahn; Timbuktu verlor allmählich die frühere Bedeutung; innere Kriege, die das Land (Sudan) verwüsteten, vollendeten seinen Ruin. Jetzt ist Timbuktu, das noch von Caillé vor einigen Jahrzehnten gepriesene, ein armseliger Ort, wo 20,000 Menschen, meist in schlechten Erdhütten, zwischen den Trümmern wohnen, welche von der alten Herrlichkeit übrig sind. Vom einst unermeßlichen Verkehr hat sich nicht viel mehr erhalten, als ein noch von den Karavanen Nordafrika's besuchter Sklavenmarkt, wo die Handelsleute aus Marokko, Fez, Tunis, Tripolis und Cairo Heerden von menschlichen Wesen aufkaufen, um die Märkte Nordafrika's damit zu versorgen. Ehedem sollen hier jährlich über 200,000 Sklaven verkauft worden sein; jetzt ist wohl der zwanzigste Theil das Maximum. Bevor die englische Regierung dieß Gewerbe brandmarkte, schlichen auch Christen in Menge dahin, ihre Mitgeschöpfe wie Vieh einzuhandeln. — Britische Protestanten, holländische Calvinisten, deutsche Lutheraner, die Katholiken Spaniens und Portugals: sie alle kamen voll Gier nach Menschenfleisch, tauschten dagegen ihre Waaren und meinten noch, sie trieben ein ehrliches Gewerbe, da die christlichen Könige es erlaubt, da sie den Sklavenhandel in gesetzlichen Schutz genommen hatten. Diese Zeit ist vergangen, und in dem Verhältniß, wie der Genius der Gesittung auch in Nordafrika wurzelt und Eroberungen macht, wird der älteste Mittelpunkt jenes ruchlosen Verkehrs von der Erde verschwinden.

Weston am Missouri.

Die Ziele der Europäer, welche sich in Nord-Amerika eine neue Heimath gründen wollen, sind selten mehr in den atlantischen Ländern zu suchen; in den jüngeren Staaten des fernen Westens sind sie gesteckt, und namentlich sind es Minnesota und Wiskonsin, Jowa und Missouri, wohin der Zug der deutschen Kolonen geht. Den ersten Eindruck des Landes empfängt der Deutsche freilich an den Landungsplätzen: in New-Orleans, Boston, Baltimore, Philadelphia und New-York. Es muß derselbe nothwendig nach dem Grade der Bildung, der Erwartung und der besonderen Verhältnisse ein sehr verschiedener sein. Worin aber die Eindrücke aller Einwanderer einmüthig zusammenstimmen, das ist das Staunen über die Kulturfortschritte des Landes, deren Größe an das Mährchenhafte streift, sowie die Bewunderung des Unternehmungsgeistes und der feurigen Thatkraft des Amerikaners in allen Dingen, welche auf das praktische Leben Bezug haben. Alles, was er darüber Rühmendes daheim gelesen und gehört hat, tritt weit hinter die Wirklichkeit zurück. Schon die unermeßliche Bewegung im Hafen von New-York entlockt ihm das Geständniß, daß sie nirgends ihres Gleichen hat; neben ihr würde der Hafen von Marseille oder Havre, von Hamburg oder Bremen still und kleinlich erscheinen; ja, nach dem eigenen Geständniß der Briten bieten die Themse-Stadt, „wo fünf Welttheile ihre Schätze tauschen", und Liverpool ein minder großartiges bewegtes Gemälde dar, weil man dort weder das Gewimmel der amerikanischen Dampf-Fähren, noch der kolossalen, zwei bis drei Stockwerk hohen Flußdampfer schauen kann. Es ist überdieß eine bekannte Thatsache, daß Bevölkerung, Verkehr und Reichthum in New-York verhältnißmäßig weit rascher fortschreiten, als im zweitausendjährigen London.

Die Yankeeköpfe haben den eigenthümlichen Vorzug, daß sie, wenn auch weniger erfinderisch als ihr Vetter John Bull, sich dessen Erfindungen gleichwohl rasch anzueignen, sie praktischer auszubeuten und selbst wesentlich zu verbessern verstehen. Weder Kosten noch Risiko erschrecken sie dabei. Sie haben nicht nur bei der Schifffahrt, sondern auch in vielen andern Zweigen des Maschinenwesens bewiesen, daß sie noch Vollkommeneres leisten, als die Engländer. Wer z. B. in London die Dampfpresse bewundert hat,

DRAWN AFTER NATURE

For the Proprietor HERRMANN J MEYER

WESTON

(MISSOURI)

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh

Lagerthum d. Verlegers

welche die Auflage der Riesenzeitung „Times“ in die Welt fördert, und nun in New-York die Presse manövriren sieht, welche von der „Tribune“ 50,000 Exemplare in drei Stunden fast ohne alle menschliche Beihülfe druckt, indem die Maschine nicht nur die einzelnen Bogen nimmt, sondern, nachdem solche zweimal über den Satz gelaufen, sie wohlgeordnet auf einander schichtet, der wird nicht minder von Erstaunen ergriffen werden wie der Landwirth, welcher bisher die englische und rheinische Landwirthschaft für das Vollkommenste hielt und nun die Rosse in der Prärie mit dem leichten amerikanischen Stahlpflug im Galopp die Furchen ziehen, und Egge und Säemaschine die Bestellung des Ackers mit der Eile des Flugs und doch mit der größten Vollkommenheit in einem Akt verrichten sieht.

Je weiter der europäische Ankömmling nach dem Westen vorrückt, desto mehr nimmt er Dinge wahr, die ihm imponiren. Dort, wo er sich Alles noch so wild, so unwirthbar gedacht hat, lernt er die Kühnheit des Yankeegeistes ganz würdigen, denn dort gilt's, scheinbar unüberwindliche Naturhemmnisse zu besiegen. Schon auf dem Hudson, der hinsichtlich seiner Uferscenerie vielfach mit dem Rhein verglichen worden ist, findet ein patriotischer Rheinländer Gelegenheit zu demüthigenden Betrachtungen. Wohl gibt es am Hudson keine alterthümliche Stadt wie das „hohe heilige Köln“, keine wetterbraunen gothischen Dome, auch keine Ruinen, keine Reben, keinen Johannisberger. Aber der Verkehr auf dem Strome, Schifffahrt, Handel und Leben treten in einer unendlich imposanteren Gestalt als am Rhein und an der Donau auf. Unzählige Schiffe blähen ihre stolzen Segel, die drei Stockwerke hohen Steamers, an Größe und Kühnheit des Baues, wie an Eleganz und Pracht der innern Ausstattung, mit einander wetteifernd, die Schleppschiffe, die Propellers, die Fahrzeuge aller Sorten und Größen brausen unabsehbar auf und nieder, Emigranten, Waaren, Reisende und Spazierfahrer befördernd. Der Yankee ist ein gar wanderlustiger Gesell, der nicht gern an der Scholle klebt, sondern sich überall hin bewegt, wo business und money zu machen sind. Aber die Dollars, die er gern gewinnt, gibt er auch leicht wieder aus, und nächst dem Associationsgeist ist es die unaufhörliche Bewegung des Kapitals, welches hier am meisten beiträgt, die industriellen Wunder in's Leben zu rufen.

Mit neuen Städten, Dörfern, Luxushäusern und geschmückten Farmen sind die Hudson-Ufer zwischen New-York und Albany bunter dekorirt, als die Rheingestade. Auch die waldigen Uferterrassen und die Formen des Alleghanyrückens sind viel malerischer als die rheinischen Weinberge und die Gipfel des Siebengebirgs. Nur der mittelalterliche Schmuck gebricht dem Hudson; es fehlen hier, wo Alles voll Jugend und voll frischaufsprossenden Lebens ist, die romantischen Trümmer, die halb verfallenen, halb restaurirten Burgen mit ihren Geschichten und Sagen. Es pfeifen und schnauben die nüchternen Dampfkessel statt der holdseligen Töne der Lorelei, die freilich auch am Rhein nur noch der Poet, nicht mehr das Volk hört.

Die meisten Deutschen finden Alles recht eigentlich auf den Kopf gestellt in dieser wunderlichen neuen Welt. Hier finden wir unsere wahren Antipoden. Weiß nicht jeder Schulknabe auswendig, daß man in Amerika in hellem Sonnenschein wandelt zur Stunde, wo die alte Welt dunkel ist und schläft? Kein Spatz pfeift hier vom Dach wie daheim, kein Rabe krächzt so wie bei uns. Dieses nüchterne, steifbeinige, unausstehlich praktische Geschlecht der Yankees lebt nur der Gegenwart, schafft und baut nur für sie und die Zukunft. Das süße Dämmerdunkel vergangener Jahrhunderte, das wohlige Träumen von einer alten goldenen Zeit, die freilich nur für Wenige golden war, die romantischen Moden und der deutsche Mondschein wollen diesem Geschlecht kein Behagen abgewinnen. Vergeblich ist alles Mühen des deutschen Schwärmers, in diesem nüchternen Lande Proselyten zu machen. Einst kam der Schreiber dieses Aufsatzes auf einer Hudsonfahrt in die Gesellschaft einiger gebildeten Bostoner, die auch am Rhein sich flüchtig umgesehen hatten. Sie sprachen von der Charakteristik der Ströme Deutschlands und Amerika's und den Kontrasten ihrer Erscheinungen. Er erzählte ihnen die Rheinsage von der Lorelei, suchte ihnen die zarte Schönheit der Fouqué'schen Undine begreiflich zu machen, und schwatzte vom Ritter Hildebrand und vom deutschen Spukgeist Kühleborn, der noch immer spuken soll. Seine Hoffnung, die wassertrinkenden Temperance-Männer aus Massachusetts für deutsche Romantik zu bekehren, war aber eitel. Statt den Werth dieser Schätze deutscher Reminiscenz gehörig zu würdigen, und für die kommentirende Mühe wenigstens zu danken, brachen sie in Lachen aus. Das Rauschen des Steamers und Propellers, meinten sie, sei, wenn auch keine so „wundersame", doch eine nützlichere Melodie als der Singsang der Lorelei. Nixenmusik habe einen Hudson-Piloten noch nie im Führen des Steuers gestört, und wenn Schiffe platzen und zerschellen, so sei gewöhnlich nur der Ueberfluß an Konkurrenz und Dampf Schuld daran; und die Sehnsucht des Kapitäns, nicht nach schönen Nixen, sondern nach blanken Dollars. So ein kräftiger Dampf, der einen tüchtigen Dreidecker treibe, sei aber, meinten die Yankees, augenscheinlich irdisch gesegneter als der romantische Nebel, bei dem man in unserem praktischen Zeitalter verhungern könne, und von Leuten, deren Phantasie zu viel an Nixen denke, sei es nicht verwunderlich, wenn sie nix in der Tasche hätten. Mehr Weinberge seien allerdings am Rhein als am Ohio, auch mehr Mittelalter; aber am Ohio trinke der weinbauende Farmer den besten Tropfen selber; der arme rheinische Weinbauer hingegen müsse schwere Steuern zahlen und bei viel Schweiß viel Treberwasser statt Wein trinken. Ob denn ein Farmer am Ohio oder Hudson bei täglichem Rostbeef und zunehmendem Wohlstande nicht beneidenswerther sei als so ein schwitzender und steuerngesegneter Weinbauer am Rhein? Die starrköpfigen Männer der neuen Welt von dem Irrthum ihres Raisonnements über die alte zu überzeugen, sie wenigstens für das schöne Stolzenfels und den Apollinarisberg zu erwärmen, ist allemal ver-

lorene Mühe. Es sind eben unverbesserliche „Gleichheitsflegel", wie sie Heinrich Heine eben so richtig als unpoetisch genannt hat.

Das Staunen über den materiellen Fortschritt der amerikanischen Kultur wächst bei dem europäischen Ankömmling, der nach Westen wandert, noch mehr, wenn er den Eriesee erreicht hat, das dortige Leben und Treiben betrachtet, die jungen Städte an seinen Ufern, die riesigen Mühlen und Fabriken, deren Räder der wilde Niagara treibt, die kühne Hängebrücke über dem senkrechten Felsbett dieses Wasser-Donnerers erblickt, dann in dem Prachtsaal eines Dreideckers über den See selbst geleitet, nach Detroit mittelst der Eisenbahn quer durch die Halbinsel fliegt, und am großen Michigansee in einen andern dampfbeflügelten Palast aufgenommen, mit brausendem Räderschwung rasch wie der Sturmwind nach Chicago oder Milwaukie spedirt wird, wo er dasselbe wiederfindet, was ihn schon in Osten so überraschte: große, volkreiche, blühende Städte voll lebendigen Verkehrs, auf ausgefüllten Sümpfen stehend, wo die Jäger noch vor wenigen Jahrzehnten wilde Enten und froschschmausende Reiher geschossen haben.

Am oberen Mississippi ist nur in jenen Gegenden noch vollkommene Wildniß, wo die jährlichen großen Stromüberschwemmungen die festen Ansiedelungen unmöglich machen. Doch hat auch da gar mancher kühne Yankee sein Nest gebaut, und selbst einzelne kühngewordene deutsche Settler haben es gewagt, den Wald zu fällen, Mais zu säen und Blockhütten zu bauen, auf die Gefahr hin, jedes Frühjahr einmal vom tückischen Strom mit Haus und Habe fortgeschwemmt zu werden. Nahe bei 1300 Dampfer befahren gegenwärtig den Mississippi mit den Nebenflüssen, sogar oberhalb der St. Anthony-Fälle sind neuerdings einige Dampfer auf den Fluß gestellt, und in der günstigen Jahreszeit hat man Gelegenheit, fast den ganzen Missouri aufwärts bis an den Fuß der Rocky-Mountains zu befahren und tief in das Indianergebiet einzudringen.

Am Ohio, Illinois, Arkansas, Red-River begegnet überall das gleiche Schauspiel von entstandenen oder entstehenden Städten. Wie Pilze unter einer tropischen Sonne schießen sie aus dem fetten Alluvialboden heraus. Der Gipfelpunkt der Ueberraschung bleibt aber doch St. Louis, die große Hauptstadt des Westens, wo am Mississippi-Kai oft nicht weniger als 100 Dampfer in stolzer Reihe ankern, darunter prächtige Dreidecker, deren säulenumreihete Stockwerke und Eisenschlöte wie Kastelle über dem kaffeebraunen Wasser des Flusses hervorragen. Gegenüber diesen Schiffen erhebt sich eine Häuserreihe, deren keine europäische Hauptstadt sich zu schämen hätte. Die Bevölkerung von St. Louis hat gegenwärtig die Zahl 130,000 überschritten. Vor etwa 40 Jahren zählte die Stadt kaum 5000 Seelen. Der obere Mississippi hatte damals noch kein Dampfschiff gesehen, und ganz in der Nähe grasete noch friedlich der Büffel, der jetzt mit seinen rothhäutigen Freunden, den Delaware- und Sioux-Indianern, 1000 Meilen weiter nach Westen gedrängt worden ist.

Ein Etwas, das in der neuen Welt den reisenden Europäer mehr befremdet und überrascht, als jene augenfälligen Wunder, die der rastlose Unternehmungsgeist einer thatkräftigen Nation geschaffen hat, ist neben dem Entstehen, Wachsen und Aufblühen von ausgedehnten Staaten der Mangel jener Potenzen, welche nach europäischen Begriffen zum Gedeihen der Civilisation unentbehrlich sind — ich meine eine wohldisciplinirte Soldateska, eine wohlorganisirte öffentliche und heimliche Polizei, mit Gesetzen zur scharfen Ueberwachung von Vereinen und Presse, ein Heer von Gewerbsschranken und eine landesväterliche Bevormundung alles Lebens und Thuns im Volke. Von all dem sieht man in den Vereinigten Staaten gerade das Gegentheil, und — ist's nicht wunderbar? — dennoch existiren, wachsen und gedeihen sie. Auf der langen Strecke vom Ocean bis zum Missouri gewahrt der Einwanderer nur bei den Volks- und Korporationsfesten militärische Uniformen, z. B. bei der Todesfeier großer, geehrter Bürger, nie aber eine eigentliche Soldateska, und auch nie uniformirte Polizeidiener; dennoch ist die Sicherheit des Eigenthums im Ganzen nicht geringer als in Europa. Den Zeitungen ist die unbegrenzteste Freiheit gelassen, so viel Gescheidtes, oder so viel Unsinn zu sagen, so viel zu lärmen und zu agitiren, als sie Lust haben. Hundert und aber Hunderte von politischen, socialen und religiösen Vereinen entstehen, dauern oder verschwinden; der Staat nimmt nicht die mindeste Notiz von ihnen. Man läßt Socialisten und Kommunisten mit ihren Experimenten eben so frei gewähren, wie die Pantheisten und Atheisten, die sogenanten freien Gemeinden, oder im Gegensatz dieser, die frommen Väter der Gesellschaft Jesu, welche in Amerika als Prediger und Lehrer auf das Umfangreichste wirken und von den Häfen des Oceans bis jenseits der Rocky-Mountains ihre verlorenen Posten behaupten. Selbst die Mormonen und ihre Apostel, gegen welche früher der Volkshaß sich richtete, läßt man jetzt in Ruhe und sie mögen ihren Hokus-Pokus treiben, wo sie wollen.

Der Staat und die Gesellschaft, weit entfernt, durch diese entgegengesetzten Bestrebungen aus den Fugen zu gehen, erstarkt vielmehr, blüht und schreitet fort, wie ein junger Herkules, mitten im Kampf der Ideen und der widerhaarigen Volkselemente, und der Parteien gegenseitiger Wetteifer hilft die Entwickelung nur fördern. Die Union gedeiht der Eiche gleich, die am tiefsten wurzelt und am höchsten ihre blätterreichen Kronen treibt, wo ihr am meisten Luft und Licht gegönnt ist, und die Stürme sie unbehindert rütteln.

Es sind sonderbare Käuze diese Yankees sächsisch-wälschen Bluts. Wir begreifen vollkommen, daß der ehrliche gemüthliche Deutsche mit seiner Bildung, Phantasie und Wissenschaft sie als Individuen unerträglich findet. Wie sie dasitzen in ihren Stores und Geschäftsstuben, in den Salons der Dampfschiffe und den Gasthäusern, ernst und wortkarg, mit frostigen Mienen, Tabak kauend und die langen Beine möglichst weit von sich streckend,

trockene, nüchterne, unausstehliche Gesellschafter, nichts als Geschäftsgedanken und Dollartrachten im Kopfe, jedes Sinns für das Schöne und jeglicher Freude an dem Erhabenen, was des gebildeten Europäers Gemüth bewegen und begeistern kann, völlig bar. Nur für diejenigen Wissenschaften kann sich der Amerikaner erwärmen, die in das praktische Leben einschlagen. Für Poesie, schöne Künste, ja selbst für den reinen Naturgenuß fehlen ihm Sinn und Liebe. Ausnahmen von dieser Regel gibt es; aber sie sind selten. Bei einer beethovenschen Symphonie, vom deutschen Musikverein in Milwaukie tadellos vorgetragen, sah der Schreiber dieses Artikels ein ganzes amerikanisches Auditorium gähnen. Selbst Byrons gewaltige Lyra gefällt den Yankees nicht, obwohl sie in Tönen erklingt, die der Amerikaner seine Muttersprache nennt. Dem Niagarafall, der großartigsten Naturscene, welche die Welt kennt, kehren sie gewöhnlich nach ein paar Minuten kühlen Beschauens gleichgültig den Rücken, zufrieden, sagen zu können, daß sie auch am Niagara gewesen.

„Es muß auch solche Käuze geben!" Die räthselhafte Allmacht, die über den Geschicken der Menschheit wacht, hat die Völker des Erdballs mit verschiedenartigen Gaben bedacht, denn alle sollen die eigenthümlichen Rollen spielen, die ihnen für die Entwickelung der Kulturgeschichte bestimmt sind. Chevalereske, anmuthige und liebenswürdige Völker, wie die Spanier und Franzosen, haben in Amerika nichts ausgerichtet, nichts Praktisches geleistet, nichts Großes und Bleibendes geschaffen; sie haben Fiasco gemacht. Mexiko und Unter-Kanada sind Beweise dafür. Auch die Deutschen, wo sie nicht gemischt mit Yankees wohnen, schreiten nicht rasch vorwärts. Man sieht das in allen rein deutschen Orten, z. B. im Städtchen Herrmann am Missouri. Dem lederzähen und stahlharten Yankee-Geschlecht, das aus verschiedenen Raçen und zum Theil aus dem Auswurf Europa's zusammengebacken ist, gehört der Ruhm, daß es seiner Aufgabe gewachsen bleibt, die Kultur in der neuen Welt mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts zu bringen, allein. Den Urwald fällen, die Steppe mittelst des leichten Stahlpfluges im Galopp befruchten, Wölfe, Bären und rothe Menschen ohne Erbarmen vor sich hertreiben, die Distanzen, welche selbst die autokratische Allmacht in Rußland nicht zu besiegen verstanden, mittelst des Dampfes bewältigen, auf kaum zugängliche Gebirge, in die entlegensten Einöden Industrie und Maschinen versetzen, Geld und Kohlen aus den Eingeweiden der Erde reißen, die Küsten zweier Weltmeere mit ihren Dreimastern, alle Flüsse, alle Binnenseen mit ihren Dampferkolossen bedecken, überall Leben und Kultur wecken, wo sie nie vorhanden gewesen — Das kann und konnte nur eine Nation, die allerdings fast ausschließlich Gewinnsucht und Gelddrang beseelt, die aber eben nur in dieser Ausschließlichkeit der Vollführung ihrer Bestimmung fähig ist. Ganz unpassend dazu wären alte Völker, die vor lauter Gelehrsamkeit die Kraft der That verloren haben und über das eigene Elend noch zu philosophiren pflegen. Meinte doch selbst der wackere Raumer: man solle lieber sich freuen, als

beklagen, daß die Amerikaner noch keine sonderbare Vorliebe für schöne Künste und Wissenschaften gewonnen, denn alsdann hätte auch diese Nation den Höhepunkt ihrer Blüthe bereits erreicht, und würde, wie andere Nationen, wieder langsam herabsteigen, ohne ihre weltgeschichtliche Bestimmung erfüllen zu können.

„Freilich finden viele in der Völkergeschichte immer nur die schmutzige Gasse unter ihren Fenstern wieder, wo alltäglich gemarktet wird. Allein der wahre Historiker hat neben den Daten menschlicher Erbärmlichkeit auch Raum für das Walten der unsichtbaren Naturkräfte, für die Ideen, die in den Geistern Wolken sammeln und reiben bis zum Sprühen des elektrischen Schlages". Bedeutsame Worte, welche ein geistvoller Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung einst in Bezug auf ein anderes Volk und Land gesagt hat, die aber auch auf Nordamerika und seine Völker passen. Zu welch geheimnißvollem Bau wird der alte unsichtbare Meister die Räder und Fäden wohl einmal brauchen, die hier am westlichen Webstuhle der Zeitgeschichte so emsig schnurren in den schwieligen Händen der Handlanger und Gesellen? Liegt in dieser Fiebereile, womit man nicht bloß einen Welttheil durch Büchse Pflug und Dampf zu erobern versucht, sondern ländergierige Briareus-Arme auch anderwärts selbst über das westliche Weltmeer hinausstreckt, ohne nach Völker- und Staatenrecht zu fragen, liegt darin gar nichts Größeres als Beutelust, oder ein dunkeler, unbewußter Drang, ein geheimnißvoller Instinkt, welcher Nationen, wie Individuen zu räthselhaften Zwecken beseelt? Oder ist in diesem ruhelosen Jagen der Amerikaner nach Besitz, bei dem man nicht nur irdische Schätze sammelt, sondern auch die besten Mannestugenden: Muth und Thatkraft stählt, ist bei dieser Gier, nicht nur herrenlose Wildnisse urbar zu machen, sondern auch apathische Völker zu zwingen, an der eigenen Civilisirung Theil zu nehmen, nicht auch ein Etwas, das einen Gesichtskreis verräth, welcher ein klein wenig „über den Dollar hinausgeht?" — Ob die Chorführer auf der andern Seite, welche sagen: man müsse der Macht und den Grundsätzen der Antipoden der Russen die Principien des strengen Konservatismus entgegen halten — wohl eigentlich wissen, was sie reden? Wir beneiden sie nicht, daß sie von den glücklichen Wenigen bewundert werden, denn wir glauben, daß sie etwas dazu beitragen, den „Lebensfluthen" im Westen einen neuen Impuls zu geben. Freilich wider ihren Willen!

Wir streifen hier an ein „wunderlich Kapitel", welches besser in einem andern Buch steht. Wozu aber auch heute so ernste Dinge? Schaut doch die Sonne des Missouri draußen so sorglos hell vom blauen Zenith, als sollte es gar kein Donnerwetter mehr geben. Nur tief unten am östlichen Rande werfen Wolken einige melancholische Schatten. Dafür lachen tausend Rosen auf der Prärie, und der goldene Mais schimmert aus allen Umzäunungen. Besser, draußen bunte Schmetterlinge haschen und dem

Gezwitscher der Vögel lauschen, als über die Politik von hüben und drüben unfruchtbare Vergleiche ziehen.

Betrachtet unser Bild von Weston! Welche Harmonie ist nicht in dieser jungen Blüthe westlicher Gesittung mit der heitern, großen, reichen Natur! Da ist keine Spur von dem langweiligen, mathematisch-regelmäßigen Würfelbau der altlantischen Städte, in denen die Freiheit wie in der Zwangsjacke des Despotismus einhergeht; — da schauen noch individuelle Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit heraus, jene Eigenschaften, denen wir die malerischen alten Städte verdanken, deren Unregelmäßigkeit Geist und Gemüth mehr ansprechen und ergötzen, als jenes Einerlei der rechtwinkelig nach der Schnur gezogenen Straßen, die man nicht durchwandern kann, ohne zu gähnen. Was machte die Städte der Griechen und Römer, dieser so hoch über den andern Nationen der Erde stehenden Völker, so schön? Das freie und stolze Selbstgefühl des Bürgers, welches sich in ihrer ganzen Anlage ausprägt. Es gruppirten sich die Wohnungen in malerischer Abwechselung um die Tempel der Götter auf den Höhen, um Forum, Theater und Rennbahn, Mannichfaltigkeit war, wie in der Natur, das selbstgeschriebene Gesetz für den Bauherrn, man dachte nicht daran, eine Stadt gewaltsam in eine vorgeschriebene Form zu drücken, wie man einen Klumpen Lehm zum Ziegel auspreßt, oder der Polizei, Gott sei's geklagt! das alleinige Münz- und Stempelrecht zu verleihen, um mit ihrem Bilde die Wohnungen der Menschen auszuprägen und in Kurs zu setzen, sei das Bild auch noch so dumm, naturwidrig und häßlich. Wo ist Etwas vollkommen auf Erden ohne Mannichfaltigkeit? herrscht nicht Freiheit im unendlichen All? Boden und Himmel, Luft und Klima deuten den Städten die passende Form an, und in Harmonie mit jenen Vorbedingungen lasse man den Menschen seine Wohnungen sich bauen ohne Zwang. Wie in der Natur selber das Vielgestaltige zu malerischen Gruppen sich vereinigt, würde dann selbst das, was einzeln ärmlich und unschön erschiene, gruppirt ein Zubehör des Anmuthigen werden.

Weston, nur etwa zwei Stunden vom Fort Leavensworth an der Grenze des Indianergebiets entfernt, ist eine der frequentesten Dampfbootstationen am Missouri, wo die Karavanen nach Oregon und Kalifornien die Wasserstraße verlassen und sich für die lange und beschwerliche Landreise über die Felsengebirge rüsten. Dadurch erhält der Ort einen lebhaften und gewinnbringenden Verkehr. Weston wächst schnell zu einer ansehnlichen und wohlhabenden Stadt auf, welche die Rolle eines Centralpunkts der westlichen Ansiedelungen des Staates Missouri spielt. Die Gegend umher ist dicht kolonisirt und äußerst fruchtbar. Der Missouri bildet an der Stadt eine kleine und tiefe Bucht, wo die großen Dampfer dicht am Kay bequem und sicher ankern und entlöschen oder laden können.

Die Bevölkerung ist eine bunte Mischung aus allerlei Herkunft. Die verschiedensten christlichen Konfessionen leben hier in Frieden und Eintracht

zusammen. Jede hat ihre Kirche oder ihren Betsaal, und das Bekehrungswerk unter den Indianern betreiben Katholiken und Protestanten mit gleicher Beharrlichkeit ohne Eifersucht, während mehre Vereine sich mit der Verbesserung der zeitlichen Interessen der rothhäutigen alten Herren des Landes beschäftigen. Diesen menschenfreundlichen Bemühungen ist es gelungen, die meisten der anwohnenden Indianerstämme dem wüsten Gewerbe des Kriegs und der Jagd zu entfremden, sie durch den Ackerbau aus Nomaden in feste Ansiedler umzuwandeln, und die Segnungen des Unterrichts unter sie zu verbreiten. Schon vor einigen Jahren bestanden unter der Leitung der philanthropischen Gesellschaften zu Weston über 60 Indianerschulen, und abermals hat es sich als eine erfreuliche Thatsache herausgestellt, wie irrig der Glaube ist, die Indianer seien nur ausnahmsweise und in einzelnen Individuen, niemals aber in Masse, der Gesittung zugänglich zu machen.

Der Salzberg bei Hallstadt.

Die nördlichen Kalkalpen, welche den Zug des Urgebirges begleiten, bilden eine 300 Stunden lange Kette. Der Hauptmasse nach bestehen sie aus einem ältern Kalkstein, welcher mehre untergeordnete Lager führt. Zu letztern gehört auch das Steinsalz. In den Alpen kommt es jedoch nie in großen, kompakten, ausgedehnten Massen vor, sondern meist in Körnern, in größern und kleinern Stücken, auch sehr selten weiß, sondern gewöhnlich röthlich gefärbt und gemengt mit Thon und Gyps. Da, wo die Gebirgsmassen das Salz so reichlich enthalten, daß es bergmännisch gewonnen werden kann, heißen sie Salzberge: — so bei Hall in Tyrol, Berchtesgaden im Bayerischen, bei Ischl, bei Aussee und bei Hallstadt im Salzkammergute.

Weil das Steinsalz der Kalkalpen niemals reine, derbe Stöcke bildet, sondern mit andern Gebirgsmassen vermischt ist, so würde es sich nicht der Mühe lohnen, die einzelnen Salzbrocken herauszusuchen; es würde unbenutzt bleiben müssen, wenn man nicht der Natur ihr Verfahren, Soole zu bereiten, abgelauscht hätte und solches nachahmte. Schon die Römer kannten diese Benutzungsweise des Steinsalzes der Alpen und deutliche Spuren beweisen, daß vor ihnen auch der Hallstadter Salzberg bearbeitet wurde.

Derselbe erhebt sich fast senkrecht über das kleine Städtchen Hall 4000 Fuß hoch. Mit Mühe ersteigt man auf 2500 Stufen, ohne die aller Zugang unmöglich wäre, den sogenannten Rudolphsthurm, wo der Berg-

meister wohnt und von wo man die ganze Steinsalzablagerung übersehen kann. Zwischen den kahlen Klippen des Kreuz- und des Kalenberges öffnet sich ein anderthalb Stunden weit zwischen den Bergen fortziehendes tiefes Thal, das ganz mit einem auflösbaren Gemenge von Salz und Thon ausgefüllt ist. Diese Masse, welche der eigentliche Salzberg heißt, ist durch mehre übereinander liegende Stollen, oder horizontale Gänge, aufgeschlossen. Das zwischen je zweien solcher Stollen, einem oberen und einem unteren, liegende Gebirgsstück heißt ein Grubenfeld, und dieß auszulaugen, nämlich die Salze desselben mit Wasser aufzulösen und als Soole zum Abdampfen zu gewinnen, ist der Zweck des hiesigen Bergbaues. Jeder obere Stollen führt das süße Wasser (Quell- und Regenwasser) in das Innere des Berges in ausgehauene große Weitungen, welche sich allmählig durch Auflösung des salzigen Gesteins an den Wänden und Decken immer mehr vergrößern; die unteren Stollen führen die mit Salztheilchen gesättigten Gewässer (die Soole) wieder ab. Man nennt jene Weitungen Stockwerke oder Sulzenstöcke, und sie wachsen allmählig zu einer ungeheuern Ausdehnung an. Man hält sie so lange im Betrieb, als es überhaupt möglich ist. Werden sie endlich verlassen, so inkrustiren im Laufe langer Zeit die Wände mit reinen Salzkrystallen, und sie bieten in diesem Zustande bei Fackelbeleuchtung jenen zauberhaften Anblick dar, der die Bewunderung der Reisenden ausmacht. Die Zeit, welche das durch den obern Stollen in den Berg geleitete süße Wasser nöthig hat, um sich in brauchbare Soole zu verwandeln, ist hier sechs bis sieben Wochen.

Man sieht ein, daß die Salzgewinnung in den Salzbergen der Alpen keineswegs leicht ist, und daß sie dort mit großen Kosten und vieler Mühe das künstlich thun muß, was in den Soolquellen die Natur anderswo selbst besorgt. Die Hallstadter Saline unterhält eine Knappschaft von 230 Mann bloß für den Betrieb der bergmännischen Arbeiten, welche die Salzwerke erfordern, und ihre Produktion übersteigt doch nicht 120,000 Centner im Jahre. Gegenden, wie z. B. das nördliche Deutschland, welche an Soolquellen reich sind, haben daher jene Alpengegenden mit ihren ungeheuern Salzbergen nicht zu beneiden.

Hallstadt, eine echte Gnomenstadt, liegt, von himmelhohen, senkrecht aufsteigenden Bergen umgeben, in einem Kessel am See, dem die Alpen aus tief eingefurchten Schluchten ihre Gewässer zuführen. Drei Wintermonate lang fällt kein Sonnenstrahl auf Hallstadts Dächer, und wenn die Schneestürme die Wege und Pässe zuwehen, ist wochenlang das Städtchen abgeschnitten vom Verkehr mit der übrigen Welt. Dagegen wimmelt es im Sommer von Reisenden und den Badegästen des nahen Ischl, w[illegible] die Merkwürdigkeiten, oder die erhabenen Schönheiten einer Gegend a[illegible]ehen, über welche die Alpennatur ihr Füllhorn reichlich ausgegossen hat.

Dowlutabad in Ostindien.

Unter die auffallendsten Züge in der Landesphysiognomie des uralten Indiens gehören die vielen Bergfestungen, deren alterthümliche Bollwerke auf kaum zugänglichen Höhen, wie Adlernester, eine ferne Zeit der Unsicherheit oder der Raubsucht und Zwingherrschaft verkündigen. Furcht war das Hauptmotiv ihrer Entstehung. Sie fallen deshalb fast durchgehends in jenen dunkeln Zeitraum der indischen Geschichte (500—1200), wo die nordischen Völker (Kaukasische und Mongolische Stämme) die reichen Länder Südasiens mit ihren Plünderungs- und Eroberungszügen bedrängten. Damals waren unbezwingliche Vesten, zur Sicherung von Eigenthum und Personen, nöthig; und in spätern Zeiten wurden sie von den fremden Eroberern zur Befestigung ihrer Herrschaft unterhalten.

Dowlutabad ist unter den Gibraltars Indiens das unbezwinglichste und berühmteste, und es wird durch ganz Asien für ein Wunder der alten Befestigungskunst betrachtet. Es ist das Werk der Hindus und fast tausend Jahre alt. Es liegt an der Straße von Ellora nach Aurungabad, im Gebirgslande Deccan, zu dem es der Schlüssel ist.

Ein Berg, der einem runden Dom mit hoher Kuppel nicht unähnlich sieht, erhebt sich einsiedlerisch aus einer fruchtbaren und reizenden Ebene, und auf seinem Scheitel thürmt sich die Veste auf, in schwindelnder Höhe über der Stadt, welche am Fuße sich lagert. Den Berg, von halbstündigem Umfang und 700 Fuß Höhe, umziehen in zweistündiger Entfernung starke Außenwerke: hohe Mauern und tiefe Gräben, über welche Zugbrücken führen. Kommt man näher, so erstaunt man, den Berg selbst in seiner ganzen Runde und bis auf eine Höhe von 160 Fuß senkrecht behauen zu finden. Nur an einer einzigen Stelle ist er zugänglich mittelst eines unterirdischen Felsenwegs, dessen befestigter Eingang nur einen Menschen auf einmal zuläßt. Er führt im Zickzack über mit Fallthüren belegte Abgründe und geht unter mehren engen Pforten hin, über welche man mit Grauen breite, scharfe Messer, wie Guilliotinen blinken sieht, welche nur des Winkes harren, um auf den Durchgehenden herab zu stürzen. An andern Stellen bewegen sich Sensen und andere Schneideinstrumente an schweren Eisenwellen im Kreise, Jedem, der bis zu ihnen dringen möchte, mit sicherem Zerschneiden drohend. 600 Klafter lang ist dieser grauenvolle Weg, auf dem mit jedem Schritte den Eindringenden neue Todesschrecken erwarten, und von ihm verzweigen sich noch engere Felsengallerien nach den Vorraths-

DOWLUTABAD

([illegible])

Aus der Kunstanst. d. [illegible] | Eigenthum d. Verleger

DIE RUINEN VON CARTHAGO

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. zu Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers

häusern, Kasematten und Batterien in die Tiefe des Berges. Jener Aufgang endigt an der zweiten Felsmauer, die 60 Fuß hoch, rundum senkrecht und glatt abgearbeitet ist. Von da aus geht ein schwindliger Pfad durch mehre starke Thore, immer im Zickzack und unter dem Feuer der unsichtbaren Batterien hinauf zur dritten, abermals 60 Fuß hohen, senkrechten Felswand, auf deren Höhe die bombenfesten Gebäude der Festung selbst emporsteigen. Sie umgeben einen Hof, dessen Mitte ein isolirter, sehr hoher Thurm mit Zinnen einnimmt, wo die Fahne Britanniens stolz neben der des Nabob von Hyderabad weht, dem, einem Vasallen und Verbündeten Englands, die Veste gehört.

Die Ruinen von Carthago.

Adieu, belle France! rief ein französischer Koch, die Augen unverwandt nach der fliehenden Küste seines Vaterlandes gerichtet. Leuchtend im Glanze der Morgensonne erhoben sich in der Ferne die Thürme der Tochterstadt Carthago's. Ihre von den felsigen Höhen herunter blickenden Forts, der Mastenwald im Hafen, die Kriegsschiffe auf der herrlichen Rhede, boten ein prachtvolles Schauspiel dar. Es dauerte nicht lange. Mit jedem Augenblicke wurden die Gegenstände am Strande undeutlicher, und bald hatte sich jener majestätische Anblick in den ermüdenden einer weiten Wasserwüste verwandelt. Unser Dampfschiff, das den neuen französischen Konsul von Marseille nach Tunis führte, war von jenen größern eins, welche die Kraft der französischen Marine jetzt so bedeutend verstärken und der Regierung bei ihrem Verkehr mit Afrika so nützlich sind. Der Leviathan führte eine Maschine von 600 Pferdekräften, hatte 3 Masten und war als Corvette gerüstet. Außer dem Konsul, dessen Familie und Dienerschaft, bestand unsere Reisegesellschaft aus einigen jungen Gelehrten und Ingenieurs, die im Auftrage der französischen Regierung das Land durchforschen sollten, und einem halben Dutzend Marseiller Kaufleuten, jungen Männern von guter Familie und gut unterrichtet. Die fröhlichste Stimmung belebte die ganze Gesellschaft, und der Konsul detachirte einen Diener in seinen Flaschenkeller, um bei einem Korbe des besten Bordeauxweins seine Gefährten zu versammeln, und noch einmal das Andenken an das schöne Frankreich,

dessen Gestade längst schon in Wasser und Nebel verronnen waren, recht lebhaft in uns aufzufrischen.

Die ersten Stunden einer Seereise sind stets die heitersten. Die ganze Seele ist in Spannung. Man ist des Anblicks einer unermeßlichen Wasserfläche noch nicht müde geworden, und das ewige, eintönige Wogengeräusch dünkt einem noch Musik. Die Reiselust glüht so lebendig, die Phantasie malt jene neuen Länder, die wir nun bald sehen sollen, mit den schönsten Farben aus. — Doch schnell ändert sich die Scene. Bald tritt ein dunkles Mißbehagen über das Schaukeln des Fahrzeugs ein; leichte Anwandlungen von Schwindel folgen, der Appetit vergeht, die Helle des Geistes schwindet. So ging es auch uns. Immer matter wurde die Unterhaltung. Einzelne taumelten auf und nach dem andern Ende des Decks, und die Anfangs lachten über die blassen, schwankenden Genossen, verstummten einer nach dem andern. Es war ein Mitleid erregender Anblick, diese kurz vorher noch so blühenden Gestalten, welche der ausgelassensten Lustigkeit sich überlassen hatten, jetzt mit kreideweißen Lippen hinfällig allenthalben auf dem Verdeck umher liegen zu sehen. Das Feuer ihrer Augen war erloschen, alle Kraft von ihren frischen Gliedern gewichen, die mit kaltem Schweiß bedeckten Gesichter schienen den nahen Tod zu verkündigen. Erst als sich die Körper durch stundenlanges Würgen völlig entleert hatten, trat ein besserer Zustand ein, und die Abgematteten taumelten nun den Kajüten zu, um in den Armen des Schlafs Genesung zu erwarten. — Dem so lärmend begonnenen Tage folgte die tiefste Stille der schönsten Nacht. Ich, abgehärtet durch so viele Seereisen, hatte keine Lust, zu den stöhnenden und schnarchenden Gesellen hinab zu kriechen, und blieb auf dem Verdecke sitzen, das mondbeleuchtete Meer zu betrachten, dessen aufhüpfende Goldwogen einer unermeßlichen Schaar von Sirenen und Nixen glichen, die ihre Klagen durch die Lüfte flüsterten. Ich dachte zuerst und lange Zeit an die Heimath, dann an das Ziel meiner Reise, an Carthago und dessen Geschicke, und an den, dessen Geist vom Urbeginn an brütend über dem Ocean der Geschichte schwebt und den Kreislauf seiner Fluthen leitet. Vom Lichtglanz der Wellen geblendet, hatte ich die Augen schlummernd geschlossen und schwere, wilde Träume hielten mich umfangen. Mir war's, als zögen mit jedem Athemzuge Schauergeister der Tiefe aus und ein, Titanengezücht, das sich in der Kammer meiner Seele bekämpfte, festkrallte, und, in Knäueln verstrickt, wieder hinaus sich wälzte, in den Abgrund hinunter, wo es noch lange tobte, bis bleiche Riesengebeine der Erwürgten auf den Wellen rollten, die sich als Dünen an das Gestade legten. Und auf jedem der Riesenknochen stand mit großen Lettern der Name eines Volks — bekannte Namen vergangener und lebender, und unbekannte künftiger. Da schlug die Schiffsuhr zwölf, und ehe sie ausgeschlagen, war der gräßliche Alp geflohen und seine Last von mir gewälzt. Betäubt und erschöpft wankte ich hinab zur Kajüte und sank auf meiner Matratze in erquickenden Schlaf.

Am andern Morgen war Alles frisches Leben, und das Wehe der Seekrankheit vergessen. Der Wind bließ aus vollen Backen, alle Segel waren ausgebreitet, so daß die Masten krachten unter des gefangenen Windes Last — wir flogen. — Eben hatten wir uns zu einem derben Frühstück versammelt, als der Ruf: Land! Alles in freudige Bewegung setzte. Jeder drängte sich dem Vordertheile zu, wo in der That, nur wenige Seemeilen fern, die grünen Ufer der Insel Minorka aus der blauen Meerfluth auftauchten. Wir Alle labten uns herzlich an diesem Anblick, denn wir fingen nachgerade an, der See mit ihrem ewigen Einerlei satt zu werden. Bald erschienen auch die Thürme und Häuserreihen der Stadt Mahon, welche am Ende einer weiten Bucht, die alle Flotten Europa's aufnehmen könnte, anmuthig hinter Orangenwäldchen und Gärten hervorlacht. Der eigentliche Hafen ist klein, aber vortrefflich und durch ein Fort geschützt. Nach Abgabe einiger Briefe und einem kurzen Besuche des französischen Vicekonsuls setzte unser Schiff seine Fahrt nach Afrika fort. Noch vor Einbruch der Nacht hofften wir die Küste des Welttheils zu erspähen, so schnell fuhren oder flogen wir vielmehr bei dem günstigen Winde. Vergeblich; die Küste wollte nicht sichtbar werden, und wir legten uns verdrießlich zu Bette.

Um 3 Uhr weckte uns ein Kanonenschuß, dem im Nu drei andere folgten. Alles eilte auf's Verdeck. Die Winde schwiegen, die Ruder rauschten nicht mehr; die Luft war schwül und eine bange Grabesstille herrschte rings umher. Wir waren auf der Rhede von Tunis angekommen. Vor uns flammte die Fackel des Leuchtthurms, und darüber starrte, wie ein ungeheuerer grauer Todtenhügel, das steinerne Amphitheater der alten Piratenstadt mit ihren beiden Kastellen uns an. Bald erschien eine Schaluppe mit den Beamten des Dey, begleitet von mehren Nachen, von halbnackten Arabern gerudert, die uns mit unserm Gepäcke aufnahmen und dem Hafen zuführten. War es ein Traum? in der nächsten halben Stunde schon stand ich auf dem Boden von Afrika. Wir hatten das mittelländische Meer in seiner größten Breite durchfahren, und doch lagen zwischen meinem letzten Frühstücke in Marseille und dem ersten Mittagsmahle in Tunis nur zwei kurze Tage.

Meine Geschäfte waren in wenigen Stunden abgethan, und am nächsten frühen Morgen trabte ich, in Begleitung meines Dieners und eines Arabers, als Führer, der Gegend zu, wo das große Carthago gestanden, jene Stadt, bei deren Namensklang das mächtige Rom so oft erzittert; Carthago, das Britannien der alten Welt, das über gewaltige und tapfere Heere, über zahlreiche Flotten, über den Handel der Welt geboten, das mit seinen Kolonieen ferne Gegenden bevölkert, und dessen Herrschaft einst Afrika, Spanien, Sardinien, Corsika, Sicilien und den größten Theil Italiens umfaßt hatte. Ich war darauf gefaßt, nur wenige Spuren seiner einstmaligen Größe zu finden, denn allzuoft hatten es furchtbare Geschicke und entsetzliche Verheerungen getroffen; aber das Herz sank mir in die Brust,

als ich, einen Hügel besteigend, von dessen Gipfel man die ganze umliegende Gegend bis an den Saum des Meeres übersieht, nichts gewahr wurde, als eine Menge kleiner, am Ufer hin zerstreuter, unförmlicher, halbverwitterter Massen Mauerwerks. So vollständig sind alle Zeichen des Glanzes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt, welche im Drama der Weltgeschichte eine so große Rolle spielte, verschwunden, daß sogar ihr Name den gegenwärtigen Bewohnern des Landes unbekannt ist. Einige armselige Hütten unstäter Araber und Fischer sind auf der anderthalb geographische Quadratmeilen großen Fläche, welche die alten Stadtmauern umringten, die einzigen Wohnungen, und der Raum, welcher durch die Gegenwart von einer Million gewerbfleißiger und kriegerischer Einwohner belebt war, ist so stille wie das Grab. Kein Baum, kein Strauch, keine lebende Seele ist hier zu erblicken, sieht man nicht zuweilen einen Soldaten, der von dem Fort kommt oder dahin zurückkehrt, oder die einsame und bewegungslose Gestalt eines arabischen Hirten, der auf den Trümmern irgend eines alten Palastes oder Tempels stehend, seine Heerde hütet; — kurz, Verödung und Schweigen theilen sich in die unbestrittene Herrschaft über die ganze Landschaft, deren Anblick die Seele mit tiefer Wehmuth und mit erschütternden Betrachtungen anfüllt. Auf dieser Trümmerstätte erscheint die große Vergangenheit wie ein leerer Traum, der in's nüchterne Wachen verwirrt und verwirrend herüber gaukelt. —

Die Geschichte des alten Carthago gehört jenem Zeitraume an, in welchem sich die Weltreiche der Perser, Macedonier und Römer nach einander bildeten. Mit Rom rang Carthago erst nebenbuhlerisch um die Weltherrschaft, dann heldenmüthig um die eigene Freiheit und Selbständigkeit. Es ist dieser Kampf eine der herrlichsten Episoden in der Geschichte der alten Völker.

Carthago, älter als Rom, war eine Pflanzstadt der Phönizier; der Sage nach gründete sie Dido, des Belos, Königs von Tyrus, Tochter, etwa 900 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Schon 300 Jahre zuvor war Utica als phönizische Niederlassung an der afrikanischen Küste entstanden.

Nicht sowohl durch die Waffen, als durch Handelsthätigkeit und Klugheit befestigte und erweiterte sich der junge Pflanzstaat. Mit seiner großen Mutter, Tyrus, in engster Verbindung, von ihr unterstützt und durch fortwährenden Zuzug frischer Ansiedler gekräftigt, sandte er bald selbst Kolonieen aus, und Carthager bedeckten schon in den ersten 3 Jahrhunderten nach der Gründung ihrer Stadt die Küsten von Nordafrika, von Südspanien und die Inseln im Mittelmeere mit ihren Faktoreien: Iviza, die Balearen, Corsika, wo sie mit den Etruskern in Verbindung kamen; Sardinien und die Westküste Siciliens wurden von ihnen besetzt. Landeinwärts dehnten sie ihre Handelsverbindungen bis nach Aethiopien und zum Senegal aus. Die Reichthümer zweier Welttheile sammelten sich in ihren Mauern auf, und bald erregte ihr Gedeihen selbst den Neid von Si-

don und Tyrus. Vorzüglich war es der atlantische Ocean, der dem waglichen Spekulationsgeiste ein neues, unermeßliches Feld öffnete. Im Jahre 570 v. Chr. wurden Himilco und Hanno mit Entdeckungsexpeditionen ausgesendet; jener zur Untersuchung der atlantischen Meere und Länder nordwärts, dieser, um die Oceane südwärts zu befahren und auf der afrikanischen Westküste Faktoreien zu gründen. — Die damalige Zerstörung der phönizischen Städte durch Nebukadnezar war für Carthago von den bedeutendsten Folgen. Tausende aus dem Mutterlande flüchteten mit ihren Reichthümern, ihren Kenntnissen und ihren Schiffen zur afrikanischen Tochter, und während sich so die Hülfsquellen der Kolonie vermehrten, ward diese, der politischen Stützen in Phönizien beraubt, genöthigt, als selbständige Macht sich geltend zu machen und zur Behauptung des eigenen Besitzes in fernen Ländern, und zur Beschützung ihres Handels Kriegsflotten auszurüsten, Festungen zu bauen und Waffenplätze zu errichten. Carthago übernahm die Rolle, welche bisher Tyrus behauptet hatte und betrachtete das Mittelmeer als sein rechtmäßiges Gebiet. Aus den Reibungen, welche eine so gänzlich veränderte Richtung in den äußern Beziehungen entwickelte, entstanden Fehden, und 536 v. Chr. lieferte eine Carthagerflotte den Phocäern das erste Seetreffen im sardischen Meere. Von diesem Zeitpunkte an sehen wir Carthago als *eroberndes* Handelsreich und mit den Ansprüchen auf Alleinherrschaft zur See auftreten. Bald erscheint es gewaltig und furchtbar. Fort und fort erlangt es neue Gebiete mit dem Blute fremder Söldner, die zu Hunderttausenden zu werben seinem Reichthume ein Leichtes war.

Auf das um diese Zeit emporkommende Rom hatte Carthago frühe das Auge geworfen. Durch zwei Handels- und Schifffahrtsverträge, die es 508 und 344 v. Chr. mit Rom abschloß, anerkannte letzteres förmlich Carthago's Ansprüche auf das Recht, alle Meere ostwärts vom afrikanischen Cap Merkur (Bon) ausschließlich zu beschiffen. Der Carthager Gebiet in Afrika dehnte sich aus bis an die Sahara; es schloß über 300 größere Städte ein. Sicilien, das reiche, blühende, reizte zunächst ihre Eroberungsgier, welche die inneren Zwistigkeiten der dortigen griechischen Kolonien begünstigten. Aber hier stießen sie auf die Macht Griechenlands selbst, das seinen Töchtern Hülfe sandte. Das starke Syrakus nahm dem punischen Namen einen Theil seiner Schrecken. Fast zwei Jahrhunderte lang kämpften die griechischen Städte unter wechselndem Erfolg um die Behauptung ihrer Unabhängigkeit. Diese Kriege, von Seiten Carthago's mit ungemessenem Aufwand durch fremde Söldner geführt, vergeudeten die Kraft des Staats, welcher bald mit einem neuen, furchtbarern Feinde sich messen sollte.

Rom rüstete wider Carthago, und bei Messina geschah der erste Zusammenstoß. Rom hatte das Recht der Durchfahrt durch die sicilische Meerenge vergeblich gefordert, und aus dieser Weigerung erwuchs zwischen

den rivalisirenden Völkern jener erbitterte Kampf um die Weltherrschaft, der nur mit dem Untergange des einen oder des andern endigen konnte. Er wurde entschieden durch die drei punischen Kriege.

Der erste, der 24 Jahre gedauert hat (264—241 v. Chr.), gab Carthago einige nichts entscheidende Siege, kostete ihm mehre Niederlagen, viele hunderttausend Krieger, 500 Kriegsschiffe, die Herrschaft zur See, das Monopol des Handels und einen schimpflichen Frieden, durch den der Staat ganz Sicilien nebst allen zwischen Italien und Afrika gelegenen Inseln an Rom abtrat und diesem sich zur Zahlung von 3200 Talenten verpflichtete. Das Maß so großen Unglücks zu häufen, kehrten die eigenen Soldtruppen gegen die Gedemüthigte, als sie, erschöpft, die rückständige Löhnung nicht pünktlich abzahlen konnte, das Schwert und brachten ihr neue schwere Verluste und die größte Gefahr. Darauf folgte durch die Empörung der afrikanischen Vasallenstaaten der libysche Krieg, welcher, nachdem er drei Jahre im Herzen des Carthagerreichs gewüthet, nur mit den größten Anstrengungen durch Hamilkar gedämpft werden konnte. Daß nach so vielen Unfällen Carthago noch den Muth besaß, Rom ein zweites Mal zum Kampfe auf Leben und Tod herauszufordern, machte die Welt erstaunen. Es nahmen die Römer den Fehdehandschuh freudig auf, denn sie hofften, die Gehaßte leicht zu zermalmen. So entstand der zweite punische Krieg, er brach aus im Jahre 218 v. Chr.

Dießmal hatte sich Rom verrechnet. Was Carthago in einer 33jährigen Periode voller Niederlagen und Unglück an Kraft und Macht verloren hatte, Länder, Flotten, Handel, Herrschaft der Meere und den Schrecken des Namens, ersetzte ein einziger Mann — Hannibal, der größte Feldherr des Alterthums.

Den Vorwand zum Kampfe gab der traktatwidrige Angriff Carthago's auf Sagunt, der Bündnerin Roms, welche Hannibal nach heldenmüthiger Vertheidigung vernichtete. Rom, damals auf seiner Ostgrenze beschäftigt, erklärte sogleich der Verwegenen den Krieg. Da ergriff Hannibal den wahrhaft großen Gedanken, seine Waffen in das Herz des Römerreichs zu tragen und den übergewaltigen Todfeind zu vernichten, ehe dieser seine Kräfte zu sammeln vermöchte. Mit 59,000 Mann überstieg er die Pyrenäen, durchstürmte, wie ein Orkan Alles vor sich niederwerfend, das südliche Gallien, und mitten im Winter, unter fortwährenden Kämpfen und auf unbekannten, ungebahnten Pfaden, führte er sein Heer über die großen penninischen Alpen, deren Schrecken vor ihm noch selten ein Wanderer, niemals ein Heer getrotzt hatte; und nicht mit leichtem Fußvolk allein, auch mit schwerbewaffnetem zu Roß und mit Elephanten. 15 Tage dauerte der Uebergang, der die Hälfte des Heeres kostete. Als Hannibal in der Ebene Italiens anlangte, hatte er nur 20,000 Mann Fußvolk und 6000 Reiter übrig. Mit diesem Häuflein zog er gen Rom, das 150,000 waffentragende Bürger zählte, wagte er die Eroberung des

größten aller Reiche, das 600,000 Streiter rüstete. In ungeheuern Schlachten mußte Roms beste Heereskraft verbluten; bei Cannä blieben 45,000 römische Bürger, die Blüthe der Ritterschaft, die Senatoren, die Konsuln. Die unterjochten Völker fielen von Rom ab, die Hauptstadt zitterte, ihre Vernichtung schien gewiß. Da kam ihr unverhofft Hülfe aus Carthago selbst; denn voll kleinlicher Eifersucht auf die Größe Hannibals verweigerte der Carthagische Senat in dem entscheidenden Momente, wo es galt, den Koloß Rom mit einem letzten Schlage zu zermalmen, die nöthigen Verstärkungen, und Hannibal, durch so viele Siege erschöpft, sah sich genöthigt, statt dem bedrängten Rom das Schicksal Sagunts zu bereiten, im südlichen Italien Winterquartiere zu beziehen. Damit wendete sich das Geschick Roms, Carthago's, der Welt. Hannibal und sein edler Bruder und Mitfeldherr, Hasdrubal, fanden in Roms neuen Heerführern Gegner, ihrer werth, und während in der Vernichtungsschlacht bei Sena (Sinigaglia) ganz Oberitalien verloren ging, trugen die Scipionen die römischen Siegesadler nach Afrika und bis unter die Mauern von Carthago. Dieses rief nun Hannibal aus Italien zurück, welcher, selbst noch unbesiegt, mit seinem kleinen Heere im verschanzten Lager in einem Winkel Apuliens stand, wie ein grimmiger Löwe nur auf den günstigen Augenblick lauernd, wo er Rom von Neuem angreifen könnte. Traurig gehorcht der Held dem Hülferuf des Vaterlandes und verläßt seufzend den 16 Jahre lang so kühn und beharrlich behaupteten Schauplatz unsterblicher Thaten. Bei seiner Ankunft in Afrika sammeln sich um ihn die Trümmer der in so vielen Niederlagen zerstreuten carthagischen Truppen. Er vereint sie zu einem Heere und lagert sie bei Zama.

Aber Hannibal berechnete die Chancen eines letzten Kampfes mit der letzten Kraft Carthago's, und sah ein, wie wenig ihm blieben zum Siege. Aus einer Niederlage mußte die Vernichtung seines Vaterlandes unvermeidlich folgen, und großherzig sich selbst und den geschworenen ewigen Haß gegen Rom verleugnend, bot er Rom den Frieden an und die schwersten Opfer. Alles carthagische Land außer Afrika sollte den Römern sein. Vergebens. Die Schlacht bei Zama wurde geschlagen, und geschehen war's um Carthago, um die Freiheit der Welt. Der von Rom diktirte Friede entwaffnete Carthago und erniedrigte es zum Vasallen. Es mußte, bis auf ein kleines Gebiet in Afrika, alle Besitzungen und Kolonien abtreten, die ganze Kriegsflotte ausliefern, 10,000 Talente bezahlen und hundert seiner vornehmsten Bürger nach Rom schicken als Geißeln für künftige Treue. So endigte der zweite punische Krieg.

Fünfzig Jahre vergingen. Carthago, obschon der Macht als Staat beraubt, blühete noch durch Handel und Reichthum wie keine andere Stadt der Erde; es zählte $^3/_4$ Million Einwohner, also fast so viele als Rom selbst. Da beschloß das letztere, müde des eifersüchtigen Bewachens der Todfeindin, sie zu erdrücken. Der Vorwand war bald gefunden. Rom erklärte

der Vasallin höhnend den Krieg. Schon stand die Exekutionsarmee mit den Konsuln in Sicilien zur Ueberfahrt nach Afrika gerüstet, des letzten Winks vom Senat gewärtig. —

Die geängstigten Carthager boten, den Sturm zu beschwören, demüthig ihre Unterwerfung an. Sie schickten 300 ihrer edelsten Bürger als Geißeln nach Rom und die Erklärung: sie harreten der Befehle des Senats, was weiter geschehen solle; sie würden in Allem gehorchen. Die Geißeln kamen; die Konsuln gingen nach Afrika. Sie forderten Auslieferung der Schiffe, der Waffen, des Kriegsgeräths. Die Carthager gehorchten. Darauf gebot Rom: niederreißen sollten die Carthager ihre herrliche Stadt und bauen eine andere, weit weg vom Meere und ohne Mauern.

Jetzt loderte der Muth der Verzweiflung auf. Der Welt sollte gezeigt werden, was ein auf's Aeußerste gebrachtes Volk vermöge. — Was man eben hingegeben, das Dasein zu erkaufen, das schuf die erfinderische Verzweiflung von Neuem. Doch hier schildere ein Besserer *) als ich! „Das Gebälke der Wohnungen wurde zu Schiffen verarbeitet, alles Metall in Häusern und Palästen, Tempeln und Gräbern zu Waffen. Weiber gaben ihr Geschmeide zu Pfeilen hin, ihr Haupthaar zu Bogensennen; Kinder, Sklaven, Verbrecher wurden bewaffnet, die Verwiesenen zurückberufen, und statt einer wehrlosen Stadt fanden die erstaunten Römer ein Kriegslager, statt unterwürfiges Flehen tobende Kampfbegeisterung."

„Gegen die sieggewohnten Legionen hielt sich die hülflose Stadt bis in's dritte Jahr. Mehre konsularische Heere wurden geschlagen. Da sandten die Römer den edeln Scipio mit gewaltiger Macht, den ungleichen Kampf zu beendigen. Die Carthager thaten mehr, als glaublich ist. Der Hafen wurde durch einen Damm gesperrt; wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben und der Feind durch eine neue Flotte erschreckt. Zwei Mauern waren gefallen; die dritte hielt. Die Carthager wurden überall geschlagen, zurückgeworfen, abgeschnitten von aller Zufuhr. Man trotzte dem Hunger, wie den Schrecken des Kriegs. Endlich drang Scipio bei Nacht in den innersten Hafen; der untere Theil der Stadt wurde genommen; die obere Stadt und die Burg (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Plätzen, Häusern floß Blut. Unermüdet, furchtbar stritten die ausgehungerten Bürger gegen die immer nachrückenden frischen Legionen Roms, bis die letzten Kräfte schwanden. Am siebenten Tage baten einige Abgeordnete um Gnade. Gern hätte Scipio sie Allen ertheilt. Aber nur 50,000 Menschen aus einer Stadt, welche 700,000 zählte, nahmen sie an und zogen in jammervoller Gestalt nach Scipio's Lager. Die Uebrigen, in wilder Verzweiflung, stritten fort, zündeten die Stadt an und tödteten sich selbst in ihren Häusern,

---

*) Rotteck: Weltgeschichte, II. Bd.

Tempeln, über den Gräbern der Väter. Die Gattin des carthagischen Feldherrn Hasdrubal, der, weniger groß, Gnade angenommen hatte, stürzte sich von dem letzten Halt der verzweifelnd Kämpfenden, von den Zinnen der Burg, mit allen ihren Kindern in die Flammen! Siebenzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; die Römer, auf des Senats Befehl, schleiften die Trümmer."

„So verschwand von der Erde, nachdem es hundert und zwanzig Jahre mit Rom gewaltig gestritten, das weitherrschende, dem Handel freundliche Carthago, Stadt und Volk, groß in ihrer Blüthe, im Falle noch größer." —

Andere Orte keimten in spätern Zeiten auf der Stätte, blühten eine Zeitlang und vergingen wieder; aber ein Carthago erstand nie wieder. Cajus Grachus erbaute eine Junonia; Augustus schickte 3000 Ansiedler dahin und machte eine Colonia Carthaginiensis daraus. Marcus Aurelius wandte große Summen auf deren Verschönerung, und die beiden Gordiane erhoben sie sogar, — sonderbares Geschick! — während ihrer ephemeren Herrschaft, zur Hauptstadt des römischen Reichs. Im Jahre 312 n. Chr. wurde sie von Maxentius niedergebrannt, dann nothdürftig wieder aufgebaut, 439 von Genserich erstürmt und zur Hauptstadt des Vandalenreichs erklärt, 585 aber von Belisar erobert und auf's Neue zum Schutthaufen gemacht. Justinian baute sie wieder auf und nannte den Ort Justiniana. Er schleppte 44 Jahre ein schwächliches Dasein hin, bis 647 n. Chr. die Araber unter Anführung Hassans, Feldherrn des Kalifen Ben Merwan, ihn gänzlich zerstörten. Seitdem ist die Trümmerstätte unter der Herrschaft der Moslims geblieben, die zwei kurzen Perioden ausgenommen, wo Tunis von den Franzosen unter dem heiligen Ludwig (1270) und von den Spaniern unter Karl V. (1535) besetzt war.

Dieser Abriß von den Schicksalen Carthago's erklärt genügend, warum sich so wenige seiner Reste bis auf den heutigen Tag erhalten haben und kein einziges durch Masse imponirt. Die ziemlich ansehnlichen Trümmer einer Wasserleitung, nahe der Stätte des alten Carthago, ist jedenfalls ein späteres Werk aus der Römerzeit. Doch läßt sich aus dem Vorhandenen noch ziemlich genau auf die Größe der punischen Stadt schließen, so wie auch die beiden Häfen, durch einen weit in das Meer reichenden Molo oder eine Landzunge geschieden, deutlich zu erkennen sind. Nach den Angaben der Alten betrug der Umfang Carthago's fast 4 deutsche Meilen, und noch ist dieser Raum mit unzähligen Fragmenten von Substruktionen, Säulenstücken ꝛc. bedeckt. Wo die Burg und der Haupttempel gestanden, ist jeder Stein, den man aufhebt, ein Stück seltnen Marmors, Serpentin, Giallo Rosso, Verdantico, Jaspis, Porphyr ꝛc. — Diese kleinen Bruchstücke und der, wie einige Ausgrabungsversuche nachweisen, thurmhohe Schutt, der die

Gegend bedeckt, sind Alles, was noch übrig ist von Carthago's Prachtgebäuden, von jenen Riesentempeln zum Beispiel, zu welchen, wie zu dem des Aeskulap, nach Livius Berichten, 60 Marmorstufen emporführten; und von jener Burg, deren Souterrains Quartiere für 24,000 Mann, Stallung für 6000 Pferde und 300 Elephanten, und die Magazine für die Ernährung von 200,000 Mann auf 2 Jahre enthielten. Daß für Ausgrabungen diese Trümmerstätte ein ergiebiges Feld darbietet, ergibt sich aus der Art seiner Zerstörung und aus dem Umstande, daß Scipio noch einen Werth von vielen Millionen aus ihren Ruinen sammelte. —

Lassen wir die Alterthumsforscher nach punischen Inschriften, Scherben und Schätzen suchen, wir suchen solche nicht auf Carthago's schweigsamem Friedhofe. Aber die nämlichen großen Züge, die uns in Tyrus', Thebens, Palmyra's Ruinen begegnen, finden wir auch hier wieder, und in jeder Handvoll Erde, in welcher der Staub vom Palast des Reichen und von des Armen Hütte, die Asche des Großen mit der seines untersten Sklaven gemischt ist, lesen wir die ewige Wahrheit wieder, die den Menschenfreund entzückt, den Tugendhaften erhebt und dem Schlechten, dem Unterdrücker und Tyrannen jeglichen Genuß vergiftet. —

Schloß Theben in Ungarn.

(1839.)

„Nach Ungarn!" antwortete Freund K. auf mein „Wohin?" das ich ihm zurief, als ich ihn vor dem Posthause in Wien den Eilwagen besteigen sah. „Wollen sie mit? Nur auf zwei Tage!" setzte er einladend hinzu, und wies auf den wolkenleeren, azurblauen Himmel und auf das in der Morgensonne strahlende kupferne Dach St. Stephans. Ich hatte nichts zu versäumen. Rasch bezahlte ich mein Passagiergeld nach Presburg, und fünf Minuten später rollte der Wagen durch die St. Marxer Linie. Schaaren marktender Landleute zogen zu beiden Seiten des prächtigen Heerwegs uns entgegen, und ihre malerischen Gruppen bereicherten den Stoff unserer Unterhaltung. Ehe wir es uns versahen, durchfuhren wir Simmering, einen stattlichen Flecken, auf einer unfruchtbaren Ebene gelegen, wo die Ar-

RUINE von SCHLOSS-THEBEN

in Ungarn

Aus d. Stiftsanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

tillerie der Wiener Garnison ihre Schießübungen und die Pferdeliebhaber der Hauptstadt zuweilen Wettrennen halten. Eine Viertelstunde später kamen wir an einem mit Ringmauern und Thürmen umgebenen, citadellenähnlichen Gebäude vorüber, das Wachtposten umstellten. Es war das kaiserliche Pulvermagazin. Zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken hatte der gefürchtete Soliman II. hier sein Hauptquartier. Am schönen Kaiser-Ebersdorf vorbei, gelangten wir nach Schwächat, der ersten Poststation. Eine nahe bei dem Flecken aufsteigende Pyramide ist auf der Stelle errichtet, wo Kaiser Leopold, nach der Befreiung Wiens von den belagernden Türken mit dem Helden Sobiesky zusammentraf, um ihm und seinen Polen für die Rettung seiner Hauptstadt und seines Reichs zu danken. Polen und — dieß Denkmal! — Die Dissonanz ist groß; aber im Charivari der Zeit macht sie sich nicht übel. — Bei Fischament, zwei Posten von Wien, wird die Gegend fruchtbar und reich; hinter diesem Marktflecken reihen sich die Dörfer Elend, Haslau, Riegelsbrunn und Petronell dicht an einander. Noch vor dem letzteren Ort, eine Viertelstunde südlich, sahen wir die Reste des Triumphbogens, den August dem Tiberius nach Pannoniens Eroberung setzen ließ. Wir befanden uns nahe an der Pforte Ungarns. Das alte Charnuntum, Hauptwaffenplatz der Römer und ihre Grenzfestung zum Schutz der deutschen Provinzen, nahm mehr als den ganzen Raum der heutigen Gemarkung von Petronell ein, und die Spuren von antikem Mauerwerk und römischen Verschanzungen gehen bis an den Neusiedler See herab. Petronell ist überdieß merkwürdig wegen seiner alten Kirche, die Karl der Große erbaute. Deutsch Altenburg, nahe der Scheidung Deutschlands und Ungarns romantisch gelegen, hat ein seit undenklichen Zeiten bekanntes Schwefelbad, das schon bei den Römern in Ruf war. Außerhalb des Orts, auf einem Hügel, liegt die Johanneskirche, und in der Nähe derselben ein räthselhaftes rundes Gebäude; beides Denkmäler der deutschen urältesten Baukunst. Hainburg, ein an der Donau gelegenes blühendes Städtchen von 4000 Einwohnern, ist der letzte deutsche Ort. Auch er war ein Vorwerk eine Citadelle des alten Charnunts, wie die hier aufgefundenen Inschriften, die Ruinen eines Tempels und andere Denkmäler außer Zweifel stellen. Bei Hainburg mündet die March, die Grenze bezeichnend, in die Donau, über welche man eine entzückende Aussicht nach den grotesken, einer Insel gleich im Strome fußenden Felsenmassen, prangend mit den Ruinen Rotenstein und Theben, und nach dem fernen Presburger Schlosse genießt. Angezogen von dem frappanten Anblick jener prachtvollen Trümmer, verließen wir in Hainburg den Eilwagen, mietheten ein Bot und fuhren hinüber. Mühsam war das Ersteigen des steilen, das Plateau des Vorgebirgs senkrecht überragenden Felsens, auf dessen Scheitel die Thebener Ruine steht, von deren Zinnen eine herrliche, eine fast unbeschränkte Aussicht auf die deutsche Gebirgswelt und die ungarischen Ebenen und Hügel lohnt. Dicht zu unsern Füßen lag Pres-

burg mit seinen vielen Thürmen und dem hohen, leider! nach dem letzten Brande noch großentheils in Ruinen liegenden Schlosse. Bald war die Fahrt dahin, zwischen anmuthigen Ufern und ohne einen Ort weiter zu berühren, vollendet, und wir befanden uns in der uralten, ungarischen Krönungsstadt.

Du weißt, daß es überall der Mensch ist, der mich am meisten interessirt, und wenn ich früher nicht gesehene Länder bereise, immer zuerst das Volk den Kreis meiner Beobachtungen ausfüllt. So war es auch hier. Ich war zum erstenmale in Ungarn; der Ungar war folglich das erste Ziel meines Forschens. — Der ächte Ungar geht in seinem Nationalkostüm; ist er von Adel (Nemesch-Ember), dann nie ohne Sporen, und sollten's auch nur zwei eiserne Zacken oder Nägel sein. Oft sieht man Hirten, Ackerbauer und Tagelöhner mit diesen Abzeichen ritterlicher Abkunft; und wehe dem, der an einen solchen die Hand zu einer thätlichen Züchtigung legte; denn von solcher ist der Edelmann gesetzlich befreit. — „Magyar ember vagyk" — ich bin ein Ungar! im Tone stolzer Selbstgenügsamkeit gesprochen, hört der Fremde wohl zwanzigmal des Tages. Niemals nennt der Ungar seinen Herrscher Kaiser. Das Wort ist ihm ein Gräuel; er erkennt nur einen Magyar-Kiroly: König der Ungarn, an. Der Deutsche ist ihm verhaßt, besonders der Oesterreicher. Alle Westeuropäer nennt der gemeine Ungar Schwaben: der Franzose heißt Franken-Schwab, der Spanier Spaniol-Schwab u. s. w. Verächtlich sagt er von den Deutschen im Allgemeinen: „sie tragen Kamaschli." Er würde lieber sterben, als seine elenden, leinenen Unterhosen mit anständigen und warmen deutschen Beinkleidern vertauschen.

So einfach das Nationalkostüm (der Schaafpelz, leinene Hosen und Stiefel) am Bauer mit langen Haaren und den wilden Zügen sich ausnimmt, so prächtig erscheint's, wenn es Rang und Reichthum adeln. Die Prachtsucht der ungarischen Großen in der Kleidung ist sprüchwörtlich und verräth die morgenländische Abkunft.

Ich sah den Fürsten Esterhazy als Generalkapitän der ungarischen Leibgarde: sein Anzug kostete eine Million. Auf dem Kolpak prangte ein Reiherbusch von Diamanten, die Tiegerhaut ward durch eine brillante Agraffe gehalten, die Juwelenverzierung der Beinkleider kostete 30,000 Gulden, der Perlenbesatz an jedem Stiefel hatte den Werth einer Grafschaft. Die Einkünfte des Fürsten übersteigen die vieler Könige; dennoch sitzt er in Schulden bis über die Ohren, und die meisten seiner Güter werden unter Kontrole der Gläubiger verwaltet. Seine Residenz ist Eisenstadt, wo er zwei Kompagnien Leibgrenadiere in Sold hat. Verschwendungslust ist übrigens dem ganzen hohen Adel Ungarns gemein, und wenig Familien entgehen ihren Folgen.

Der Palatinus, oder Vicekönig, steht an der Spitze des Reichs; aber Aemter, Würden, Belohnungen und Kapitalstrafen ertheilt der Kaiser durch

die ungarische Hofkanzlei in Wien. Der hohe Adel verzehrt seine ungeheuern Einkünfte meist in Wien und kommt nur selten auf seine Güter. Die Entfernung und das Hofleben schwächen nothwendig dessen Theilnahme an den vaterländischen Interessen, und die österreichische Regierung hat vielleicht Gründe, es nicht anders zu wünschen. Aehnliche Motive zerstreuen die ungarischen Offiziere durch die ganze Armee. Die einheimischen Truppen, die besten und schönsten der Welt, werden von Offizieren aus allen Völkern kommandirt, und es ist nichts Seltenes, in der nämlichen Kompagnie einen Niederländer als Hauptmann, einen Italiener als Oberlieutenant, einen Irländer als Lieutenant, einen Wiener als Fähndrich zu erblicken. Beim Volk ist der Soldat, er sei Ungar oder Ausländer, verhaßt. Der Bauer fühlt sich bei seinem Anblick in seinen Freiheitsbegriffen gekränkt. Er reicht ihm daher im Quartiere nie mehr, als er muß, und Schlägereien und Raufereien mit dem Militär sind etwas ganz Gewöhnliches.

Auch die Tracht des Bürgers ist noch, in den Landstädten wenigstens, die ungarische Kleidung. Sein Pelz reicht bis an die Kniee, ist mit Borden und silbernen Knöpfen besetzt, und in der Rechten führt er ein stattlich Rohr mit silbernem Knopf. Er trägt einen gewaltigen Schnurrbart, spricht gewöhnlich nur ungarisch, kann sich jedoch auch in Latein verständlich machen. Er ist Ungar durch und durch. Hingegen in großen Städten: Ofen, Pesth, Presburg, ist der Bürgerstand, seit Jahrhunderten mit der deutschen Beamtenkaste verschmolzen, meist verdeutscht.

Für die Geistesbildung des Volks ist noch viel zu thun übrig. Für Schulen ist zwar von der Regierung väterlich gesorgt, doch die Lehrer in den Dörfern sind meist sehr unwissend, und ein großer Theil der Bauernkinder wächst auf, ohne Unterricht genossen zu haben. Die höhern Stände aber erfreuen sich einer Bildung, die ausgezeichnet, und mannichfaltiger und universeller ist, als in den meisten europäischen Ländern. Die Fähigkeit, sich im Lateinischen, Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen mit Eleganz auszudrücken, ist sehr gewöhnlich, und eine umfassende Kenntniß der Literatur dieser Sprachen nichts Seltenes. Die einheimische Literatur blüht seit einigen Jahrzehnten sehr auf, besonders im Zweige der Poesie.

Die Ungarn sind große Schauspielfreunde. Jede der größeren Städte hat ein Theater. Doch nur Pesth und Ofen besitzen stehende Truppen; die übrigen sind von wandernden besucht. Vaterländische Sujets erregen grenzenlosen Enthusiasmus, und es ist schon oft geschehen, daß bei solchem Anlasse der Autor von dem begeisterten Auditorium auf den Schultern umhergetragen worden.

Das Wort Polizei ist dem Patrioten verhaßt. Entschlüpft einem Fremden das Wort, so wird er schnell belehrt, daß es in Ungarn keine Polizei gebe, da es ein freies Land sei. Dieß legt denn auch der öffentlichen Ordnung manches Hinderniß in den Weg; das Vagabundenwesen ist arg, und Räuberbanden sind eben nichts seltnes. Die Freiheit des Bettelns ge-

hört so zu sagen zu den öffentlichen Freiheiten. „Wer nicht will geben, kann lassen bleiben", sagte ein Ungar, als man ihm das Widrige dieses öffentlichen Uebelstandes vorstellte. „Ungarland", setzte er hinzu, „ist freies Land; wer nicht thut Schelmenstreich und respektirt Constitutio, kann machen, was er will."

Die Polizeidirektoren in den Städten heißen Stadthauptleute. Ihr Wirkungskreis ist sehr beschränkt, ihre Verfügungen gelten nur für die untern Stände; dem Adel zu befehlen wagen sie nicht. Die Stadtsoldaten hüten sich wohl, mit der privilegirten Kaste sich in Konflikt zu setzen. —

Daß das Tabaksrauchen zu den ungarischen Nationalgenüssen gehört, und die Meerschaumpfeife sehr in Ehren gehalten wird, hatte ich von Andern gehört; aber ich hatte mir nicht vorgestellt, daß man ihr eine so abgöttische Verehrung zollen könne. Der ächte Ungar wagt nie, seine Lieblingspfeife mit unbekleideter Hand zu berühren; außer dem Gebrauch ruht sie, in weiche Seide gehüllt, auf einem Kissen voll des zartesten Flaums.

Der Ungar ist gastfrei, treu, edelmüthig, tapfer im höchsten Grade; aber Leidenschaftlichkeit und Zanksucht, die sich in oft blutigen Schlägereien äußert, sind unter den niedern Ständen allgemein.

Außer den Magyaren, oder eigentlichen Ungarn, sind sehr viele Juden, Griechen, Deutsche, Slowacken, Wallachen und Zigeuner zu Tausenden im Lande. Die ersten treiben, wie überall, Handel und Schacher, und wohin der christliche Handelsmann erst gehen will, da sind sie schon längst gewesen. Reiche und Elegants findet man unter ihnen Viele. Das Volk, das sie aussaugen, haßt und verachtet die Hebräer; sie sind eine Landplage, wie überall; aber es kann nicht von ihnen loskommen. Nach seinen Begriffen gibt es keinen ärgern Schimpf für sein Vaterland, als wenn es der Fremde „Judenland" heißt.

Unser Heeren nennt die Ungarn „ein edles Volk, ein Volk voller Zukunft." Gewiß mit Recht. Möge nur die Sonne der Bildung, die bis jetzt ausschließlich den bevorrechteten Ständen geschienen, erst die Masse durchwärmen, dann wird auch die jetzt noch blinde Vorliebe für das Bestehende kein Hinderniß mehr für nothwendige Reformen sein.

Galveston.

Ueber achtzig Jahre sind's, seit am Firmament der westlichen Hemisphäre ein leuchtend Sternbild aufstieg, das sich im Licht der neugeborenen Freiheitsidee wiegte und mit seinen glänzenden Strahlen die Nacht erhellte, welche dazumal auf dem gesammten Völkerleben lagerte. Es war eine enggeschlossene Gruppe von dreizehn jungen Staatenkörpern. Das Licht aber erzeugte Licht; die ausgestreueten Atome schossen zu immer neuen Sternen zusammen, reiheten sich als neue Glieder dem Gebilde an und trugen die Aufklärung weiter in's Dunkel der westlichen Völkernacht. Fast verdreifacht hat sich seitdem die Zahl jener Lichtkörper und in blendendem Glanze spannt sich das Gestirn über den weiten Horizont; in verschwimmender Ferne aber erkennt das scharfe Auge des Sehers noch manchen schimmernden Nebelfleck, die Embryo's noch immer neu sich bildender Trabanten der amerikanischen Freiheitssonne. Und welch kurze Spanne Zeit in der Schöpfungsgeschichte sind achtzig Jahre! — noch ein solcher Zeitraum und es wird kein dunkler Fleck mehr am westlichen Staatenhimmel zu entdecken sein. Von Meer zu Meer, von Pol zu Pol wird der Geist amerikanischer Gesittung seine Schwingen über den Kontinent strecken und sein Glanz wird Tageshelle auf die Erde breiten.

„Manifest destiny" — ihre „offenbare Bestimmung" nennen die Amerikaner diese sprudelnde Quelle der Kraft, diesen ungestümen Drang der Zeugung und des Wachsthums, der ihrem Staatenleben innewohnt; und wohl ist's eine offenbare Bestimmung, daß das Licht geistiger Aufklärung die Finsterniß des Aberglaubens durchdringe, daß die rohe Kraft der Macht der Idee unterliege, daß der starke thatkräftige Wille der Jugend über das impotente Alter gebiete, daß die grüne Saat sittlicher Emancipation die dürren Halme des absterbenden Feudalismus überwuchere, — offenbare Bestimmung ist's, daß die angelsächsische Race die neue Welt ihr eigen nenne und die unermeßlichen Schätze der Macht und des Reichthums, welche die Natur dahin gelegt, aus ihrem Grabe wecke und der Welt zum Genuß darreiche. Der germanische Geist soll neuen Lebenssaft in die schlaffen Glieder der romanischen Völkerreste impfen und die Keime einer jungen kulturfähigen Generation unter sie säen; er soll die zu Fall gekommene Menschenwürde regeneriren, auf daß die Fackel geistiger und bürgerlicher Freiheit vor der Welt leuchte, auf daß das Beispiel einer auf neuen Grundlagen

ruhenden staatlichen Entwickelung gegeben werde, auf daß durch ihn die Probleme der neuen Zeit, die großen gesellschaftlichen Fragen, gelöst werden, auf daß von ihm aus die Blitze der geistigen Erlösung nach der alten Welt hinüber zünden und die Fesseln zerschlagen, in denen dort die feudalen Gewalten noch vielfach die Entfaltung des Menschengeistes gebunden halten.

Diese Wege seiner Bestimmung geht Amerika raschen und großen Schrittes. Jede seiner kurzen Regierungsepochen erwirbt ihm neue Staaten und weite Länderstrecken, aber seine Eroberungen hinterlassen nicht so blutige Spuren, wie die Raubzüge vieler Könige. Die nordamerikanische Politik ist nicht der Sturm, der gewaltsam die Frucht von des Nachbars Zaune bricht, sondern der Sonnenschein, der sie reift und selbst in ihren Schooß fallen läßt; sie schickt Heere von Kolonisten statt Soldaten, die blanke Pflugschaar ist ihre Waffe, Dampfessen sind ihre Batterien und blühende Ansiedelungen ihre Trancheen. Sie setzt zuvörderst den Hebel der Kultur an, statt den der Gewalt, überredet durch die Erfolge des bürgerlichen Fleißes, theilt freigebig die Früchte einer höheren Gesittung mit und bahnt sich durch ihre Achtung vor dem Gesetz den Weg zur Sympathie ihrer Nachbarn. Mit Sorgfalt verpflanzt sie die gährenden Elemente der eigenen treibenden Kraft in die trägen Massen der fremden Bevölkerung, pflegt so die ausgestreuten Keime der Liebe zur Freiheit und Lust, um der vollen Segnungen ihrer eigenen Civilisation theilhaftig zu werden und erst, nachdem der Zweig so weit erstarkt ist, daß er es wagen darf, sich von seinem Stamme zu emancipiren, sich loszukaufen oder gewaltsam zu trennen, erst dann hält sie die Arme auf, ihren Pflegling im eigenen Haus zu empfangen.

Texas ist eine Frucht dieser Politik. Sie that, wie sie in Louisiana zuvor gethan, wie sie in Oregon, Kalifornien, Neu-Mexiko nachher that, und wie es in Kanada, Kuba und Nicaragua zunächst geschehen wird. Dieselben rastlosen Kräfte, die kühnen Pioniere amerikanischer Kultur und amerikanischen Staatenbaues, die das schöne Land am merikanischen Golf aus der Gewalt roher Despoten und finsterer Pfaffenherrschaft erretteten und auf die Basen einer freien Entwickelung, der Blüthe, der Macht und des Glücks seiner Bewohner führten, dieselben muthbeseelten Männer, die von da nach dem Kolchis am stillen Meere auszogen, das goldene Vließ zu holen und den strahlenden Stern von Kalifornien in's Banner der Vereinigten Staaten zu sticken, dieselben rauhen Gesellen sind's, die in Westindien und Mittelamerika neue Ziele und neue Gefahren suchen. Flibustier, Abenteurer, Piraten schilt sie der Philister; aber es sind die vom Drang der „Manifest destiny“ am weitesten Getragenen, und wenn ihr Blut die dort keimende Saat der Freiheit düngt, so ist auch ihr Heldenthum in's Gedächtniß ihres Volkes eingeschrieben. Texas, der blühende Jüngling unter den Staaten, welcher erst vor 20 Jahren die Kette der Knechtschaft brach, dieses zur spanischen Zeit von Pfaffen und Beamten ausgebeutete Texas, das durch die

Wildheit seiner Bewohner, seines Klima's und seines Bodens verrufene und wegen verfehlter leichtsinniger und bübischer Spekulationen und durch böswillige und urtheilloſe Berichte verunglückter Ansiedler und unwissender Reisender so verkannte Texas, es kommt endlich zu Ehren; der Knabe hat seine Flegeljahre ausgetobt; eine musterhafte Verfassung und strenge gesetzliche Gewalt ist an die Stelle eines permanenten Kriegszustandes getreten, und Gefahren für Leben und Eigenthum, die einst hinter jedem Busch lauerten, sind verschwunden. Die ansässige Bevölkerung, welche aus dem langen Krieg heimgekehrt ist, hat ihre verlassenen Felder und Heerden wieder aufgesucht, um die Früchte ihrer Siege und Unabhängigkeit zu ernten, die Landsknechte der Freiheitskämpfe, die Abenteurer, die starken Arme und stolzen Gemüther, denen es in den Schranken der Gesetze zu eng ward und die raub- und beutelustigen Nachzügler, die Marodeurs des Kriegs, denen es vor dem Sheriff und Henker bange wurde, sie alle haben sich verlaufen wie die wilden Wasser nach einer Fluth; eingewanderte Arbeitskraft und Spekulationslust haben den Hebel an die verborgenen Schätze des Landes gesetzt, einen lebendigen, geschäftlichen und geistigen Verkehr angeregt, Zeit, Umsicht und Ausdauer geben allenthalben der Ansiedelung einen festen Halt und die Garantien einer glücklichen Zukunft, blühende Städte entstehen an den Ufern der großen Ströme und natürlichen Häfen der Küste, Dampfboote und Eisenbahnen durchschneiden das Land, die Segnungen des Friedens und der Civilisation kehren ein und fördern neue Quellen des Wohlstandes zu Tage. Zum wohlgeordneten und glücklichen Staat gereift, seit es (1845) der Familie seiner freien Nachbarn sich zugesellt hat, ist Texas vielleicht noch einmal beschieden, an Rang, Reichthum und politischer Wichtigkeit die erste Stelle unter ihnen einzunehmen.

Schon hat Texas viel vor seinen Brüdern voraus. Vor den älteren die jugendliche Frische, mit der sich dort das Leben auf dem jungfräulichen Boden bewegt. Die Thatkraft kennt noch keine Schranken, wie sie auf dem okkupirteren Terrain der Nachbarstaaten durch die Zeit sich aufgebaut haben, und der Spekulation bieten sich fort und fort neue Reize und neue Entdeckungen. Vor den jüngeren, wie Kalifornien und Neu-Mexiko, genießt es den Vorzug der bessern staatlichen Organisation und eines glücklicheren Verhältnisses der Elemente merkantilen und landwirthschaftlichen Gedeihens. Dieß Verhältniß schützt vor dem ephemeren Glanz und der schwankenden Macht einer vorherrschend geschäftlichen Erhebung, denn Texas ist seiner Natur nach auserkoren, ein Staat des Ackerbaues zu sein, dem Handel und Industrie nur fördernd zur Hand gehen sollen. Als der größte unter den älteren Staaten vereinigt Texas auf einer halben Million Quadratmeilen die schönsten Klimate Europa's, von Holstein bis zum südlichen Spanien, und es könnte der ganzen Bevölkerung, die unter jenen Zonen wohnt, nicht minder schöne, aber geschütztere und ergiebigere Wohnsitze bieten, als die alten Kulturstaaten Europa's. In drei großen bestimmt abge-

grenzten Terrassen steigt das Land von Südosten, am merikanischen Golf, zu den Gebirgen und großen Strömen seiner nordwestlichen Grenze empor. Jede dieser Terrassen hat ihren eigenthümlichen Charakter, ihre üppige Vegetation, ihr besonderes Klima. Ein 30—60 Meilen breiter Gürtel des fettesten Alluvialbodens umgibt den Fuß des Landes, der das Meer bespült; dieser Wald von uralten Cedern und Lebenseichen harrt noch der Art, um Schiffe daraus zu zimmern, und meilenlange Marschen und Rohrbrüche, welche in die Flußthäler hinaufreichen und an Fruchtbarkeit mit den Niederungen des Mississippi rivalisiren, warten noch des Saatkorns und der Pflege des Pflanzers, um in blühende Reis-, Zucker- und Baumwollplantagen verwandelt zu werden. Der Ueberfluß an gesunderen Gegenden hält die Ansiedelung noch von den Niederungen fern, und nur in den oberen Flußthälern wird der Alluvialboden zum Anbau von Zuckerrohr benutzt. Dagegen ist das wellenförmige Land, das eigentliche mittlere Texas, welches die zweite Staffel bildet und sich 150—200 Meilen breit durch den ganzen Staat erstreckt, das Herz seiner Kultur — ein Paradies an Lieblichkeit der Landschaft, Ergiebigkeit des Bodens und Heilsamkeit der Luft. Gar anmuthig wechselt die ewig frische Prärie mit dem duftenden Haine der umhergestreuten Bauminseln, hochgewachsenen Stämmen ohne Unterholz und schön geschwungenen Hügeln mit Buschwerk bewachsen; zahlreiche Quellen und rasch fließende Ströme bewässern und durchfurchen das Land nach allen Richtungen, und die Winde, die Jahr aus, Jahr ein über die Hochplateaus Meriko's und des nördlichen Texas streifen, wehen unvergängliche Frische über die Vegetation und gießen Kraft und Gesundheit in alles animalische Leben. So berühmt schon ist die Luft der Prärien geworden, daß die Aerzte aus den nördlichen Staaten ihre Patienten in Menge nach diesem Theil von Texas schicken, um Heilung für ihre kranken Lungen zu suchen. An Erzeugnissen ist der Prärieboden, wenn er umbrochen wird, fast eben so reich, als das Alluvium der Niederungen; alle Getreidearten geben jährlich doppelte Ernten. Die Baumwolle, der Stapelartikel des Landes, wird gleich der besten auf dem Markt geschätzt, und Tabak, Wein, Maulbeeren, Farbstoffe und Droguen, die zum Theil wild, in luxuriöser Uppigkeit allenthalben wachsen, versprechen noch wichtige Produkte des Anbaues und der Ausfuhr zu werden, sobald sich nur hinreichend Hände dafür finden. Die Rinderzucht gedeiht, wo sie versucht wird, fast wie in dem Pampas von Südamerika; der Mangel an Verwendung macht sie noch zum Ueberfluß; die Pferde, Abkömmlinge der spanischen Raçen, schweifen wild in großen Heerden im Lande umher und sind noch ein werthloses Gemeingut eines Jeden, der den Lasso zu handhaben versteht. Im Nordwesten erhebt sich das Prärieland zu einer Hochebene, die sich bis zu den Gebirgen im Norden erstreckt, von denen die Quellen der großen Ströme, des Brazos, Guadeloupe, Trinity und anderer sich ergießen. Das Hochland ist noch die Heimath der westlichen Romantik, der Jagdabenteuer und Indianerkämpfe, der

Weglagerer und Gefahren. Doch hat die Civiliſation ihre Poſten auch ſchon in dieſe Wildniß vorgeſchoben und hauptſächlich ſind es Deutſche, die dort mit dem Biſon und Muſtang noch die Erzeugniſſe des Bodens theilen und mit der Büchſe ihren Pflug begleiten müſſen. Jede Anſiedelung iſt ein Kriegslager und jedes Blockhaus eine Feſtung; denn in der Nacht iſt der Scalp auf keines Weißen Kopf ſicher vor den raubmörderiſchen Ueberfällen der Rothhäute. Beſchaffenheit des Bodens und Klima's ſagt in dieſer Region dem Deutſchen am meiſten zu, und das Gedeihen ſeiner Arbeit, Genügſamkeit in ſeinen Bedürfniſſen und das Bewußtſein vollkommener Unabhängigkeit laſſen ihn unter allen Gefahren ſich glücklicher fühlen, als in Mitten des raſtlos beweglichen amerikaniſchen Volks. Die deutſche Einwanderung nach Texas geht daher ſeit einiger Zeit vorzugsweiſe nach jenen nordweſtlichen Gebieten, wo ſie andere Ziele verfolgt, als die der amerikaniſchen Pflanzer im Süden und Oſten. Letztere kommen hauptſächlich aus den öſtlichen Grenzländern, aus Louiſiana und Miſſiſſippi, und haben, neben dem ſtürmiſchen Spekulationsgeiſt und turbulöſen Charakter jener Staaten, auch die Sklaverei mit in's Land geführt. Sie iſt ein Fluch; denn wo Sklavenarbeit ſich niederläßt, iſt des freien Arbeitsmannes Bleiben nicht mehr. Mit der Sklaverei fällt überall die Würde der Arbeit, der weiße freie Arbeiter ſinkt ſowohl in ſeiner eigenen Achtung, als in der des Arbeitgebers, ſobald ſein Werk gleich Sklavenwerk geſchätzt wird; jener entartet im Umgang mit dem Sklaven, in der Gleichſtellung ſeines Lohnes und ſeiner Behandlung mit der des Sklaven; ſeine Natur verdirbt zur Sklavennatur, weil ſich ſein Stolz nicht mehr empören darf gegen den Schimpf und die Beleidigung, die in der Degradation der nämlichen Kraft, welche er wie die der Sklaven handhabt, ihm ſelbſt widerfährt. Iſt er auch ſein eigener Herr und baut ſein eigenes Feld, er theilt dennoch mit den Sklaven des Nachbars dieſen Schimpf; denn der freie Sklavenhalter läßt auch ihn die Verachtung fühlen, die er vor den Schwielen in ſeinen Händen hegt; wie der adelige Junker über den freien Bauer die Naſe rümpft, der ſelbſt hinter'm Pflug geht. Was der Freie thut, thun ja für ihn die Knechte! Eben ſo wenig, wie die geſellſchaftlichen, vertragen ſich die ökonomiſchen und politiſchen Intereſſen des kleinen, freien Landbauers mit der Plantagenwirthſchaft des großen Sklavenbeſitzers. Kann auch auf den Pflanzungen des teraniſchen Binnenlandes die Arbeit vom Weißen ſo gut gethan werden, wie vom Neger, ſo bleiben doch der kleinen Bewirthſchaftung die beſonderen Vortheile eines großartigen Betriebs, die leichte Benutzung der Verkehrsverhältniſſe und für Hauptprodukte, wie Zucker und Baumwolle, ſelbſt die Möglichkeit einer vortheilhaften Erzeugung, wegen der Koſtſpieligkeit der Anlagen, entzogen. Der kleine Landwirth wird erdrückt von der Konkurrenz des großen, ärger noch, als in Europa der kleine Bauer vom großen Gutsbeſitzer, oder der Handwerker vom reichen Fabrikanten erdrückt wird. Noch nachtheiliger wird dieß Verhältniß in Texas durch ſeine Wirkung auf

die öffentlichen Angelegenheiten in Verwaltung, Justiz und Gesetzgebung; denn in allen dahin bezüglichen Fragen steht das Interesse des Sklavenhalters der Emancipation der Arbeit feindlich entgegen, und sogar das allgemeine patriotische Interesse ist zwischen ihnen gespalten. Der freie Ansiedler, namentlich der Deutsche, sucht sich einen dauernden Besitz zu gründen, um ihn für sich und seine Familie zur beständigen Quelle des Erwerbs zu machen: sein Interesse ist innig mit der wachsenden und dauernden Prosperität des Landes verknüpft. Der Sklavenhalter hingegen ist, wenigstens jetzt noch, nur Spekulant im Landbau; er trachtet, in kürzester Frist die Strecken rohen Bodens, welche er für ein Weniges erwirbt, durch Sklavenarbeit in einen werthvollen Gegenstand der Spekulation umzuschaffen, setzt sie in kulturfähigen Stand, gibt ihnen ein Schock schwarzer Arme bei, sucht einen Käufer und zieht seines Weges weiter, um anderen Orts dasselbe Geschäft zu wiederholen.. Auch sein Käufer betrachtet die erworbene Plantage als Geschäft, das ihn in kurzer Zeit bereichern soll, um es sodann mit Vortheil weiter zu veräußern. Es liegt in der Natur der Sklavenwirthschaft, daß sie nicht den Mann dauernd an den Besitz fesselt, den er geschaffen. Es fehlt ihr das Element der Verwandtschaft, in die der freie Arbeiter zur selbstgepflügten Scholle tritt. Dort steht der Sklav zwischen dem Herrn und der freundlichen Natur, die ihr Füllhorn vor ihm ausschüttet: dem freien Arbeiter reicht sie ihre Gaben in die eigene Hand; dieser gewinnt die Erde lieb, auf der er seinen Schweiß vergießt; jener aber schätzt sie nur noch nach dem Ertrag, den sie ihm abwirft. So verschieden, wie die Farbe ihrer Haut, so verschieden und so fremd sind sich die Interessen, die Impulse, die Sympathien jener beiden, scharf getrennten Kulturelemente in Texas; nimmermehr werden schwarze und weiße Arbeit neben einander auf demselben Boden gedeihen. Deshalb hat sich die fremde Ansiedelung, namentlich der deutsche Bauer und Farmer, vor der eindringenden Kolonisation der Sklavenhalter nach demjenigen Theil des Landes zurückgezogen, wo die große Plantagenwirthschaft weniger bekannt ist, als auf dem üppigen Prärie- und Alluvialboden des Südens, nämlich nach dem höher gelegenen und vorzüglich für Getreidebau geeigneten Tafelland des Nordwestens. Gegenwärtig bildet die freie Arbeiterbevölkerung dort eine mächtige geschlossene Partei, welche sich schon mehrmals im Kampf mit dem sklavenhaltenden Süden versucht hat, und da sich ihre Grenzen nach den natürlichen Bedingungen des Bodens so scharf abzeichnen, wie ihre politischen Grundsätze, so wird über kurz oder lang eine Trennung des freien Texas vom Sklavenstaat eine Folge dieses Kampfes werden. Gegenwärtig beträgt die gesammte weiße Bevölkerung von Texas wenig über 300,000, es kommt also nicht einmal ein Freier auf die englische Quadratmeile. Die Zahl der Sklaven ist größer, hat aber noch keine Rubrik und keinen Census. Unter der nicht anglo-amerikanischen Einwanderung nehmen die Deutschen die bei Weitem größere

Ziffer ein; von mexikanischem oder spanischem Blut ist kaum eine Spur mehr zu erkennen, und die Indianerstämme, welche bis nach der Nordgrenze zurückgedrängt sind, werden vor der vorschreitenden Kultur und einer energischeren Machtentfaltung des Gouvernements wohl bald ganz aus ihrem angestammten Gebiet weichen müssen.

Unter den wenigen Städten, in denen die so spärliche Bevölkerung sich etwas dichter zusammendrängt, ist Galveston, die Seepforte des Landes, die bedeutendste. Sie liegt, wie Venedig, auf einer Insel in der Bai, hat aber auch sonst nicht das Geringste mit der Königin von Adria gemein. Sie ist zur Zeit noch nichts Besseres, als ein weitläufiges, von ungepflasterten Straßen rechtwinkelig durchkreuztes Baracken- und Budenlager, um den nächsten und dringendsten Bedürfnissen des fremden Handels und der Schifffahrt sowie des Verkehrs mit dem Binnenlande zu genügen; ihre Architektur gehört dem „Scheunenstil" an, der nächst-höheren Stufe über dem Blockhausstyl. An Besseres zu denken, dazu findet sich bei der Hast und Geschäftigkeit, mit der die Bewohner die nothdürftigste Ausstattung ihrer städtischen Wirthschaft zusammentragen, keine Zeit. Ungefähr 4000 fest angesiedelte Einwohner leben zur Zeit in Galveston und daneben, namentlich in der Saison der Verschiffung und der Einwandererzüge, wogt ein buntes Gemenge aller Raçen und Nationalitäten, wie wir sie in allen Seestädten Amerika's antreffen. Galveston spedirt zwei Drittel der ganzen texanischen Ausfuhr, darunter über 100,000 Ballen Baumwolle, welche ihm größtentheils durch die in die Bai mündenden Flüsse zugeführt werden. Mit New-Orleans und den Hauptplätzen der atlantischen Küste unterhält Galveston regelmäßige Dampf- und Packetboot-Verbindungen. So blühend und rührig auch der Verkehr für den kleinen Ort jetzt schon erscheint, so ist er doch nur ein schwacher Schatten, den er seiner künftigen Entwickelung voraus wirft, wenn wir bedenken, daß das Land, welches hinter ihm liegt, bestimmt ist, die hundertfache Bevölkerung aufzunehmen und einst seine Zuckerplantagen wohl allein mehr produciren werden, als die des übrigen Kontinents zusammen gerechnet.

Das Grabmal der heiligen Genoveva

in der Frauenkirche bei Andernach.

Wie frisch gepflückte Blumen duften noch die Kunstgebilde aus dem Wiegenalter der Poesie unseres Volkes und erfreuen noch heut zu Tage mit ihrem Liebreiz und ihrer Innigkeit jedes unverdorbene Gemüth. Es war die kindliche Einfalt und unschuldvolle Naivetät, der gläubige Sinn und die Lauterkeit jugendlicher Phantasie, welche die himmlischen Muttergestalten auf die Leinwand zauberte, in einfachen edlen Weisen zarte Minne in die Frauenherzen goß und eine fromme Moral in ihre lieblichen Sagen wob. Dazwischen fuhr wohl auch der derbe Humor und beißende Witz umher, wie ein wilder ungeberdiger Knabe, und die Schwänke, Spott- und Schalkenstreiche, welche aus jener heiteren Zeit entsprangen, ergötzen in ihrer ewigen Wahrheit und Frische noch uns und unsere Kinder. Wer kennt nicht aus seiner Jugend die Streiche des „Eulenspiegel" und die Geschichte vom „Gehörnten Siegfried?" Keine der Gestalten deutscher Sagendichtung hat sich so tief in das Andenken des Volkes eingeprägt und wird mit solcher Liebe gepflegt, als, — wie es auf dem Titel des alten Volksbuchs steht, — die „schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig bedrängten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen". In rührend unschuldigem Ton und wahrhaft kindlicher Naturinnigkeit wird uns ein Bild weiblicher Treue gezeichnet, welche die schwersten Versuchungen und härtesten Prüfungen heroisch besteht, Verleumdung, Verfolgung und alle Drangsale in frommer Ergebenheit trägt, vom Genius der Tugend beschützt, endlich wieder zu Ehren gebracht wird und über die bösen Geister ihres Geschicks einen glänzenden Sieg feiert.

Der geschichtliche Faden der Legende beginnt mit der Verheirathung der Genoveva von Brabant an den Pfalzgrafen Siegfried von Meyenfeld, und führt uns nach seinem Residenzschloß Hohenzimmern, an der Mosel. Bald darauf sandte ihn Karl Martell aus, um gegen die Sarazenen zu kämpfen, und die junge Gemahlin, welche unbewußt ein Pfand ihrer treuen Liebe unter dem Herzen barg, ward dem Schutz seines Haushofmeisters Golo anvertraut. Der Bock war aber zum Gärtner bestellt, und als alle Versuchungskünste des pflichtvergessenen Dieners an der Ehrbarkeit und Treue der schönen Genoveva gescheitert waren, beschloß er sie zu

ESKILSTUNA
in Schweden

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildburgh.

Eigenthum der Verleger

verderben. Das Bubenstück gelang. Golo meldete seinem Herrn die während seiner Abwesenheit erfolgte Niederkunft von dessen Gemahlin und klagte sie fälschlich des Ehebruchs an, worauf Siegfried ihm den Befehl ertheilte, Mutter sammt Kind zu ersäufen. Ein mitleidiger Knappe, der mit Vollziehung des Urtheils beauftragt war, überließ jedoch die unschuldigen Opfer der Verleumdung und Eifersucht in der Wildniß ihrem Schicksal. Sechs Jahre lebte nun Genoveva in einer Höhle der Ardennen von Kräutern und wilden Früchten und ließ ihr Söhnlein von einer Hirschkuh nähren. Ein Zufall führte ihren Gemahl, der Reue über sein strenges Urtheil empfunden hatte, in ihre Nähe, und in der wieder erlangten Ueberzeugung von ihrer Unschuld führte er sie auf sein Schloß zurück. Golo aber ließ er durch vier wilde Stiere zerreißen.

Die Manuskripte der Legende reichen bis zur Mitte des achten Jahrhunderts zurück. Die erste Ausgabe in Typen ist ein Inkunabel vom Jahre 1474; ein Beweis, wie fest sie in der Liebe und Verehrung der damaligen Zeit gewurzelt war, daß die erste Buchdruckerpresse sich ihrer annahm, gleichzeitig mit Bibel und Kalender.

Die Stelle im Wald bei Andernach, wo der jagende Pfalzgraf Siegfried sein treues Weib und seinen Sohn Schmerzensreich wieder fand, ließ er mit einer Kapelle schmücken, später die Frauenkirche geheißen, in der die Gebeine der Heiligen beigesetzt sind. Nur wenige Pfeiler und Bogen haben den Verfall der schönen Kapelle überlebt und hüten noch die Grabstätte, auf die Regen wie Sonnenschein durch das offene Gewölbe niederfallen.

Eskilstuna in Schweden.

Weise vertheilte der Schöpfer die Gaben der Natur über den Erdkreis. Während in den südlichen Ländern hauptsächlich die Fruchtbarkeit des Bodens es ist, was die Menschen nährt und ihnen die Quellen des Wohlstandes öffnet, haben solche in vielen nördlichen Gegenden einen tiefern Ursprung. Die in den Schooß der Erde gelegten Schätze müssen dort für die Kargheit des Bodens entschädigen. Schweden z. B., das würde einen großen Theil seiner Bevölkerung nicht ernähren können, und viele Landstriche des Reichs würden gar nicht bewohnt sein, ohne seine Bergwerke,

und die Gewerbe, welche theils unmittelbar durch diese bedingt sind, theils ihre Hauptnahrungsquellen aus ihnen schöpfen.

In Schweden rechnet man etwa 30,000 Arbeiter, welche unter der Erde mit der Gewinnung der Metalle beschäftigt sind. Ueber 180,000 beschäftigt die Aufbereitung und Verschmelzung der Erze und ihrer Produkte weitere Verarbeitung. Nicht Gold, nicht Silber machen den Bergsegen des Landes aus: — das nützlichste aller Metalle gibt ihn, und das schwedische Eisen hat sich den Ruf, das beste in der Welt zu sein, seit 800 Jahren erhalten. Die größten Eisenminen sind in Wärmeland, Upland, Ostergothland und Südermanland anzutreffen.

In diesen Provinzen ist auch der Sitz der großartigen und vielfältigen Anstalten, welche den Ertrag der Minen zur Waare, zu Gegenständen des Nutzens, der Bequemlichkeit, des Luxus verarbeiten. Die ungeheueren Wälder, welche jene Landschaften bedecken, befördern die metallurgischen Gewerbe.

Alle Distrikte, wo diese ihre Hauptniederlassungen haben, zeichnen sich vortheilhaft von jenen aus, welche auf die Erzeugnisse des Ackerbaues allein hingewiesen sind, wenn man das ebene, kornreiche Schonen und die Striche der Südküste ausnimmt, so wird man in den keine Berghüttengewerbe besitzenden Landschaften im Allgemeinen nur Armuth treffen. Man sieht statt Dörfer meist nur einzelne Hütten, oder zwei bis drei beisammen. Die Flächen sind kulturunfähig und hoch mit Steinen überdeckt, auf welchen nur Moos keimen, kein Halm sprossen kann. Die Wälder allein lassen etwas Ackerbau zu. Noch heutigen Tages brennt dort der Bauer Holzungen nieder, damit die Asche eine anbaulohnende Krume bilde, worauf er den wenigen Hafer bauet, der ihm und den Seinigen das Brod gibt. Die Bauernhäuser sind Blochhäuser, ihre Wände von Baumstämmen — Bloch auf Bloch auf einander gelegt; die Fugen füllt Moos, und das Dach ist von Brettern. Ein Raum ist das Innere: Küche, Schlafgemach und Vorrathskammer zugleich. Vom Giebelbalken hängt der Wintervorrath an einem Stricke herab, 50—100 „Knätebrode", meist aus Hafer, von den Aermsten mit einem Zusatze von Baumrinde gebacken und so hart, daß man sie mit einem Hammer zerschlagen und vor dem Genuß im Wasser erweichen muß. Die Ziege ist gewöhnlich das einzige Hausthier. Brennende Kienspäne vertreten Kerzen- und Lampenlicht. Die Kleidung der Landleute ist aus den gröbsten Stoffen. Geld ist bei ihnen fast gar nicht in Umlauf.

So wie man in einen Berg- oder Hammerwerksdistrikt tritt, ändert sich die Scene. — Um die Schmelzöfen, die Walzwerke, die Waffenfabriken haben sich wohlgebaute Dörfer gebildet. Man sieht stattliche Kirchen, hübsche Pfarrhäuser, gut gebahnte und mit Frachtfuhrleuten belebte Wege, kurz die Zeichen eines bessern Zustandes. Alles athmet Thätigkeit, und ein bescheidener Grad von Wohlhabenheit ist ein allgemeines Gut.

SALAMIS

Aus d. Kunstanstalt d. Bibliogr. Instituts in Hildh.

Eigenthum d. Verleger.

Unser Bild führt uns inmitten dieser blühenden Gegend zu einem Hauptsitze der metallurgischen Gewerbe Schwedens. In dem etwa 120 Quadratmeilen großen Landstrich, zwischen Gefle und Norköping, Westerås und Carlstadt, ist der größte Theil der Eisengewerbe des Reichs vereinigt. Ein Centralpunkt ist Eskilstuna. Es liegt zwischen Orebro und Stockholm, 10 Meilen von der Hauptstadt, in der Mitte der schönsten Landschaft, in der Nähe des reizenden Mälars. Der Eskilstunafluß (Torshalla), der im 2 Meilen entfernten Hielmarsee entsteht, führt dessen Wasser durch die Stadt hin dem Mälar zu und bildet am Ausgang desselben einen schönen Wasserfall. Eskilstuna ist rings umgeben von kleinen Seen und den Flüssen, durch die sie zusammenhängen. Letztere umschließen größere oder kleinere Flecken theils angebauten, theils bewäldeten Landes, welche durch Brücken und Stege verbunden sind.

Der ganze Ort, der an 2800 Einwohner zählt, ist von Hütten- und Fabrikarbeitern bewohnt, welche in der königlichen Stahlmanufaktur (die den besten Stahl des Landes liefert) und in den Fabriken für alle Arten von Waffen, Schlossererzeugnissen, Messern ꝛc. ꝛc. ihr Brod finden. Es ist ein kleines Sheffield, und wenn man auch den Maßstab des britischen nicht anlegen darf, so liegen hingegen die Kontraste hier näher, an welchen man den wohlthätigen Einfluß erkennen kann, welchen Berg- und Hüttengewerke auf ein von Natur sonst karg begabtes Land und auf seine Bevölkerung üben.

Seinen Namen verdankt Eskilstuna dem heiligen Eskil, dem ersten Bischof von Südermanland, der hier begraben ward. Bis zur Reformation bestand daselbst ein sehr reiches Kluniacenserkloster. Ein von Karl I. erbautes Schloß brannte später ab. In den letzten Jahrzehnten hat die Stadt bedeutende Erweiterungen erfahren.

Salamis.

Salamis ist ein armseliges Eiland an der Küste von Hellas; seine Städte, Tempel und Monumente sind spurlos verschwunden; aber auf seinen Gewässern kämpften die Flotten der Griechen und Perser um das Schicksal der Welt, und seine Höhen sind die uralten Zeugen des denkwürdigsten und folgenreichsten Seesiegs, der jemals erfochten.

Der Perserkönig Xerxes hatte mit dem größten Heere, das jemals den Hellespont überschritten, Hellas überschwemmt, die Griechen von der Erde

zu vertilgen. Die Athenienser und die anderen Stämme, unfähig, den Kampf zu Lande zu bestehen, verließen ihre Städte, schickten die Wehrlosen in unzugängliche Gebirgsschluchten und begaben sich auf ihre Schiffe zu einem letzten verzweifelten Rettungsversuche, oder mit einander zu sterben entschlossen. Die Bucht von Salamis war für die Geschwader der Griechen der Sammelplatz; Themistokles ihr erwählter Führer. Er hatte jene Bucht zum Wahlplatz der Freiheit erkoren, in der Ueberlegung, daß die Enge des Raums, worin die Bewegungen der persischen Schiffe bei ihrer Masse beschränkt wären, der griechischen Flotte Vortheil bringen würde. Als Uneinigkeit unter den Griechen auszubrechen drohte, wagte er eine bedenkliche List, die aber den seines edlen Zweckes bewußten Geist verräth. Unter dem Scheine des Verraths ließ er durch einen heimlichen Boten an Xerxes den Rath überbringen: er möge die Griechen angreifen, so lange sie noch bei Salamis zusammenständen, bald würden sie sich zerstreuen, dann hätte er die Staaten einzeln zu unterjochen. Sofort begann jetzt der König die Schlacht, indem er seine ungeheure Flotte zwischen Salamis und der attischen Küste ausdehnte. Sie war der der Griechen um zwanzigmal überlegen an Schiff- und Streiterzahl. Die kleine Griechenschaar zu vernichten gewiß, griffen die Perser ohne Ordnung an. Aber die unwiderstehliche Gewalt edler Begeisterung erfüllte jetzt die Seelen der Griechen. Die Losung „Freiheit oder Tod" machte sie einig, machte jeden Einzelnen zum Heros. Vor allen thaten sich die Athener und Aegineten hervor im Kampf und in der Fertigkeit, die Schiffe kühn und geschickt zu lenken. Ihr Bestreben war, mit den metallenen Schiffsschnäbeln die Seiten der feindlichen Schiffe zu verletzen, oder wenigstens, in schiefer Richtung heransegelnd, ihr Ruderwerk zu beschädigen. Dabei konnten die persischen Schiffe, wie Themistokles richtig vorausgesehen, bei ihrer Menge und Schwerfälligkeit, in den engen Gewässern nicht nach Bedürfniß ausbiegen, und bald war ein solches Gedränge unter ihnen entstanden, daß Alles in Verwirrung und Unordnung gerieth. Der Sieg war für die Griechen entschieden. Der Rest der persischen Armada zerstreute sich, nach der erlittenen Niederlage, in alle Winde, und so ungeheuer war die Wirkung des unglaublichen Siegs auf den „großen König", daß Xerxes, aus Furcht, die Griechen möchten die von ihm errichtete Brücke über den Hellespont abbrechen und ihm den Rückzug abschneiden, mit seinem zahllosen Heere schimpflich nach Asien zurückfloh. Solches geschah am 23. September 480 v. Chr. Die Heldenthaten der Griechen und des Themistokles machen Salamis Namen den fernsten Jahrtausenden werth, und sein Gestade — jetzt öde und verlassen — zu einem der interessantesten Punkte der Erde für alle Zeiten.

Welche Erinnerungen weckt der Anblick dieser Buchten und Hügel, und zu welchen Betrachtungen führt er! Hätten die Perser gesiegt in dem glorreichen, hier vor drittehalb Jahrtausenden geschlagenen Kampfe, den ein begeistertes Volk, mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die ungeheuerste Uebermacht wagte, so wäre Osteuropa eine persische Provinz ge-

worden, und statt daß sich frei und selbständig die eigenthümliche Bildung des Welttheils entwickeln konnte, hätten ihm die erobernden Asiaten ihre Kultur, ihre Despotie und ihre Laster vererbt. Griechenlands Bildung wäre in der Knospe und für immer ausgetilgt worden, und von einem sich über die grasse Alleinherrschaft erhebenden, bessern und würdigern gesellschaftlichen Zustand, wie ihn zuerst die Verfassungen der griechischen Republiken zeigten, hätte die Menschheit vielleicht nie auch nur eine Ahnung erhalten. Wissenschaft und Kunst hätten sich aus ihrem barbarischen Zustande wohl nie erhoben, und unter dem eisernen Joche des asiatischen Despotismus wäre die Welt vielleicht jetzt ein weites China! — So viel lag daran, daß bei Salamis die Griechen und nicht die Perser siegten.

Gegenwärtig hat das Eiland (Groß-Colouri von den Neugriechen genannt) etwa 600 Einwohner, meist in elenden Hütten wohnende Fischer und Hirten. Von der Pracht der klassischen Vorwelt (Salamis war ein Lieblingsaufenthalt reicher Athenienser, die hier viele Landsitze erbauten) ist nichts mehr übrig, als die Substruktion eines Tempels, welcher die Stätte des Orts bezeichnet, der der Insel den Namen gab.

Burg Alt-Leiningen.

Aus der bayerischen Pfalz! Wer möchte da nicht de jure Ceremonienmeister für die Präsentation des Landes sein, nicht, zwischen Obstbäumen und Reben versteckt, dort eine Hütte haben, und durch Grund und Wald, durch die Thäler und über die Höhen wandern, um der Welt von unbekannten verborgenen Schönheiten zu erzählen! Vergeblich Sehnen! Da sitze ich in einer ungroßmüthigen Zeit unter ungroßmüthigen Gewalten in einer dürftigen Natur, bis mich die Welt entläßt und meines Pfades Spur der Wind verweht, wie die Spur, welche der Gazelle Fuß dem Wüstensande aufdrückt. —

Die Pfalz ist ein Garten. Steige einen Berg hinan, welchen du willst, und sei gewiß, eine Aussicht zu finden, die dich entzückt: weite, lachende, mit Städtchen und Flecken besäete Gegenden, oder trauliche Thäler und Gründe, die ihren Reichthum bescheiden verbergen; — verliere

dich in die frischen Wälder, in die grünen Auen, in die heimlichen Gründe, von Felsen und Schluchten bewahrt; verfolge deinen stillen Pfad, auf dem dich der Gesang der Vögel begleitet, zu den epheuumsponnenen Ruinen von Klöstern und Burgen, und du wirst die Schweiz um ihre grünen Matten und freundlichen Alpen, um ihre Staubbäche und Gletscherfirnen kaum beneiden. —

Aber nicht bloß wegen der Reize, mit denen die Natur diese Gegenden übergossen hat, laden sie zu einem Besuche ein; auch die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an das Land überhaupt, wie an einzelne Orte knüpfen, nehmen das allgemeine Interesse in Anspruch. In der Pfalz war's, wo sich die Hoheit und der Glanz des deutschen Volks und Reichs am prächtigsten entfaltete; dort war der Schauplatz der Begebenheiten, die seinen Ruhm in die ewigen Tafeln der Geschichte geschrieben mit sammt seinem Jammer und mit sammt seiner Schmach; dort war's, wo die Eroberer und Länderstürmer, von Cäsar an bis zum Mann aus Korsika, deutsches Land und Volk niedertraten, plünderten und jochten; dort war's, wo sich die deutschen Stämme, vom ewigen Fluche der Uneinigkeit betroffen, einander bekriegten und verdrängten; von dort gingen die großen politischen und kirchlichen Kämpfe und Reformen aus, dort trieb das Mittelalter seine schönsten und seine giftigsten Blüthen, dort wuchsen die großen Geschlechter empor, welche Deutschland Häupter und Fürsten gaben. Noch blühen manche derselben in vielen Verzweigungen, wennschon Kauz und Sperber seit Jahrhunderten auf dem verfallenen Gemäuer ihrer Burgen nisten.

Das Bild eines solchen alten Dynastensitzes liegt vor uns. Alt-Leiningen ist das Stammhaus des Leininger Grafengeschlechts, welches, mit großen Gütern in der Umgegend, gegenwärtig der Linie Leiningen-Westerburg gehört. — Die tiefen und in den Fels gehenden Doppelgräben, die gewaltigen Mauern mit den langen regelmäßigen Fensterreihen, die ungeheuern massiven Kreuzgewölbe sind Zeugen von der Größe und Schönheit dieses berühmten Schlosses. Ein Graf, Emich I. von Leiningen, erbaute es im 13. Jahrhundert auf der Stelle der ältesten Burg; der Bauernkrieg ließ es im 16. Jahrhundert als Ruine zurück. Noch einmal stiegen Mauern und Thürme empor, bis der Vandalenzug der Franzosen zu Ende des 17. Jahrhunderts die Pfalz durch Feuer und Schwert verheerte und auch die Leininger Burg in Trümmer legte. Ihre Herren wurden vertrieben, und erst im Ryswicker Frieden erhielten sie ihre Besitzungen zurück.

Das am Fuße des Schloßbergs kauernde Dorf entlieh von der Burg seinen Namen; die über 1000 Seelen starke Bevölkerung desselben nährt sich meist von ihrer Handarbeit auf den Gütern und in den Forsten der Leininger. Dürftig genug! Man würde sich überhaupt sehr täuschen,

wenn man die Bewohner der Pfalz, dieſes Paradieſes, für ſo glücklich hielte, als die Gegend es zu verbürgen ſcheint. Wer den Boden bebaut, erfreut ſich ſeiner weniger, als der, dem er gehört. Es iſt hier wie faſt allenthalben. Genuß und Arbeit ſind mit ungleichem Maß vertheilt. —

Emden in Oſtfriesland.

Neue Schwungkräfte bewegen die Geſellſchaft, und, angetrieben von der allmächtigen Meinung, dreht ſich das Rad der Länder- und Völkergeſchicke in immer raſcherm Fluge. Das Greiſengeſchlecht, das die Zeiten von vorhin geſehen, kann ſich in die Gegenwart nicht finden. Es tritt ab, noch ehe es abgeſtorben iſt, oder es wird von dem Rade der Zeit weggeſchleudert. Die Generation der Männer iſt erwachſen in dem großen Umſchwung der Dinge und hat zum großen Theil dabei mitgewirkt. Dieſer macht die Jugend das Ruder ſtreitig, — eine Jugend, die von der Gegenwart erzogen, keck herandrängt und ſich weiſer dünkt, als die Väter; eine Jugend, lebendig, betriebſam, klug und gewandt, muthig bis zur Verwegenheit, abgeneigt allem Alten bis zum Fanatismus, begeiſtert für alles Hohe, was die Idee gebiert; eine Jugend, die Theil nehmen will am öffentlichen Leben, und die nicht nur von ihrem Berufe, ſondern auch von ihren Fähigkeiten feſt überzeugt iſt.

In dieſer wirbelnden Bewegung, wo ſich Altes vom Neuen ſcheidet und in furchtbarem Zwieſpalt, in heftiger Wirkung und Gegenwirkung einander bekämpft und aufzureiben trachtet, thut es Einem wohl, den Blick in eine Ecke des Vaterlandes zu werfen, wo ſich ein kleines Volk ſelbſtändig und heimiſch entwickelte, das den Schatz der Ruhe auch noch in den Stürmen der Gegenwart zu retten wußte und jene Stätigkeit bewahrte, welche auf dem in ſich gewährten unerſchütterlichen Beſtand und Beſitze ruht. Der Stahlſtich führt uns dahin, — unſer Bildchen von der Stadt Emden im fernen Oſtfriesland.

Der Bewohner des Binnenlandes und der Ebene ſehnt ſich nach Gebirg und Meer. Als Kind lauſcht er keinen Mährchen und Sagen lieber, als denen, welche in den ſchauerlichen Klüften oder auf den ſchwindelnden Höhen der Berge vor ſich gehen, oder von den unheimlichen Tiefen und

grausigen Stürmen und Gefahren des endlosen Wassers erzählen, und als Jüngling ist sein kühnstes Reiseziel wiederum Meer oder Gebirg, wo die Natur zu Wagnissen herausfordert und der Kampf mit den Elementen Leib und Seele stählt. Aber auch der Mann, der erfahrene, gereiste, weilt bei der Betrachtung der verschiedenen Völker und ihrer Thaten und Sitten mit besonderem Interesse bei Gebirgsvölkern und Küstenbewohnern. Hier zeigt sich der Mensch am reinsten in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit. An der Küste, wie im Gebirge (die größeren Städte gelten mehr oder weniger für Ausnahmen) ist der Mensch vorzugsweise auf den Umgang mit der Natur und Seinesgleichen hingewiesen; abgeschlossen vom abglättenden Weltverkehr baut er seinen Ideenkreis kernfest aus und überliefert ihn in starren Formen Kindern und Kindeskindern. Mit dem väterlichen Geschäft erbt die Sitte fort, und wie im Haus, ruht im Stamm und Volk Gesetz und Recht auf dem bewährten Boden von Erfahrung und Gewohnheit. Daher beim Aelpner wie beim Küstenmann das Festhalten am Hergebrachten, Alten, und die Scheu, die mit jeder Neuerung oft auch den Fortschritt von sich weist. Dieser patriarchalische Zug der Gebirgs- und Küstenbewohner dehnt seinen Einfluß auch auf die staatlichen und Gemeindeeinrichtungen aus; es spricht sich dieß aus in dem Hange zu möglichst enger und bestimmter Begrenzung der Stämme und Gemeinschaften, Familien und Zünfte. Jede Gemeinschaft besteht unerschütterlich auf dem geringsten Rechte, und bitterer Groll und Hader um Kleinigkeiten trennt oft die nächsten Nachbarn.

Also geartet erscheinen uns die Friesen. Sie sind die rüstigsten Männer am ganzen deutschen Meer. Dieser germanische Volksstamm, dessen Macht und Tapferkeit schon die Römer kennen lernten, wohnte ursprünglich zwischen den Rheinmündungen, der Nordsee und der Ems. Durch Drusus wurde er zwar den Römern zinspflichtig, aber schon im Jahre 28 n. Chr. reizten die Bedrückungen, welche einzelne römische Befehlshaber erregten, wieder zum Aufstand: sie gewannen ihre Freiheit zurück und wußten ihre Unabhängigkeit, den Römern gegenüber, in mannhaften, beharrlichen Kämpfen zu behaupten. In den Kriegen der übrigen teutonischen Stämme mit den Römern wird der Name der Friesen nur selten genannt. Ihre Kämpfe fochten sie aus auf eigene Faust und kümmerten sich nicht um die der Nachbarn, der Chauken, Sachsen und Franken. Ohne eine Ausdehnung ihrer Herrschaft zu beabsichtigen, führten indeß doch spätere Fehden mit angrenzenden Stämmen zu größerer Ausbreitung und Niederlassung. Alles Land zwischen Ems und Weser besetzten die Ostfriesen, im Gegensatz zu den die alten Sitze behauptenden Westfriesen, und in den westlichen Küstenstrichen Schleswigs, von der Eider bis Tondern und auf den davor liegenden Inseln treten die Nord- oder Strandfriesen auf. Sowohl Chauken, als Angeln oder Sachsen, die ältern Bewohner dieser Küstenstriche, mischten sich willig mit dem stamm-

verwandten Volk, und mit dem Namen desselben verschwand mit der Zeit ihr eigener.

Stolz auf ihre Unabhängigkeit und mißtrauisch gegen Jeden, von dem sie für ihre Freiheit glaubten fürchten zu müssen, trugen die Friesen den bittersten Haß gegen die Franken und Alles, was ihnen als feindlich bezeichnet wurde. Diesen Haß theilten sie mit den Sachsen. „In stetem Kampfe mit gefährlichen Feinden und dem Meere, welchem sie einen großen Theil des Bodens abgerungen, haben die Friesen in ihrem Marschlande, wie die Schweizer auf ihren schneebedeckten Alpen, hohes Kraftgefühl, Muth, Freiheits- und Vaterlandsliebe genährt, und bloß die Lage ihres Landes, nicht Mangel an kriegerischer Tüchtigkeit, war die Ursache, daß sie den wiederholten Angriffen der Franken früher erlagen, als die Sachsen.“ Auch ihrem Glauben blieben sie, wie die Sachsen, am längsten von allen germanischen Stämmen treu. Nirgends wurde der Kampf um die heidnischen Altäre blutiger geführt, nirgends war er wechselvoller, denn das Friesenvolk verlor, wenn auch oft besiegt, nie seine Spannkraft. Bei jedem neuen Anlauf schleuderte es das aufgedrungene Kreuz wieder von sich. Aber auch in diesem großen Kampfe scheinen sie nicht als Verbündete gemeinschaftlich mit den Sachsen gegen die fränkischen Gewaltherren gefochten, sondern nur die günstigen Wendungen des Sachsenkriegs für sich benutzt zu haben. Diese hartnäckige Abgeschlossenheit, diese Scheu vor allem Bündnerwesen war ihr Verderben. Karls des Großen Heeresmacht und dem Bekehrungseifer des Bischofs Luidger, eines geborenen Friesen, können sie, nachdem ihr tapferer Fürst Ratbod erlegen und in freiwillige Verbannung gegangen ist, nicht länger widerstehen. Um 790 fügen sie sich ihrem Geschicke, leisten den Franken Heeresfolge, stehen nunmehr den Sachsen feindlich gegenüber, treten in das alldeutsche Reich des großen Kaisers wie alle übrigen von ihm unterworfenen Stämme, und erhalten Grafen, als Reichsbeamte, zu Wächtern der staatlichen Einheit und zu Schirmherren der alten Freiheit, welche Karl schützte, nicht vernichtete. Die Regierungsgewalt der Reichsgrafen dauerte indessen nicht länger, als die Tüchtigkeit der Kaiser selbst gedauert hat, und da es mit dieser bald zu Ende ging, so traten sie, erbittert durch wiederholte Einfälle der Normannen in ihr Gebiet und von dem Reiche schutzlos gelassen, zu dem freien friesischen Bund der sieben Seelande zusammen. Die Reichsgewalt versuchte vergeblich, die Abgefallenen zu züchtigen. Sie widerstanden und das Volk der Friesen blieb unabhängig. Nun, da kein fremdes Gesetz mehr im Lande herrschte, bauten sie das Haus ihrer Verfassung und ihres Rechts fester als früher aus. Eine gewandte Hand skizzirt dieses Gebäude so: „In der Nähe von Aurich wurde alljährlich beim Upstalsboom (Obergerichtsbaum) der allgemeine Landtag abgehalten, wozu die einzelnen Landgemeinden ihre Boten sandten, und wo man sich über das allgemeine Beste berieth und über das Landrecht einigte. Die

Friesen wußten und fühlten es, was der Grund wahrer Volksfreiheit sei; eine eigentliche Konstitution, die von Gewaltherrschern verdreht und gedeutelt werden kann, sucht man vergeblich bei ihnen: an ihrem freien Stuhl und der freien Sprache hatten sie ein besseres Palladium ihrer Rechte. „Edler freier Friese", dieß war der schöne Gruß, womit ein friesischer Mann den andern empfing, und lange wachten sie mit Eifer darüber, daß derselbe eine Wahrheit bleibe. Der Stamm der Brokmer duldete selbst, damit die gemeine Freiheit nicht gefährdet sei, keine festen Schlösser und Burgen in seinem Gebiete. Trotz jenes ganz Friesland bis zur Weser umschlingenden Bundes hatte jede Gemeinde ihre besondere Verfassung, selbst ihre besonderen Rechte; eine jede wählte ihren Richter auf ein Jahr; diesem standen, damit der richterlichen Willkür vorgebeugt werde, Talemänner (Sprecher) zur Seite. Ueberdieß war eine doppelte Appellation gestattet, ein Mal von dem Richter der Gemeinde an die des Stammes, das andere Mal von diesem an den allgemeinen Landtag am Upstalsboom. In kirchlicher Hinsicht standen die Friesen unter den Bischöfen von Utrecht, Bremen und Münster; auch dem Klerus gegenüber behaupteten sie ihre Freiheit mit Erfolg; sie gestanden demselben nur freiwillige Spenden zu; von Zehnten und dergl. war bei ihnen nicht die Rede." — Das friesische Recht, in vielen Bestimmungen dem angelsächsischen ähnlich oder gleich, unterschied sich von diesem durch mildere Strafgesetze; namentlich traf den Freien nur bei Tempelschändung der Tod. Dagegen waren ihre Gerechtsame deutlich und fest dort niedergesetzt. „Die Friesen sollen freie Bürger sein, so lange der Wind aus den Wolken wehen und die Welt stehen wird." — „Der freie Friese soll auf keiner Heerfahrt weiter ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Fluth wieder zurück, wegen der Noth, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salzige See und die wilden Seeräuber." — Freiheit war der Odem der ganzen friesischen Gesetzgebung.

In solcher Weise hat sich des Friesenvolks Gemeinwesen gebildet und so stand es viele Jahrhunderte durch, von den Stürmen der Zeit unangefochten, da — eine große, ernste Gestalt, blickend hinaus von der Höhe seiner Deiche und Dämme in das tiefbewegte Meer, mit dem es um die Herrschaft seines Bodens im ewigen Kampfe lag, — und rückwärts hin auf die Binnenländer, wo Krieg und Habsucht unter den verwandten Stämmen dauernden Hader nährten. Niemals Fehde mit den Nachbarn suchend und aller Gelüste nach Vergrößerung seiner Macht bar, war es zufrieden und glücklich im Genuß seiner Freiheit. Während die meisten andern deutschen Volksstämme übereinander geschwemmten Völkerflötzen glichen, zusammengeführt von der Fluth des Kriegs, der Niederlassung und der Eroberung, stand der Friesenstamm allein am reinsten im ersten Urcharakter da. Treue, stolzes Selbstgefühl und Vaterlandsliebe, durch den Kitt der freiesten Verfassung innig verwachsen, gaben dem Charakter des Friesen